UNIVERSAL
LIBRARY

OU_220847

UNIVERSAL
LIBRARY

Nachgelassene Werke

Aus der Zeit der Fröhlichen
Wissenschaft und des Ψ Ψ
Zarathustra (1881/1886.) Ψ

Von

Friedrich Nietzsche

220847



OSMANIA UNIVERSITY LIBRARY

Call No. 193.9/N67W Accession No. 11801

Author V.12

Title Nietzches Werke band. 1901

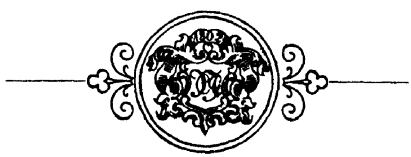
This book should be returned on or before the date last marked below.

Nietzsche's Werke.

Zweite Abtheilung.

Band XII.

(Vierter Band der zweiten Abtheilung.)



Leipzig
Druck und Verlag von C. G. Naumann
1901.

Nachgelaſſene Werke.

Von

Friedrich Nietzſche.

Unveröffentlichtes
aus der Zeit der Fröhlichen Wiſſenſchaft
und des Zarathuſtra.
(1881—1886.)

Zweite, völlig neu geſtaltete Ausgabe.
3. und 4. Tauſend.

Leipzig
Druck und Verlag von C. G. Naumann
1901.

Übersetzungsrecht vorbehalten.

Inhalt.

Seite

Vorwort der Herausgeber VII

Aus der Zeit der Fröhlichen Wissenschaft. (1881/82.) 1

I. Philosophie im Allgemeinen 3

II. Erkenntnißtheorie 21

III. Die ewige Wiederkunft.

1. Darstellung und Begründung der Lehre 51

2. Wirkung der Lehre auf die Menschheit 63

IV. Physik und Metaphysik 71

V. Moral.

1. Allgemeine Fragen der Moralwissenschaft.

a) Ursprung, Wesen und Ende der Moral . . 75

b) Das Unmoralische 85

2. Ethische Prinzipien und Ideale.

a) Die Nützlichkeitstheorie 93

b) Nächstenliebe, Selbstlosigkeit 96

c) Soziale Triebe als Äußerungen des Willens zur Macht 101

d) Individualismus 108

3. Einzelne Betrachtungen 130

VI. Psychologie.

1. Allgemeines.

a) Lust, Schmerz 143

b) Trieb, Wille 148

c) Selbstbewußtsein, Vernunft 155

2. Einzelbemerkungen 157

VII. Religion.

1. Der Gottesglaube 167

2. Bemerkungen über das Christenthum 171

VIII. Kunst.

1. Kunst, Schriftstellerei, Dichtung 175

2. Musik.

a) Allgemeines 179

b) Richard Wagner 182

IX. Weib, Liebe, Ehe 185

X. Cultur.

1. Allgemeines; Historisches 189

2. Modernität und Zukunft 200

XI. Kritische persönliche Bemerkungen. (1881—1883.) . 211

XII. Verschiedenes 227

Seite

Aus der Zeit des Zarathuſtra. (1882—1886.) . . 235
Sprüche und Sentenzen. (1882—1884.) 237
I. 239
II. 261
III. 303
IV. 327
V. 331
VI. 337
VII. 343
Nachträge zum Zarathuſtra. (1882—1886.)
I. Bemerkungen über einige Hauptgedanken des Zarathuſtra. (1882—1884.)
1. Der Übermenſch 357
2. Der Herrſcher und Geſetzgeber 363
3. Die ewige Wiederkunft 369
II. Nachträge zu den ausgeführten Theilen des Zarathuſtra.
1. Zum zweiten Theil. (Frühling, Sommer 1883.) 373
2. Zum dritten Theil. (Herbſt, Winter 1883.) . . 376
3. Zum vierten Theil. (1884/85.) 380
III. Entwürfe und Gedanken zu den unausgeführten Theilen des Zarathuſtra.
1. Entwürfe und Gedanken zu einem abſchließenden (vierten) Theil, 1883: vor Abfaſſung des jetzigen dritten und vierten Theils 391
2. Entwürfe und Gedanken zu einer ſelbſtändigen Fortſetzung des Zarathuſtra, 1884: vor Abfaſſung des jetzigen vierten Theils 404
3. Entwürfe und Gedanken zu einer ſelbſtändigen Fortſetzung des Zarathuſtra, 1885/86: nach Abfaſſung des jetzigen vierten Theils.
a) Aus dem Jahre 1885 413
b) Aus dem Jahre 1886 418

Nachbericht.

Aus der Zeit der Fröhlichen Wiſſenſchaft. (1881/82.) . 423
Sprüche und Sentenzen. (1882—1884.) 428
Nachträge zum Zarathuſtra. (1882—1886.) 429

Anmerkungen.

Aus der Zeit der Fröhlichen Wiſſenſchaft. (1881/82.) . 431
Sprüche und Sentenzen. (1882—1884.) 434
Nachträge zum Zarathuſtra. (1882—1886.) 435

Vorwort der Herausgeber.

Bei der Herausgabe der nachgelassenen Arbeiten aus der Zeit der Fröhlichen Wissenschaft war nach den gleichen Grundsätzen zu verfahren wie bei denen der voraufgehenden Jahre; über diese Grundsätze lese man im Vorwort zum elften Bande nach. Die erkenntnißtheoretischen Hauptgedanken Nietzsche's, welche im Jahre 1881 zum ersten Mal deutlich formulirt wurden, und die ersten Niederschriften über die zu eben dieser Zeit concipirte Theorie von der ewigen Wiederkunft haben wir vollständig mitgetheilt. Wir konnten uns nicht entschließen, hier irgend eine Notiz wegzulassen; so ist das zweite und dritte Capitel etwas breit geworden. Ferner haben wir es vorgezogen, um jeden Anschein einer voreiligen Deutung unsererseits zu vermeiden, die Bemerkungen über die ewige Wiederkunft in ein besonderes Capitel zu stellen und nicht zum vierten Capitel „Physik und Metaphysik" zu ziehen. — Die „kritischen persönlichen Bemerkungen" (S. 211 ff.) hat wiederum Frau Dr. Förster-Nietzsche zusammengestellt.

Wesentlich anders lagen die Verhältnisse bei der nun folgenden Periode des Zarathustra. Das unverwerthete Material ist hier sehr vielseitig und umfangreich.

Über 20 Manuſkripte ſind vorhanden, die unmittelbar zum Zarathuſtra gehören, voller Notizen, Pläne, Gedanken, Wendungen, Sentenzen und Sprüche. Es ſtellte ſich als unmöglich heraus, dies eminent wichtige Material im Rahmen einer Ausgabe zu erſchöpfen. Mit ſeiner Hülfe den Entſtehungs-, Formungs- und Umformungsprozeß des Dichtwerks Zarathuſtra zu verfolgen und die räthſelreichen poetiſch verkleideten Gedanken des philoſophiſchen Werks Zarathuſtra auszulegen, muß ſchon deshalb einer ſpäter erſcheinenden wiſſenſchaftlichen Studie überlaſſen bleiben, weil die Grenzen eines Nachberichts damit weit überſchritten würden. Einige Aufklärung über die Hauptgedanken des Zarathuſtra wird immerhin das erſte Capitel unſerer Nachträge geben, wo wir alle verwerthbaren Aufzeichnungen hierüber mitgetheilt haben. Wir mußten uns dabei natürlich auf die Äußerungen beſchränken, welche direkt auf den Zarathuſtra zu beziehen ſind. Im zweiten Capitel folgen einzelne zurückgebliebene, relativ fertige Partieen der ausgeführten Theile des Zarathuſtra. Das dritte enthält Gedanken und Pläne für die beabſichtigte Weiterführung des Werks. Hier mußte alles veröffentlicht werden, was Aufſchluß über dieſelbe geben kann. Eine Reihe unklarer Stellen mußten wir dabei mit aufnehmen. Die Notizen Nietzſche's ſind ganz embryonaler Art. Über die großen Schwankungen in den Plänen zu dieſer Fortſetzung und Beendigung des Zarathuſtra vergleiche man den Nachbericht, wo die allernothwendigſten Erklärungen gegeben ſind.

Über die Art und Weise nun, wie die Pläne und Gedanken zu den unausgeführten Theilen hier zu veröffentlichen waren, konnte, wie es uns schien, nicht der geringste Zweifel bestehen. Wir mußten sie in großen Zügen chronologisch und im Einzelnen sinnentsprechend hinter einander setzen. Ein „constructives" Verfahren, so wie es bei der ersten Ausgabe dieses Bandes, die aus dem Buchhandel zurückgezogen werden mußte, versucht ist, schien uns geeignet, das vielfach schwankende und lückenhafte Bild, das diese Bruchstücke ergeben, eher zu verwirren, als zu klären. Will man nachschaffen, will man mit Hülfe dieser vorläufigen Notizen ein oder mehrere in sich geschlossene Gebäude oder wenigstens Baupläne herstellen, so muß man weiter gehen und eigene Zusätze machen, um die vorhandenen Lücken und Unklarheiten auszugleichen. Hierfür aber ist augenscheinlich eine wissenschaftliche Ausgabe nicht der rechte Ort. Es sei daher ausdrücklich betont, daß unsere Veröffentlichung Nietzsche's Entwürfe und Bemerkungen unverändert bringt, so wie sie die Manuskripte enthalten (abgesehen von den in den Anmerkungen angegebenen Weglassungen und Ausgleichungen der Hinweise auf einen bestimmten Theil; vgl. Nachb.), während in der früheren Ausgabe von den verschiedensten Stellen her genommene Aufzeichnungen willkürlich in einander gefügt und andere, zusammengehörige, zerrissen sind.

In den Manuskripten zum Zarathustra giebt es außerdem eine große Zahl unverwendeter, einzeln stehender

Sprüche, die für das Werk bestimmt waren, aber keinen Hinweis tragen, an welche Stelle und in welchen Zusammenhang sie kommen sollten. Wir haben sie mit den übrigen Sprüchen der Zeit, die Nietzsche als besonderes Buch herausgeben wollte, zusammengenommen und als „Sprüche und Sentenzen (1882—1884)" vor die Nachträge zum Zarathustra gestellt. — Die Sprüche sind von uns stofflich gruppirt worden; jedoch haben wir eine bis in's Einzelne durchgeführte systematische Anordnung nicht angestrebt, da sie hier, als kaum erreichbar, auch kaum zu verlangen sein dürfte.

Die philosophische Prosaarbeit ist während der Zeit des Zarathustra nicht gänzlich unterbrochen worden. Vom Jahre 1882 an bis zum Jahre 1885 gehen prosaische Niederschriften neben der Arbeit am Zarathustra her, die namentlich im Jahre 1884 sehr umfangreich und bedeutend sind. Veröffentlicht werden dieselben im nächsten Bande werden, da sie ihrem Charakter nach zu den Vorarbeiten des „Jenseits von Gut und Böse" und der „Umwerthung aller Werthe" gehören.

Für eine Reihe ausgezeichneter Rathschläge sind wir denselben Herren verbindlichen Dank schuldig, die uns schon bei Band XI ihre gütige Unterstützung gewährt haben.

Weimar, im April 1901.

Ernst und August Horneffer.

Unveröffentlichtes

aus der Zeit der

Fröhlichen Wiſſenſchaft

und des

Zarathuſtra.

(1881—1886.)

Aus der Zeit

der

Fröhlichen Wiſſenſchaft.

(1881/82.)

I.

Philosophie im Allgemeinen.

1.

Die Wissenschaft stellt auf, worin der Mensch festgeworden ist (nicht worin die Dinge — obschon sie so sich ausdrückt, jetzt!). Die Polypen werden sich des ungeheueren Gebirges bewußt, das sie gebaut haben, das aus ihnen besteht, daß sie ein lebendiges Gebirge von furchtbarer Festigkeit sind.

2.

Zuletzt: unsere idealistische Phantasterei gehört auch zum Dasein und muß in seinem Charakter erscheinen! Es ist nicht die Quelle, aber deshalb ist es doch vorhanden. Unsere höchsten und verwegensten Gedanken sind Charakterstücke der „Wirklichkeit". Unser Gedanke ist von gleichem Stoffe wie alle Dinge.

3.

Wir dürfen nicht wider den Strich die Vernunft der Menschheit entwickeln, aber es ist auch dafür gesorgt, daß wir es nicht können.

4.

Die Erkenntniß hat den Werth: erstens die „absolute Erkenntniß“ zu widerlegen, zweitens die objektive zählbare Welt der nothwendigen Aufeinanderfolge zu entdecken.

5.

Die Wissenschaft hat immer mehr das Nacheinander der Dinge in ihrem Verlaufe festzustellen, so daß die Vorgänge für uns praktikabel werden (zum Beispiel wie sie in der Maschine praktikabel sind). Die Einsicht in Ursache und Wirkung ist damit nicht geschaffen, aber eine Macht über die Natur läßt sich so gewinnen. Der Nachweis hat bald sein Ende, und eine weitere Verfeinerung hätte keinen Nutzen für den Menschen. — Bis jetzt war das die große Errungenschaft des Menschen, in vielen Dingen die ihm mögliche Genauigkeit in der Beobachtung des Nacheinander zu erreichen und so für seine Zwecke nachahmen zu können.

6.

Wie kalt und fremd sind uns bisher die Welten, welche die Wissenschaft entdeckte! Wie verschieden ist zum Beispiel der Leib, wie wir ihn empfinden, sehen, fühlen, fürchten, bewundern, und der „Leib“, wie ihn der Anatom uns lehrt! Die Pflanze, die Nahrung, der Berg und was uns nur die Wissenschaft zeigt —, alles ist eine wildfremde, eben entdeckte, neue Welt, der größte Widerspruch mit unserer Empfindung! Und doch soll allmählich „die Wahrheit“ sich in unseren Traum

verketten und — wir sollen einmal wahrer träumen! — —

7.

Das Bollwerk der Wissenschaft und ihrer Vernunft-Allgemeinheit muß erst errichtet sein, dann kann die Entfesselung der Individuen vor sich gehen: es darf keinen Irrthum dabei geben, weil die Grenzen der Vernünftigkeit vorher festgesetzt und in's Gewissen und den Leib einverleibt wurden. Erst Einverleibung der Wissenschaft — dann: —

8.

Der letzte Nutzen der Erkenntniß und Wissenschaft ist, die Loslösung neuer Eier vom Eierstocke zu ermöglichen und immer neue Arten entstehen zu lassen: denn die Wissenschaft bringt die Kenntnisse der Erhaltungsmittel für neue Individuen. — Ohne Fortschritte der Erkenntniß würden neue Individuen immer schnell zu Grunde gehen, die Existenzbedingungen wären zu schwer und zufällig. Schon die Qual des inneren Widerspruches!

9.

Die Leidenschaft der Erkenntniß sieht sich als Zweck des Daseins, — leugnet sie die Zwecke, so sieht sie sich als werthvollstes Ergebniß aller Zufälle. Wird sie die Werthe leugnen? Sie kann nicht behaupten, der höchste Genuß zu sein! Aber nach ihm zu suchen? Das genußfähigste Wesen auszubilden, als Mittel und Aufgabe dieser Leidenschaft? Die Sinne steigern und den Stolz und den Durst u.s.w.?

Einen Berg hinuntersteigen, die Gegend mit den Augen umarmen, eine ungestillte Begierde dabei. Die leidenschaftlich Liebenden, welche die Vereinigung nicht zu erreichen wissen (bei Lukrez). Der Erkennende verlangt nach Vereinigung mit den Dingen und sieht sich abgeschieden — dies ist seine Leidenschaft. Entweder soll sich alles in Erkenntniß auflösen, oder er löst sich in die Dinge auf — dies ist seine Tragödie. Letzteres sein Tod und dessen Pathos, ersteres sein Streben, alles zu Geist zu machen. — Genuß, die Materie zu besiegen, zu verdunsten, zu vergewaltigen u. s. w. Genuß der Atomistik, der mathematischen Punkte. Gier!

10.

Meine Brüder! Verbergen wir es uns nicht! Die Wissenschaft oder, ehrlicher geredet, die Leidenschaft der Erkenntniß ist da, eine ungeheuere, neue, wachsende Gewalt, dergleichen noch nie gesehen worden ist, mit Adlersschwung, Eulenaugen und den Füßen des Lindwurms — ja sie ist schon jetzt so stark, daß sie sich selber als Problem faßt und fragt: „wie bin ich nur möglich unter Menschen! Wie ist der Mensch fürderhin möglich mit mir!“

11.

Alle Leidenschaft trübt den Blick, erstens für das Objekt, zweitens für den damit Behafteten. Und nun! Paradoxie! Leidenschaft der Erkenntniß, welche gerade die Erkenntniß erkennen will und ebenso den von der Leidenschaft Befallenen! Unmöglich!! Ist diese schöne Unmöglichkeit vielleicht ihr letzter Zauber?

12.

„Wissenschaft" angeblich auf der Liebe zur Wahrheit um ihrer selber willen! Angeblich beim reinen Schweigen des „Willens". In Wahrheit sind alle unsere Triebe thätig, aber in einer besonderen, gleichsam staatlichen Ordnung und Anpassung an einander, so daß ihr Resultat kein Phantasma wird: ein Trieb regt den anderen an, jeder phantasirt und will seine Art Irrthum durchsetzen: aber jeder dieser Irrthümer wird sofort wieder die Handhabe für einen anderen Trieb (zum Beispiel Widerspruch, Analyse u. s. w.). Mit allen den vielen Phantasmen erräth man endlich fast nothwendig die Wirklichkeit und Wahrheit, man stellt so viele Bilder hin, daß endlich eins trifft, es ist ein Schießen aus vielen, vielen Gewehren nach einem Wilde, ein großes Würfelspielen, oft nicht in einer Person, sondern in vielen, in Generationen sich abspielend: wo dann ein Gelehrter eben auch nur ein Phantasma durchführt, und wenn es von einem anderen zu nichte gemacht ist, so hat sich die Zahl der Möglichkeiten (in der die Wahrheit stecken muß) verkleinert — ein Erfolg! Es ist eine Jagd. Je mehr Individuen einer in sich hat, um so mehr wird er allein Aussicht haben, eine Wahrheit zu finden, — dann ist der Kampf in ihm; und alle Kräfte muß er dem einzelnen Phantasma zu Gebote stellen, und später wieder einem anderen, entgegengesetzten: große Schwungkraft, großen Widerwillen am Einerlei, vielen und plötzlichen Ekel muß er haben. — Jene Naturen, welche nur vergleichen, was andere einzelne schon phantasirt haben, bedürfen vor allem der Kälte: diese reden von der „Kälte der Wissenschaft", es sind die Unproduktiven, eine wichtige Klasse Menschen, da sie den Austausch

zwiſchen den Produzenten herſtellen, eine Art Kaufleute, ſie ſchätzen den Werth der Produkte ab. Auch dieſe Fähigkeit kann in einem Menſchen, der ſonſt produktiv iſt, zuletzt noch da ſein. Aber auch noch eine wichtige Fähigkeit: den Genuß an allen den verworfenen Phantasmen, das Schauſpiel ihres Kampfes u. ſ. w. zu haben, — die Natur darin ſehen.

13.

Es iſt eine ganz neue Lage — auch ſie hat ihre Erhabenheit, auch ſie kann heroiſch aufgefaßt werden: obſchon es noch niemand gethan hat. Die wiſſenſchaftlichen Menſchen gewiß nicht: es ſind landläufige Seelen, mit einem von ihrem Empfinden abgeſchloſſenen Reiche ihrer geiſtigen Thätigkeit: für ſie iſt die Wiſſenſchaft vornehmlich etwas Strenges, Kaltes, Nüchternes — kein erſchütternder Ausblick, kein Wagniß, kein Alleinſtehen gegen alle Dämonen und Götter. Die Wiſſenſchaft geht ſie nichts an — das giebt ihnen die Fähigkeit dazu! Hätten ſie Furcht oder Witterung des Ungeheueren — ſo ließen ſie die Hand davon. Dieſe Art Wiſſenſchaft iſt es allein, welche bisher der Staat gefördert hat! — das Streben nach Erkenntniß ohne Heroismus, als Geſchäft, nützliche Verwendung der Verſtandeskräfte u. ſ. w.

14.

Ohne ein leidenſchaftliches Vergnügen an den Abenteuern der Erkenntniß wird es einer ſchwerlich lange in ihrem gefahrvollen Reiche aushalten; und jedem, der für derlei „Ausſchweifungen“ zu feige oder zu keuſch iſt, ſei es billigerweiſe zugeſtanden, ſich auch daraus

eine Tugend und ein Lob zurecht zu machen. Für die stärkeren Geister aber gilt jene Forderung, daß man zwar ein Mensch der Leidenschaft, aber auch der Herr seiner Leidenschaften sein müsse, auch hinsichtlich ihrer Leidenschaft zur Erkenntniß. Wie Napoleon, zum Erstaunen Talleyrand's, seinen Zorn zur gewählten Zeit bellen und brüllen ließ und dann wieder, ebenso plötzlich, zum Schweigen brachte, so soll es der starke Geist auch mit seinen wilden Hunden machen; er muß, wie heftig auch immer in ihm der Wille zur Wahrheit ist — es ist sein wildester Hund —, zur gewählten Zeit der leibhafte Wille zur Unwahrheit, der Wille zur Ungewißheit, der Wille zur Unwissenheit, vor allem zur Narrheit sein können.

15.

Ich habe alle meine Galle nöthig zur Wissenschaft.

16.

In wiefern der Sinn der Redlichkeit die phantastische Gegenkraft der Natur zu reizen vermag! Ob wirklich die Menschen nüchterner werden? — Wir begreifen ja nur durch ein phantastisches Vorwegnehmen und Versuchen, ob die Realität zufällig in dem Phantasiebild erreicht ist; namentlich in der Historie u. s. w. Thukydides und Tacitus müssen Dichter sein. Selbst in der Wissenschaft der einfachsten Vorgänge ist Phantasie nöthig (zum Beispiel Mayer), — aber hier kann noch die Täuschung entstehen, als ob Nüchternheit produktiv wäre!

17.

Ich gestehe, die Welt, wie sie sich mir nach reiflichstem Besinnen darstellt, dieses fortwachsende Phantom der Menschenköpfe, an dem wir alle in voller Blindheit arbeiten, dichten, lieben, schaffen, — dies ist ein Resultat, welches eigentlich meinem männlichen Instinkt zuwider ist: daran mögen sich Frauen und Künstler, gemäß ihrer Instinkte und ihrer Verwandtschaft mit allem Phantomhaften, ergötzen. Ich fürchte bei seinem Anblick für die männlichen Tugenden und weiß nicht recht, wobei sich noch Tapferkeit und Gerechtigkeit und harte, geduldige Vernünftigkeit geltend machen soll, wenn alles so werdend, so phantastisch, so unsicher, so grundlos ist. Nun, wenigstens dies soll uns bleiben: als Männer wollen wir uns doch eben diese Wahrheit sagen, wenn sie nun einmal Wahrheit ist, und sie nicht vor uns verhehlen! Auch dem Anatom ist der Cadaver oft zuwider — aber seine Männlichkeit zeigt sich im Beharren. Ich will erkennen.

18.

Dies ist mir bewußt geworden: in welcher seltsamen Vereinfachung der Dinge und Menschen leben wir! wie haben wir es uns leicht und bequem gemacht und unseren Sinnen einen Freipaß für oberflächliche Beobachtung, unserem Denken für die tollsten, muthwilligsten Sprünge und Fehlschlüsse gegeben! Das Bild, welches allmählich die Wissenschaft ausführt, ist nicht aus anderen Erkenntnißquellen geschöpft: dieselben Sinne, dasselbe Urtheilen und Schließen, aber gleichsam moralisch geworden, stoisch geduldig, tapfer, gerecht, unermüdlich, nicht zu beleidigen, nicht zu entzücken. Es

sind gute Sinne, es ist gutes Denken, was in der Wissenschaft arbeitet. Und diese Wissenschaft deckt nun endlich auch dem guten Menschen seine Oberflächlichkeit und seine Fehlschlüsse auf, die Grundlagen seiner Werthschätzungen, auch seinen Aberglauben, daß der moralische Mensch die Menschheit so weit entwickelt habe: der unmoralische Mensch hat nicht weniger Antheil — und selbst in der Wissenschaft sind fortwährend in seinen Dosen Feindschaft, Mißtrauen, Rache, Widerspruchssinn, List, Argwohn thätig und nöthig: in aller ihrer Tapferkeit, Gerechtigkeit und ἀταραξία ist dieses böse Element. Wenn die einzelnen Forscher nicht einseitig eingenommen für ihren Einfall wären, wenn sie nicht ihre Unterhaltung haben wollten, ihre Mißachtung fürchteten — wenn sie sich nicht gegenseitig durch Neid und Argwohn in Schranken hielten, so fehlte der Wissenschaft ihr gerechter und tapferer Charakter. Aber als Ganzes erzieht sie zu gewissen Werthschätzungen — die res publica der Gelehrten erzwingt eine gewisse moralische Handlungsweise, mindestens den Ausdruck derselben.

19.

Die Wissenschaft lieben, ohne an ihren Nutzen zu denken! Aber vielleicht ist sie ein Mittel, den Menschen in einem unerhörten Sinne zum Künstler zu machen! Bisher sollte sie dienen. — Eine Reihenfolge schöner Experimente ist einer der höchsten Theatergenüsse.

20.

Die Gleichgültigkeit! Ein Ding geht uns nichts an, darüber können wir denken, wie wir mögen, es giebt

keinen Nutzen und Nachtheil für uns, — *das* ist ein Fundament des wissenschaftlichen Geistes. Die Zahl dieser Dinge hat immer zugenommen; die Welt ist immer gleichgültiger geworden; — so nahm die unparteiliche Erkenntniß zu, welche allmählich ein *Geschmack* wurde und endlich eine Leidenschaft *wird*.

21.

Philosophie der Gleichgültigkeit. Was früher am stärksten reizte, wirkt jetzt ganz anders, es wird nur noch als *Spiel* angesehen und gelten gelassen (die Leidenschaften und Arbeiten), als ein Leben im Unwahren prinzipiell verworfen, als Form und Reiz aber ästhetisch genossen und gepflegt, wir stellen uns wie die Kinder zu dem, was früher den *Ernst des Daseins* ausmachte. Unser Streben des Ernstes ist aber, alles als werdend zu verstehen, uns als Individuum zu verleugnen, möglichst aus *vielen* Augen in die Welt sehen, *leben* in Trieben und Beschäftigungen, um damit sich Augen zu machen, *zeitweilig* sich dem Leben überlassen, um hernach zeitweilig über ihm mit dem Auge zu ruhen: die Triebe unterhalten als Fundament alles Erkennens, aber wissen, wo sie Gegner des Erkennens werden: in Summa, *abwarten*, wie weit das *Wissen* und die *Wahrheit* sich *einverleiben* können, — und in wiefern eine Umwandlung des Menschen eintritt, wenn er endlich nur noch lebt, *um zu erkennen*. — Dies ist die Consequenz von der Leidenschaft der Erkenntniß: *es giebt für ihre Existenz kein Mittel*, als die Quellen und Mächte der Erkenntniß, die Irrthümer und Leidenschaften auch zu erhalten, aus deren *Kampfe* nimmt sie ihre erhaltende Kraft. — Wie wird das Leben

in Bezug auf seine Summe von Wohlbefinden sich ausnehmen? Ein Spiel der Kinder, auf welches das Auge des Weisen blickt, Gewalt haben über diesen und jenen Zustand, — und den Tod, wenn so etwas nicht möglich ist. — Nun kommt aber die schwerste Erkenntniß und macht alle Arten Leben furchtbar bedenkenreich: ein absoluter Überschuß von Lust muß nachzuweisen sein, sonst ist die Vernichtung unser selbst in Hinsicht auf die Menschheit als Mittel der Vernichtung der Menschheit zu wählen. Schon dies: wir haben die Vergangenheit, unsere und die aller Menschheit, auf die Wage zu setzen und auch zu überwiegen. — Nein! dieses Stück Menschheitsgeschichte wird und muß sich ewig wiederholen, das dürfen wir aus der Rechnung lassen, darauf haben wir keinen Einfluß: ob es gleich unser Mitgefühl beschwert und gegen das Leben überhaupt einnimmt. Um davon nicht umgeworfen zu werden, darf unser Mitleid nicht groß sein. Die Gleichgültigkeit muß tief in uns gewirkt haben und der Genuß im Anschauen auch. Auch das Elend der zukünftigen Menschheit soll uns nichts angehen. Aber ob wir noch leben wollen, ist die Frage: und wie?

22.

Aufgabe: die Dinge sehen, wie sie sind! Mittel: aus hundert Augen auf sie sehen können, aus vielen Personen! Es war ein falscher Weg, das Unpersönliche zu betonen und das Sehen aus dem Auge des Nächsten als moralisch zu bezeichnen. Viele Nächste und aus vielen Augen und aus lauter persönlichen Augen sehen — ist das Rechte. Das „Unpersönliche“ ist nur das geschwächt Persönliche, Matte, — kann hier und da

auch schon nützlich sein, wo es eben gilt, die Trübung der Leidenschaft aus dem Auge zu entfernen. Die Zweige der Erkenntniß, wo schwache Persönlichkeiten nützlich sind, am besten angebaut (Mathematik u. s. w.). Der beste Boden der Erkenntniß, die starken mächtigen Naturen, werden erst spät für das Erkennen erobert (urbar gemacht u. s. w.). — Hier sind die treibenden Kräfte am größten: aber das gänzliche Verirren und Wildwerden und Aufschießen in Unkraut (Religion und Mystik) ist immer noch das Wahrscheinlichste. Die „Philosophen" sind solche mächtigen Naturen, die für die Erkenntniß noch nicht urbar sind; sie erbauen, tyrannisiren die Wirklichkeit, legen sich hinein. Überall, wo Liebe, Haß u. s. w. möglich sind, war die Wissenschaft noch ganz falsch: hier sind die „Unpersönlichen" ohne Augen für die wirklichen Phänomene und die starken Naturen sehen nur sich und messen alles nach sich. — Es müssen sich neue Wesen bilden.

23.

Willst du ein allgemeines gerechtes Auge werden? So mußt du es als einer, der durch viele Individuen gegangen ist und dessen letztes Individuum alle früheren als Funktionen braucht.

24.

Saugt euere Lebenslagen und Zufälle aus — und geht dann in andere über! Es genügt nicht, ein Mensch zu sein, wenn es gleich der nothwendige Anfang ist! Es hieße zuletzt doch, euch aufzufordern, beschränkt zu werden! Aber aus einem in einen anderen übergehen und eine Reihe von Wesen durchleben!

25.

Die Entstehung des Denkers und die Gefahren, an denen eine solche Entstehung gewöhnlich ihr Ende findet:

1. Die Eltern wollen ihres Gleichen aus ihm machen. 2. Man gewöhnt ihn an Beschäftigungen, die ihm die Kraft und die Zeit zum Denken wegnehmen; Berufe u. s. w. 3. Man erzieht ihn zu einer kostspieligen Lebensweise, der er nun wieder viel Kraft zuwenden muß, um die Mittel dazu zu schaffen. 4. Man gewöhnt ihn an Freuden, welche die des Denkens farblos erscheinen lassen, und an eine Stimmung der Unbehaglichkeit in Gegenwart der Denker und ihrer Werke. 5. Der Geschlechtstrieb will ihn antreiben, sich mit einem Weibe zu verbinden und fürderhin für die Kinder zu leben — nicht mehr für sich selber. 6. Seine Begabung bringt Ehren mit sich: und diese führen ihn zu einflußreichen Personen, welche ein Interesse haben, aus ihm ein Werkzeug zu machen. 7. Die Lust an Erfolgen in einer Wissenschaft macht ihn von den weiteren Zielen abtrünnig: er bleibt an den Mitteln kleben und vergißt den Zweck. — Daraus lassen sich die Maximen der Erziehung des unabhängigen Denkers ableiten. Und Vorschriften, um diese Vorschriften auf's wirksamste einzuprägen (namentlich Entfernung von der Gefahr, Zwang zu denken durch sonstige Unbeschäftigung u. s. w.). Mir liegt an der Erhaltung meiner Art!! —

26.

Über die Beschäftigung mit der Wissenschaft giebt es noch keine schöne und gesunde Sitte. Man überträgt

gedankenlos die Gewohnheiten anderer Beschäftigungen, zum Beispiel des Beamten, Commis, Gärtners, Arbeiters. Der Adel ist deshalb im Großen so fruchtbar, weil er vornehme Sitten hinzubrachte: die vornehmste ist, die Langeweile aushalten zu können. In der That, der wissenschaftliche Mensch muß sich täglich mehrere Stunden auf sich beschränken und, da oft die Gedanken nicht gleich kommen, viele Langeweile ohne Ungeduld hinnehmen. Die Inder verstanden dies!

27.

Sich die Vortheile eines Todten verschaffen — es kümmert sich keiner um uns, weder für noch wider. Sich wegdenken aus der Menschheit, die Begehrungen aller Art verlernen: und den ganzen Überschuß von Kraft auf das Zuschauen verwenden. Der unsichtbare Zuschauer sein!

28.

Moses Mendelssohn, dieser Erzengel der Altklugheit, meinte in Betreff der Zwecke, Spinoza werde doch nicht so närrisch gewesen sein, sie zu leugnen! —

29.

Schopenhauer'n war wohl ein Gedanke Spinoza's im Herzen hängen geblieben: daß das Wesen jedes Dinges appetitus sei, und daß dieser appetitus darin bestehe, im Dasein zu beharren. Dies leuchtete ihm einmal auf und leuchtete ihm so ein, daß er den Vorgang

„Wille“ nie mehr sorgfältig überdacht hat (ebenso wenig wie alle seine Grundbegriffe — er war in Betreff derer ohne Zweifel, weil er ohne rechte Vernunft und Empirie zu ihnen gekommen war).

30.

Wenn ein Forscher zu ungemeinen Resultaten kommt (wie Mayer), so ist dies noch kein Beweis für ungemeine Kraft: zufällig wurde sein Talent an dem Punkte thätig, wo die Entdeckung vorbereitet war. Hätte ein Zufall Mayer'n zum Philologen gemacht, er hätte mit dem gleichen Scharfsinn Namhaftes geleistet, aber nichts, deswegen er zum „Genie“ ausposaunt würde. — Nicht die Resultate beweisen den großen Erkennenden: auch nicht einmal die Methode, indem über diese zu jeder Zeit verschiedene Lehren und Ansprüche existiren. Sondern die Menge namentlich des Ungleichartigen, das Beherrschen großer Massen und das Unifiziren, das mit neuem Auge Ansehen des Alten u. s. w.

31.

Hellwald, Häckel und Consorten: — sie haben die Stimmung der Spezialisten und eine Froschnasen-Weisheit. Das kleine Gehirnstückchen, welches der Erkenntniß ihrer Welt geöffnet ist, hat mit ihrer Gesammtheit nichts zu schaffen, es ist ein Ecken-Talentchen, wie wenn einer zeichnet, ein Anderer Klavier spielt; sie erinnern mich an den alten ehrlichen David Strauß, der ganz harmlos erzählt, wie er sich erst zwicken und zwacken muß, um sich selber festzustellen, ob er noch eine Empfindung für das allgemeine Dasein habe. Diese Spezialisten haben sie nicht und sind deshalb so „kalt“;

Bildungskameele, auf deren Höckern viel gute Einsichten und Kenntnisse sitzen, ohne zu hindern, daß das Ganze doch eben nur ein Kameel ist.

32.

Ist dies meine Aufgabe: déniaiser les savants? Sie wußten nicht, was sie thaten, und dachten nicht viel daran, aber sie hatten einen albernen Hochmuth bei allem ihrem Thun, als ob in ihnen die Tugend selber zur Welt gekommen sei.

33.

Meine Philosophie — den Menschen aus dem Schein herauszuziehen auf jede Gefahr hin! Auch keine Furcht vor dem Zugrundegehen des Lebens!

34.

Wir wollen es nicht machen wie Wagner's Wotan, der mit ungeheurer Wichtigkeit die alte Erda aus ihrem Schlafe weckt, um ihr zu sagen, daß sie weiter schlafen könne, — und auch nicht wie Wagner's Parsifal: ein Arzt, der zwar seine Patientin heilt, doch so, daß diese gleich nach der Heilung stirbt — und zwar mit rückwirkender Kraft: denn irgend ein alter Großvater muß auch deshalb noch sterben. Ja, wir wollen Aufwecker und Ärzte sein, doch so, daß die Aufgeweckten nicht wieder einschlafen müssen, und die Geheilten nicht an der Heilung zu Grunde gehen.

35.

Eine neue Lehre trifft zu allerletzt auf ihre besten Vertreter, auf die altgesicherten und sichernden Naturen,

weil in ihnen die früheren Gedanken mit der Fruchtbarkeit eines Urwaldes durcheinandergewachsen und undurchdringlich sind. Die Schwächeren, Leereren, Kränkeren, Bedürftigeren sind die, welche die neue Infektion aufnehmen, — die ersten Anhänger beweisen nichts gegen eine Lehre. Ich glaube, die ersten Christen waren das unausstehlichste Volk mit ihren „Tugenden".

36.

Forscher wie Lecky können den Verfall einer Meinung nach ihrer größten Herrschaft nie erklären. Die Meinungen (auf der Basis des Geschmacks) sind große Krankheiten über viele Geschlechter hin, physiologisch endlich ausheilend und absterbend — und die Meinungen selber sind nur der uns bekannte Ausdruck eines physiologischen Vorganges. Es giebt individuelle und überindividuelle Krankheiten. Man muß die Menschen studiren, in welchen die Gegenmeinung oder die Skepsis auftaucht: ein neues physiologisches Merkmal ist in ihnen, wahrscheinlich der Keim einer anderen Krankheit. — Die Menschen als die wahnsinnigen Thiere.

II.

Erkenntnißtheorie.

37.

Es giebt wahrscheinlich viele Arten von Intelligenz, aber jede hat ihre Gesetzmäßigkeit, welche ihr die Vorstellung einer anderen Gesetzmäßigkeit unmöglich macht. Weil wir also keine Empirie über die verschiedenen Intelligenzen haben können, ist auch jeder Weg zur Einsicht in den Ursprung der Intelligenz verschlossen. Das allgemeine Phänomen der Intelligenz ist uns unbekannt, wir haben nur den Spezialfall und können nicht verallgemeinern. Hier allein sind wir ganz Sklaven, selbst wenn wir Phantasten sein wollten! Anderseits wird es von jeder Art Intelligenz aus ein Verständniß der Welt geben müssen — aber ich glaube, es ist nur die zu Ende geführte Anpassung der Gesetzmäßigkeit der einzelnen Art Intelligenz — sie führt sich selber überall durch. Jede Intelligenz glaubt an sich —

38.

Die Antinomie: „die Elemente in der gegebenen Wirklichkeit, welche dem wahren Wesen der Dinge fremd sind, können aus diesem nicht herstammen, müssen also hinzugekommen sein — aber woher? da es außer dem

wahren Wesen nichts giebt, — folglich ist eine Erklärung der Welt ebenso nöthig als unmöglich." Dies löse ich so: das wahre Wesen der Dinge ist eine *Erdichtung* des vorstellenden Seins, ohne welche es nicht vorzustellen vermag. Jene Elemente in der gegebenen Wirklichkeit, welche diesem erdichteten „wahren Wesen" fremd sind, sind die Eigenschaften des Seins, sind *nicht* hinzugekommen. Aber auch das vorstellende Sein, dessen Existenz an den *irrthümlichen* Glauben gebunden ist, *muß entstanden sein*, wenn anders jene Eigenschaften (die des Wechsels, der Relativität) dem esse zu eigen sind: *zugleich* muß Vorstellen *und* Glauben an das Selbstidentische und Beharrende entstanden sein. — Ich meine, daß schon *alles Organische* das Vorstellen voraussetzt.

39.

Grundgewißheit. — „Ich stelle vor", also giebt es ein Sein: cogito, ergo *est*. — Daß *ich* dieses vorstellende Sein bin, daß Vorstellen eine *Thätigkeit des Ich* ist, ist nicht mehr gewiß: ebenso wenig alles, *was* ich vorstelle. — Das einzige Sein, welches wir kennen, ist das *vorstellende Sein*. Wenn wir es *richtig beschreiben*, so müssen die Prädikate des Seienden überhaupt darin sein. (Indem wir aber das Vorstellen selber als Objekt des Vorstellens nehmen, wird es da nicht durch die *Gesetze des Vorstellens* getränkt, gefälscht, unsicher? —) Dem Vorstellen ist der *Wechsel* zu eigen, *nicht die Bewegung*: wohl Vergehen und Entstehen, und im Vorstellen selber fehlt alles Beharrende. Dagegen stellt es zwei Beharrende hin, es *glaubt* an das Beharren 1. eines Ich, 2. eines Inhaltes; dieser Glaube an das Beharrende, die Substanz, das heißt an das

Gleichbleiben desselben mit sich, ist ein Gegensatz gegen den Vorgang der Vorstellung selber. (Selbst wenn ich, wie hier, ganz allgemein vom Vorstellen rede, so mache ich ein beharrendes Ding daraus.) An sich klar ist aber, daß Vorstellen nichts Ruhendes ist, nichts Sich-selber-Gleiches, Unwandelbares: das Sein also, welches uns einzig verbürgt ist, ist wechselnd, nicht-mit-sich-identisch, hat Beziehungen (Bedingtes, das Denken muß einen Inhalt haben, um Denken zu sein). — Dies ist die Grundgewißheit vom Sein. Nun behauptet das Vorstellen gerade das Gegentheil vom Sein! Aber es braucht deshalb nicht wahr zu sein! Sondern vielleicht ist dies Behaupten des Gegentheils eben nur eine Existenzbedingung dieser Art von Sein, der vorstellenden Art! Das heißt: es wäre das Denken unmöglich, wenn es nicht von Grund aus das Wesen des esse verkennte: es muß die Substanz und das Gleiche behaupten, weil ein Erkennen des völlig Fließenden unmöglich ist, es muß Eigenschaften dem Sein andichten, um selber zu existiren. Es braucht kein Subjekt und kein Objekt zu geben, damit das Vorstellen möglich ist, wohl aber muß das Vorstellen an beide glauben. — Kurz: was das Denken als das Wirkliche faßt, fassen muß, kann der Gegensatz des Seienden sein!

40.

Unser Intellekt ist nicht zum Begreifen des Werdens eingerichtet, er strebt die allgemeine Starrheit zu beweisen, dank seiner Abkunft aus Bildern. Alle Philosophen haben das Ziel gehabt, zum Beweis des ewigen Beharrens, weil der Intellekt darin seine eigene Form und Wirkung fühlt.

41.

Wir würden ohne die Annahme einer der wahren Wirklichkeit entgegengesetzten Art des Seins nichts haben, an dem es sich messen und vergleichen und abbilden könnte: der Irrthum ist die Voraussetzung des Erkennens. Theilweises Beharren, relative Körper, gleiche Vorgänge, ähnliche Vorgänge, — damit *verfälschen* wir den wahren Thatbestand, aber es wäre unmöglich, von irgend etwas zu wissen, ohne ihn erst so verfälscht zu haben. Es ist nämlich so zwar jede Erkenntniß immer noch falsch, aber es *giebt* doch *so ein Vorstellen*, und unter den Vorstellungen wieder eine Menge *Grade* des *Falschen*. Die Grade des Falschen festzustellen und die Nothwendigkeit des Grundirrthums als der *Lebensbedingung des vorstellenden Seins* — Aufgabe der Wissenschaft. — Nicht: wie ist der Irrthum möglich, heißt die Frage, sondern: *wie ist eine Art Wahrheit trotz* der fundamentalen Unwahrheit im Erkennen überhaupt *möglich*? — Das vorstellende Sein ist *gewiß*, ja unsere einzige Gewißheit: *was* es vorstellt und *wie* es vorstellen muß, ist das Problem. Daß das Sein vorstellt, ist kein Problem, es ist eben die *Thatsache*: ob es ein anderes als ein vorstellendes Sein überhaupt giebt, ob nicht Vorstellen zur *Eigenschaft* des Seins gehört, ist ein Problem.

42.

Die Unwahrheit muß aus dem „eigenen wahren Wesen" der Dinge ableitbar sein: das Zerfallen in Subjekt und Objekt muß dem wirklichen Sachverhalt entsprechen. *Nicht* die Erkenntniß gehört zum Wesen der Dinge, sondern der Irrthum. Der Glaube an das

Unbedingte muß ableitbar aus dem Wesen des esse, aus dem allgemeinen Bedingtsein sein! Das Übel und der Schmerz gehören zu dem, was wirklich ist: aber nicht als dauernde Eigenschaften des esse. Denn Übel und Schmerz sind nur Folgen des Vorstellens, und daß das Vorstellen eine ewige und allgemeine Eigenschaft alles Seins ist, ob es überhaupt dauernde Eigenschaften geben kann, ob nicht das Werden alles Gleiche und Bleibende ausschließt, außer in der Form des Irrthums und Scheins, während das Vorstellen selber ein Vorgang ohne Gleiches und Dauerndes ist? — Ist der Irrthum entstanden als Eigenschaft des Seins? Irren ist dann ein fortwährendes Werden und Wechseln?

43.

Vorstellen selber ist kein Gegensatz der Eigenschaften des esse: sondern nur sein Inhalt und dessen Gesetz. — Gefühl und Wille sind uns nur als Vorstellungen bekannt, somit ist ihre Existenz nicht bewiesen. Wenn sie als Inhalt der Vorstellung und nach dem Gesetz der Vorstellung uns allein bekannt sind, so müssen sie uns als gleich, ähnlich, beharrend u. s. w. erscheinen. In der That, jedes Gefühl wird als etwas irgendwie Dauerndes von uns gefaßt (ein plötzlicher Schlag?), und nicht als etwas an sich Neues und Eigenes, sondern dem Bekannten Ähnliches und Gleiches.

44.

In der Art, wie die Erstlinge organischer Bildungen Reize empfanden und das Außer-sich beurtheilten, muß das lebenerhaltende Prinzip gesucht werden: der-

jenige Glaube siegte, erhielt sich, bei dem das Fortleben möglich wurde: nicht der am meisten wahre, sondern am meisten nützliche Glaube. „Subjekt" ist die Lebensbedingung des organischen Daseins, deshalb nicht „wahr", sondern Subjekt-Empfindung kann wesentlich falsch sein, aber als einziges Mittel der Erhaltung. Der Irrthum Vater des Lebendigen.

Dieser Urirrthum ist als ein Zufall zu verstehen! zu errathen!

45.

In den entwickeltsten Zuständen begehen wir immer noch den ältesten Irrthum: zum Beispiel stellen wir uns den Staat als Ganzes, Dauerndes, Wirkliches, als Ding vor und demgemäß ordnen wir uns ihm ein, als Funktion. Ohne die Vorstellung des Protoplasma von einem „dauernden Dinge" außer ihm gäbe es keine Einordnung, keine Assimilation.

46.

Damit es überhaupt ein Subjekt geben könne, muß ein Beharrendes da sein und ebenfalls viele Gleichheit und Ähnlichkeit da sein. Das unbedingt Verschiedene im fortwährenden Wechsel wäre nicht festzuhalten, an nichts festhaltbar, es flösse ab wie der Regen vom Steine. Und ohne ein Beharrendes wäre gar kein Spiegel da, worauf sich ein Neben- und Nacheinander zeigen könnte: der Spiegel setzt schon etwas Beharrendes voraus. — Nun aber glaube ich: das Subjekt könnte entstehen, indem der Irrthum des Gleichen entsteht, zum Beispiel wenn ein Protoplasma von verschiedenen Kräften (Licht, Elektrizität, Druck) immer nur einen Reiz empfängt und nach dem einen Reiz auf Gleichheit der Ursachen

schließt: oder überhaupt nur eines Reizes fähig ist und alles andere als gleich empfindet — und so muß es wohl im Organischen der tiefsten Stufe zugehen. Zuerst entsteht der Glaube an das Beharren und die Gleichheit außer uns, — und später erst fassen wir uns selber nach der ungeheuren Einübung am Außer-uns als ein Beharrendes und Sich-selber-Gleiches, als Unbedingtes auf. Der Glaube (das Urtheil) müßte also entstanden sein vor dem Selbst-Bewußtsein: in dem Prozeß der Assimilation des Organischen ist dieser Glaube schon da, — das heißt dieser Irrthum! Dies ist das Geheimniß: wie kam das Organische zum Urtheil des Gleichen und Ähnlichen und Beharrenden? Lust und Unlust sind erst Folgen dieses Urtheils und seiner Einverleibung, sie setzen schon die gewohnten Reize der Ernährung aus dem Gleichen und Ähnlichen voraus!

47.

Reiz und veranlassendes Ding von Anbeginn an verwechselt! Die Gleichheit der Reize gab dem Glauben an „gleiche Dinge" den Ursprung: die dauernden gleichen Reize schufen den Glauben an „Dinge", „Substanzen".

48.

Es giebt sehr wenig Reize gegenüber den wahren vielen reizenden Veranlassungen — darauf wurde der älteste Irrthum basirt.

49.

Fortwährend arbeitet noch das Chaos in unserem Geiste: Begriffe, Bilder, Empfindungen werden zufällig

neben einander gebracht, durch einander gewürfelt. Dabei ergeben sich Nachbarschaften, bei denen der Geist stutzt: er erinnert sich des Ähnlichen, er empfindet einen Geschmack dabei, er hält fest und arbeitet an den beiden, je nachdem seine Kunst und sein Wissen ist. — Hier ist das letzte Stückchen Welt, wo etwas Neues combinirt wird, wenigstens so weit das menschliche Auge reicht. Und zuletzt wird es im Grunde eben auch eine neue allerfeinste chemische Combination sein, die wirklich im Werden der Welt noch nicht ihres Gleichen hat.

50.

„Ähnliche" Qualitäten, sollten wir sagen, statt „gleich", — auch in der Chemie. Und „ähnlich" für uns. Es kommt nichts zweimal vor, das Sauerstoff-Atom ist ohne seines Gleichen, in Wahrheit; für uns genügt die Annahme, daß es unzählige gleiche giebt.

51.

„Urbild" ist eine Fiktion wie Zweck, Linie u. s. w. Das der Gestalt nach Ähnliche wird in der Natur nie erstrebt, sondern es entsteht, wo wenig verschiedene Grade in der Quantität der Kräfte walten. „Wenig" verschieden für uns! Und „ähnlich" für uns!

52.

Das Ähnliche ist kein Grad des Gleichen: sondern etwas vom Gleichen völlig Verschiedenes.

53.

Die Nebeneinanderexistenz von zwei ganz Gleichen ist unmöglich: es würde die absolut gleiche Entstehungsgeschichte voraussetzen, in alle Ewigkeit zurück. Dies aber setzte die allgemeine absolut gleiche Entstehungsgeschichte voraus, das heißt, es müßte alles andere auch absolut gleich in allen Zeiten sein, das heißt, der ganze Rest müßte fortwährend sich wiederholen, in sich und losgelöst von den zwei Gleichen. — Aber ebenso kann man mit einer Verschiedenheit schon die absolute Verschiedenheit und Ungleichheit im Nebeneinander beweisen: eine Loslösung ist undenkbar; wenn eins sich ändert, so geht die Nachwirkung in alles hindurch.

54.

Die plötzlichen Dinge haben die Menschen an einen falschen Gegensatz gewöhnt, sie nennen es dauernd, regelmäßig u. s. w., — aber Plötzliches ist fortwährend im Kleinsten da, in jedem Nerv; und es ist eben regelmäßig, ob es auch in der Zeit uns unberechenbar erscheint. Dauernd ist das, dessen Veränderungen wir nicht sehen, weil sie zu allmählich und zu fein für uns sind.

55.

Sähest du feiner, so würdest du alles bewegt sehen: wie das brennende Papier sich krümmt, so vergeht alles fortwährend und krümmt sich dabei.

56.

In Hinsicht auf alle unsere Erfahrung müssen wir immer skeptisch bleiben und zum Beispiel sagen: wir

können von keinem „Naturgesetz“ eine ewige Gültigkeit behaupten, wir können von keiner chemischen Qualität ihr ewiges Verharren behaupten, wir sind nicht fein genug, um den muthmaaßlichen absoluten Fluß des Geschehens zu sehen: das Bleibende ist nur vermöge unserer groben Organe da, welche zusammenfassen und auf Flächen hinlegen, wo so gar nichts existirt. Der Baum ist in jedem Augenblicke etwas Neues: die Form wird von uns behauptet, weil wir die feinste absolute Bewegung nicht wahrnehmen können: wir legen eine mathematische Durchschnittslinie hinein in die absolute Bewegung, überhaupt Linien und Flächen bringen wir hinzu, auf der Grundlage des Intellekts, welches der Irrthum ist: die Annahme des Gleichen und des Beharrens, weil wir nur Beharrendes sehen können und nur bei Ähnlichem (Gleichem) uns erinnern. Aber an sich ist es anders: wir dürfen unsere Skepsis nicht in die Essenz übertragen.

57.

Auch die chemischen Qualitäten fließen und ändern sich: mag der Zeitraum auch ungeheuer sein, daß die jetzige Formel einer Zusammensetzung durch den Erfolg widerlegt wird. Einstweilen sind die Formeln wahr: denn sie sind grob; was ist denn 9 Theile Sauerstoff zu 11 Theilen Wasserstoff! Dies 9 : 11 ist vollends unmöglich genau zu machen, es ist immer ein Fehler bei der Verwirklichung, folglich eine gewisse Spannweite, innerhalb deren das Experiment gelingt. Aber ebenfalls innerhalb derselben ist die ewige Veränderung, der ewige Fluß aller Dinge, in keinem Augenblick ist Sauerstoff genau dasselbe wie im vorigen, sondern etwas Neues: wenn auch diese Neuheit zu fein für alle Messungen ist,

ja die ganze Entwickelung aller der Neuheiten während der Dauer des Menschengeschlechts vielleicht noch nicht groß genug ist, um die Formel zu widerlegen. — Es giebt so wenig Formen, wie Qualitäten.

58.

Unsere Sinne zeigen uns nie ein Nebeneinander sondern stets ein Nacheinander. Der Raum und die menschlichen Gesetze des Raumes setzen die Realität von Bildern, Formen, Substanzen und deren Dauerhaftigkeit voraus, das heißt unser Raum gilt einer imaginären Welt. Vom Raum, der zum ewigen Fluß der Dinge gehört, wissen wir nichts.

59.

Dem wirklichen Verlauf der Dinge muß auch eine wirkliche Zeit entsprechen, ganz abgesehen von dem Gefühle langer und kurzer Zeiträume, wie sie erkennende Wesen haben. Wahrscheinlich ist die wirkliche Zeit unsäglich viel langsamer, als wir Menschen die Zeit empfinden: wir nehmen so wenig wahr, obschon auch für uns ein Tag sehr lang erscheint, gegen denselben Tag im Gefühle eines Insekts. Aber unser Blutumlauf könnte in Wahrheit die Dauer eines Erd- und Sonnenlaufs haben. — Sodann empfinden wir uns wahrscheinlich als viel zu groß und haben darin unsere Überschätzung, daß wir ein zu großes Maaß in den Raum hineinempfinden. Es ist möglich, daß alles viel kleiner ist. Also die wirkliche Welt kleiner, aber viel langsamer bewegt, aber unendlich reicher an Bewegungen, als wir ahnen.

60.

Jedes Ding an jedem Dinge meßbar: aber außerhalb der Dinge giebt es kein Maaß: weshalb an sich jede Größe unendlich groß und unendlich klein ist.

Dagegen giebt es vielleicht eine Zeiteinheit, welche fest ist. Die Kräfte brauchen bestimmte Zeiten, um bestimmte Qualitäten zu werden.

61.

Erst das Nacheinander bringt die Zeitvorstellung hervor. Gesetzt, wir empfänden nicht Ursachen und Wirkungen, sondern ein continuum, so glaubten wir nicht an die Zeit. Denn die Bewegung des Werdens besteht nicht aus ruhenden Punkten, aus gleichen Ruhestrecken. ◎ Die äußere Peripherie eines Rades ist, ebenso wie die innere Peripherie, immer bewegt und, obschon langsamer, doch, im Vergleich zur schneller bewegten inneren, nicht ruhend. Zwischen langsamer und schneller Bewegung ist mit der „Zeit" nicht zu entscheiden. Im absoluten Werden kann die Kraft nie ruhen, nie Unkraft sein: „langsame und schnelle Bewegung derselben" mißt sich nicht an einer Einheit, welche da fehlt. Ein continuum von Kraft ist ohne Nacheinander und ohne Nebeneinander (auch dies setzte wieder menschlichen Intellekt voraus und Lücken zwischen den Dingen). Ohne Nacheinander und ohne Nebeneinander giebt es für uns aber kein Werden, keine Vielheit, — wir könnten nur behaupten, jenes continuum sei eins, ruhig, unwandelbar, kein Werden, ohne Zeit und Raum. Aber das ist eben nur der menschliche Gegensatz.

62.

Unsere Annahme, daß es Körper, Flächen, Linien, Formen giebt, ist erst die Folge unserer Annahme, daß es Substanzen und Dinge, Beharrendes giebt. So gewiß unsere Begriffe Erdichtungen sind, so sind es auch die Gestalten der Mathematik. Dergleichen giebt es nicht, — wir können eine Fläche, einen Kreis, eine Linie ebenso wenig verwirklichen als einen Begriff. Die ganze Unendlichkeit liegt immer als Realität und Hemmniß zwischen zwei Punkten.

63.

Bewegung können wir nicht ohne Linien uns denken: ihr Wesen ist uns verhüllt. „Kraft" in mathematischen Punkten und mathematischen Linien — ist die letzte Consequenz und zeigt den ganzen Unsinn. — Es sind zuletzt praktische Wissenschaften, ausgehend von den Fundamentalirrthümern des Menschen, daß es Dinge und Gleiches giebt.

64.

Es ist wunderbar, daß für unsere Bedürfnisse (Maschinen, Brücken u. s. w.) die Annahmen der Mechanik ausreichen, es sind eben sehr grobe Bedürfnisse und die „kleinen Fehler" kommen nicht in Betracht.

65.

Um vom Großen auf das Kleine zu schließen: wir sehen überall Strömungen wirken, das sind aber keine Linien! So wird es auch wohl im Reich der Atome sein, die Kräfte strömen und üben dabei den Druck

ebenso sehr horizontal aus als in Hinsicht auf das, worauf sie stoßen. Eine Linie ist eine Abstraktion im Verhältniß zu dem wahrscheinlichen Thatbestand: wir können mit keinem Zeichen eine bewegte Kraft malen, sondern isoliren begrifflich erstens die Richtung, zweitens das Bewegte, drittens den Druck u. s. w. In der Wirklichkeit giebt es diese isolirten Dinge nicht!

66.

Wir können nur intellektuelle Vorgänge begreifen: also an der Materie das, was sichtbar, hörbar, fühlbar wird, werden kann! Das heißt: wir begreifen unsere Veränderungen im Sehen, Hören, Fühlen, welche dabei entstehen. Wofür wir keine Sinne haben, das existirt für uns nicht — aber deshalb braucht die Welt nicht zu Ende zu sein. Für Elektrizität zum Beispiel sind unsere Sinne sehr schwach entwickelt. — Auch an einer Leidenschaft, einem Triebe begreifen wir nur den intellektuellen Vorgang daran — nicht das Physiologische, Wesentliche, sondern das bischen Empfindung dabei. Alles zu Willen aufzulösen — sehr naive Verdrehung! — da freilich wäre alles verständlicher! Das war aber immer die Tendenz, alles auf einen intellektuellen oder empfindenden Vorgang zu reduziren — zum Beispiel auf Zwecke u. s. w.

67.

Hier das Gebirge zeigt seine drei Höcker: mit einem schärferen Glase sehe ich eine Menge neuer Höcker, die Linie wird bei jedem schärferen Glase immer neu, die alte zum willkürlichen Phantasma. Endlich komme ich

an den Punkt, wo die Linie nicht mehr zu beobachten ist, weil die Bewegung der Verwitterung unserem Auge entgeht. Die Bewegung aber hebt die Linie auf!

68.

Wir sehen, so weit als wir empfinden, — Empfindung ist aber Idiosynkrasie, also ist auch Sehen (Umkreis und Grad der Deutlichkeit) Idiosynkrasie.

69.

Wir hören wenig und unsicher, wenn wir eine Sprache nicht verstehen, die um uns gesprochen wird. Ebenso bei einer Musik, die uns fremd ist, wie die chinesische. Das Guthören ist also wohl ein fortwährendes Errathen und Ausfüllen der wenigen wirklich wahrgenommenen Empfindungen. Verstehen ist ein erstaunlich schnelles entgegenkommendes Phantasiren und Schließen: aus zwei Worten errathen wir den Satz (beim Lesen), aus einem Vokal und zwei Consonanten ein Wort beim Hören, ja viele Worte hören wir nicht, denken sie aber als gehört. — Was wirklich geschehen ist, ist nach unserem Augenschein schwer zu sagen, — denn wir haben fortwährend dabei gedichtet und geschlossen. Ich habe öfter beim Sprechen mit Personen ihren Gesichtsausdruck so deutlich vor mir, wie ihn meine Augen nicht wahrnehmen können: es ist eine Fiktion zu ihren Worten, die Auslegung in Gebärden des Gesichts.

Ich vermuthe, daß wir nur sehen, was wir kennen; unser Auge ist in der Handhabung zahlloser Formen fortwährend in Übung: — der größte Theil des Bildes ist nicht Sinneneindruck, sondern Phantasie-Erzeug-

niß. Es werden nur kleine Anläſſe und Motive aus den Sinnen genommen, und das wird dann ausgedichtet. Die Phantaſie iſt an Stelle des „Unbewußten" zu ſetzen: es ſind nicht unbewußte Schlüſſe, als vielmehr hingeworfene Möglichkeiten, welche die Phantaſie giebt (wenn zum Beiſpiel Sousreliefs in Reliefs für den Betrachter umſchlagen).

Unſere „Außenwelt" iſt ein Phantaſie-Produkt, wobei frühere Phantaſien als gewohnte, eingeübte Thätigkeiten wieder zum Bau verwendet werden. Die Farben, die Töne ſind Phantaſien, ſie entſprechen gar nicht exakt dem mechaniſchen wirklichen Vorgang, ſondern unſerem individuellen Zuſtande. —

70.

Unſer Gedächtniß beruht auf dem Gleichſehen und Gleichnehmen: alſo auf dem Ungenauſehen; es iſt urſprünglich von der größten Grobheit und ſieht faſt alles gleich an. — Daß unſere Vorſtellungen als auslöſende Reize wirken, kommt daher, daß wir viele Vorſtellungen immer als das Gleiche vorſtellen und empfinden, alſo auf dem groben Gedächtniß, welches gleichſieht und der Phantaſie, welche aus Faulheit gleich dichtet, was in Wahrheit verſchieden iſt. — Die Bewegung des Fußes als Vorſtellung iſt von der darauf folgenden Bewegung höchſt verſchieden!

71.

Wie ganz irrthümlich iſt die Empfindung! Allen unſeren Bewegungen auf Grund von Empfindungen liegen Urtheile zu Grunde, — einverleibte Meinungen über be-

stimmte Ursachen und Wirkungen, über einen Mechanismus, über unser „Ich“ u. s. w. Alles ist aber falsch! Trotzdem: wir mögen es besser wissen, sobald wir praktisch handeln, müssen wir wider das bessere Wissen handeln und uns in den Dienst der Empfindungsurtheile stellen! Das ist die Stufe der Erkenntniß, welche noch viel älter ist als die Stufe der Sprach-Erfindung — meist thierisch!

72.

Wir können dieselbe Bewegung als Ton, Farbe, Wärme, Elektrizität empfinden. Die Empfindung macht die Eigenschaften der Dinge für uns so bunt und mannigfaltig. In Wahrheit könnte alles viel einfacher und anders sein! Wie unterscheiden wir zwischen Roth und Blau, wie wirkt es anders auf das Gemüth, namentlich von Irren! — und doch! Die Empfindung macht die Klüfte, die Differenzen viel größer, als sie in der Natur sind.

73.

Das Großartige in der Natur, alle Empfindungen des Hohen, Edlen, Anmuthigen, Schönen, Gütigen, Strengen, Gewaltigen, Hinreißenden, die wir in der Natur und bei Mensch und Geschichte haben, sind nicht unmittelbare Gefühle, sondern Nachwirkungen zahlloser uns einverleibter Irrthümer, — es wäre alles kalt und todt für uns, ohne diese lange Schule. Schon die sicheren Linien des Gebirgs, die sicheren Farbenabstufungen, die verschiedene Lust an jeder Farbe sind Erbstücke: irgendwann war diese Farbe weniger mit gefahrdrohenden Erscheinungen verknüpft als eine andere und allmählich wirkte sie beruhigend (wie das Blau).

74.

49 Centner weniger atmosphärischen Druck hier in der Höhe von 6000 Fuß: lasse ich meine Empfindung zu Worte kommen, so sagt sie dagegen: „zwei Pfund weniger zu tragen als drunten am Meere, — und vielleicht nicht einmal so viel weniger!“

75.

Ich bin immer erstaunt, in's Freie tretend, zu denken, mit welcher herrlichen Bestimmtheit alles auf uns wirkt, der Wald so und der Berg so, und daß gar kein Wirrwarr und Versehen und Zögern in uns ist, in Bezug auf alle Empfindungen. Und doch muß die allergrößte Unsicherheit und etwas Chaotisches dagewesen sein, erst in ungeheuren Zeitstrecken ist das alles so *fest* vererbt. Menschen, die wesentlich anders empfanden, über Raumentfernung, Licht und Farbe u. s. w., sind bei Seite gedrängt worden und konnten sich schlecht fortpflanzen. Diese Art *anders* zu empfinden muß in langen Jahrtausenden als „*die Verrücktheit*“ empfunden und gemieden worden sein. Man verstand sich nicht mehr, man ließ die „Ausnahme“ bei Seite, zu Grunde gehen. Eine ungeheure Grausamkeit seit Beginn alles Organischen hat existirt, alles ausscheidend, was „*anders empfand*“. — Die *Wissenschaft* ist vielleicht nur eine Fortsetzung dieses Ausscheidungsprozesses, sie ist völlig unmöglich, wenn sie nicht den „Normalmenschen“ als oberstes, mit allen Mitteln zu erhaltendes „Maaß“ anerkennt! — Wir leben in den Überresten der Empfindungen unserer Urahnen: gleichsam in Versteinerungen des Gefühls. Sie haben gedichtet und phantasirt, — aber die Entscheidung, ob eine solche

Dichtung und Phantasma leben bleiben durfte, war durch die Erfahrung gegeben, ob sich mit ihr *leben* lasse oder ob man mit ihr zu Grunde gehe. Irrthümer oder Wahrheiten, — *wenn* nur *Leben* mit ihnen möglich war! Allmählich ist da ein undurchdringliches *Netz* entstanden! Darein *verstrickt* kommen wir in's Leben, und auch die Wissenschaft löst uns nicht heraus.

76.

Ohne die ungeheure Sicherheit des *Glaubens* und Bereitwilligkeit des *Glaubens* wäre Mensch und Thier nicht *lebensfähig*. Auf Grund der *kleinsten* Induktion zu verallgemeinern, eine Regel für sein Verhalten machen, das einmal Gethane, das sich bewährt, als das *einzige* Mittel zum Zweck zu glauben, — *das*, im Grunde die *grobe* Intellektualität, hat Mensch und Thier erhalten. Unzählig oft sich so zu irren und am Fehlschluß leiden ist lange nicht so schädigend im Ganzen, als die Skepsis und Unentschlossenheit und Vorsicht. Den *Erfolg* und den Mißerfolg als Beweise und Gegenbeweise gegen den Glauben betrachten ist menschlicher *Grundzug*: „was *gelingt*, dessen Gedanke ist *wahr*." — Wie sicher steht in Folge dieses wüthenden, gierigen Glaubens die Welt vor uns! Wie sicher führen wir alle Bewegungen aus! „Ich schlage" — wie sicher empfindet man das! — Also die *niedrige* Intellektualität, das *unwissenschaftliche* Wesen ist *Bedingung* des Daseins, des Handelns, wir würden verhungern ohne dies: die Skepsis und die Vorsicht sind erst spät und immer nur selten erlaubt. *Gewohnheit* und *unbedingter Glaube*, daß es so sein muß, wie es ist, ist Fundament alles Wachsthums und Starkwerdens. — Unsere ganze Weltbetrachtung ist so

entstanden, daß sie durch den Erfolg bewiesen wurde, wir können mit ihr leben (Glaube an Außendinge, Freiheit des Wollens). Ebenso wird jede Sittlichkeit nur so bewiesen. — Da entsteht nun die große Gegenfrage: es kann wahrscheinlich unzählige Arten des Lebens geben, und folglich auch des Vorstellens und Glaubens. Wenn wir alles Nothwendige in unserer jetzigen Denkweise feststellen, so haben wir nichts für das „Wahre an sich" bewiesen, sondern nur „das Wahre für uns", das heißt das Dasein-uns-Ermöglichende auf Grund der Erfahrung, — und der Prozeß ist so alt, daß Umdenken unmöglich ist. Alles a priori gehört hierher.

77.

Begreift man, wie auch jetzt noch das Leben im Großen (im Gange der Staaten, Sittlichkeiten u. s. w.) durch Irrthümer gezeugt wird: wie die Irrthümer aber immer höher und feiner werden müssen: so wird es wahrscheinlich, daß das, was ursprünglich das Leben zeugte, eben der denkbar gröbste Irrthum war, — daß zuerst sich dieser Irrthum entwickelt hat, und daß überhaupt die ältesten und am besten einverleibten Irrthümer es seien, auf denen der Fortbestand der Gesellschaft beruht. Nicht die Wahrheit, sondern die Nützlichkeit und Erhaltungsfähigkeit von Meinungen hat sich im Verlauf der Empirie beweisen müssen; es ist ein Wahn, dem auch unsere jetzige Erfahrung widerspricht, daß die möglichste Anpassung an den wirklichen Sachverhalt die lebengünstigste Bedingung sei. — Es kann sehr viele Ansätze zu Vorstellungen über die Dinge gegeben haben, die wahrer waren (und es giebt deren immer noch), aber sie gehen zu Grunde, sie wollen sich nicht mehr einver-

leiben; — das Fundament von Irrthümern, auf dem jetzt alles ruht, wirkt auswählend, regulirend, es verlangt von allem „Erkannten“ eine Anpassung als Funktion, — sonst scheidet es dasselbe aus. — Innerhalb jedes kleinen Kreises wiederholt sich der Prozeß: es werden viele Ansätze zu neuen Meinungen gemacht, aber eine Auswahl findet statt, das Lebendige, Im-Leben-bleiben-Wollende entscheidet. Meinungen haben nie etwas zu Grunde gerichtet, aber bei allem Zugrundegehen schießen die Meinungen frei auf, die bisher unterdrückt wurden. Jede neue Erkenntniß ist schädigend, bis sie sich in ein Organ der alten verwandelt hat und die Hierarchie von Alt und Jung in derselben anerkennt, — sie muß lange embryonal-schwach bleiben; Ideen treten oft spät erst in ihrer Natur auf, sie hatten Zeit nöthig, sich einzuverleiben und groß zu wachsen.

78.

Die gewöhnlichen Gedanken (und alles, was man unter gesundem Menschenverstand begreift) genießen deshalb eine so hohe Achtung und werden deshalb im Grunde jedermann zur Pflicht gemacht, weil diese Art zu denken eine große Bewährung für sich hat: mit ihr ist die Menschheit nicht zu Grunde gegangen; dies genügt, um die Menschheit zu dem Schlusse zu bringen — sie schließt so gern und so schnell! — daß der gesunde Menschenverstand die Wahrheit für sich habe. „Wahr“ — das ist im Allgemeinen nur so viel als: zweckmäßig zur Erhaltung der Menschheit. Woran ich zu Grunde gehe, wenn ich es glaube — wird da geschlossen — das ist für mich nicht wahr — es ist eine willkürliche, ungehörige Relation meines Wesens zu anderen Dingen.

79.

Zuletzt thun wir nicht mehr mit der Erkenntniß als die Spinne mit Netze-weben und Jagd und Aussaugen thut: sie will leben vermöge dieser Künste und Thätigkeiten und ihre Befriedigung haben — und ebendies wollen auch wir, wenn wir Erkennenden Sonnen und Atome erhaschen, festhalten und gleichsam feststellen — wir sind da auf einem Umwege zu uns hin, zu unseren Bedürfnissen, welche auf die Dauer bei jeder unmenschlichen und rein willkürlichen Perspektive ungesättigt bleiben und uns Noth machen. Die Wissenschaft hat ein feines Gehör für den Nothschrei der Bedürfnisse, und oft ein prophetisches Gehör. Um die Dinge so zu sehen, daß wir dabei unsere Bedürfnisse befriedigen können, müssen wir unsere menschliche Optik bis in ihre letzten Folgen treiben. Du Mensch selber, mit deinen fünf bis sechs Fuß Länge — du selber gehörst in diese Optik hinein, du bist auf die Schwäche deiner Sinnesorgane hin von dir construirt — und wehe, wenn es anders wäre, wenn unsere Organe noch schwächer wären, und das Auge nicht einmal die Hand erreichte oder sie in einer so unbestimmten Ferne schweben sähe, daß eine Gesammtconstruktion des Menschen für den Menschen selber unmöglich wäre! — Unsere Erkenntniß ist keine Erkenntniß an sich und überhaupt nicht sowohl ein Erkennen als ein Weiterschließen und Ausspinnen: es ist die großartige, seit Jahrtausenden wachsende Folgerung aus lauter nothwendigen optischen Irrthümern — nothwendig, falls wir überhaupt leben wollen — Irrthümern, falls alle Gesetze der Perspektive Irrthümer an sich sein müssen. Unsere Gesetze und Gesetzmäßigkeiten sind es, die wir in die Welt hineinlegen — so sehr der Augen-

schein das Umgekehrte lehrt und uns selber als die Folge jener Welt, jene Gesetze als die Gesetze derselben in ihrer Wirkung auf uns zu zeigen scheint. Unser Auge wächst — und wir meinen, die Welt sei im Wachsen. Unser Auge, welches ein unbewußter Dichter und ein Logiker zugleich ist! Welches jetzt einen Spiegel darstellt, auf dem sich die Dinge nicht als Flächen, sondern als Körper zeigen — als seiend und beharrend, als uns fremd und unzugehörig, als Macht neben unserer Macht! Dieses Spiegel-Bild des Auges malt die Wissenschaft zu Ende! — und damit beschreibt sie ebenso die bisher geübte Macht des Menschen als sie dieselbe weiter übt — unsere dichterisch-logische Macht, die Perspektiven zu allen Dingen festzustellen, vermöge deren wir uns lebend erhalten.

80.

Ist es denn „die Wahrheit", welche allmählich durch die Wissenschaft festgestellt wird? Ist es nicht vielmehr der Mensch, welcher sich feststellt — welcher eine Fülle von optischen Irrthümern und Beschränktheiten aus sich gebiert oder aus einander ableitet, bis die ganze Tafel beschrieben ist und der Mensch in seinen Beziehungen zu allen übrigen Kräften feststeht? Die Wissenschaft führt den ungeheuren Prozeß nur weiter, der mit dem ersten organischen Wesen begann, sie ist eine schaffende, bildende, constitutive Gewalt und kein Gegensatz zur schaffenden, bildenden, constitutiven Gewalt, wie die Schlechtunterrichteten glauben. Wir fördern die Wissenschaft — meine Freunde! das heißt auf die Dauer unbedingt nichts anderes als: wir fördern den Menschen und machen ihn fester und unwandelbarer, so sehr auch zeitweilig der Augenschein gegen uns ist, und so gewiß

wir vielem, worin beschränktere Zeiten alle menschliche Fähigkeit und Dauer begründet sahen, den Grund unter den Füßen wegziehen, zum Beispiel der üblichen Moral.

81.

Im Grunde ist die Wissenschaft darauf aus, festzustellen, wie der *Mensch* — *nicht* das Individuum — zu allen Dingen und zu sich selber empfindet, also die Idiosynkrasie einzelner und Gruppen *auszuscheiden* und das *beharrende* Verhältniß festzustellen. Nicht die Wahrheit, *sondern der Mensch* wird erkannt, und zwar innerhalb aller Zeiten, wo er existirt, das heißt ein Phantom wird *construirt*, fortwährend arbeiten alle daran, um das zu finden, worüber man *übereinstimmen muß*, weil es zum Wesen des Menschen gehört. Dabei lernte man, daß Unzähliges nicht wesenhaft war, wie man lange glaubte, und daß mit der Feststellung des Wesenhaften nichts für die Realität bewiesen sei, als daß *die Existenz des Menschen bis jetzt vom Glauben* an diese „Realität" abgehangen hat (wie Körper, Dauer der Substanz u. s. w.). — Die Wissenschaft setzt also den Prozeß nur *fort*, der das Wesen der Gattung *constituirt* hat, den Glauben an gewisse Dinge endemisch zu machen und den Nichtglaubenden auszuscheiden und absterben zu lassen. Die erreichte *Ähnlichkeit* der Empfindung (über den Raum oder das Zeitgefühl oder das Groß- und Kleingefühl) ist eine Existenzbedingung der Gattung geworden, aber mit der Wahrheit hat es nichts zu thun. Der „Verrückte", die Idiosynkrasie beweisen nicht die Unwahrheit einer Vorstellung, sondern deren Abnormität; es läßt sich mit ihr nicht für eine Masse *leben*. Es ist der *Masseninstinkt*, der auch in der Er-

kenntniß waltet: ihre Existenzbedingungen will sie immer besser erkennen, um immer länger zu leben. Uniformität der Empfindung, ehemals durch Gesellschaft, Religion erstrebt, wird jetzt durch die Wissenschaft erstrebt: der Normalgeschmack an allen Dingen wird festgestellt, die Erkenntniß, ruhend auf dem Glauben an das Beharrende, steht im Dienste der gröberen Formen des Beharrens (Masse, Volk, Menschheit) und will die feineren Formen, den idiosynkratischen Geschmack ausscheiden und tödten, — sie arbeitet gegen die Individualisirung, den Geschmack, der für einen Lebensbedingung ist. — Die Gattung ist der gröbere Irrthum, das Individuum der feinere Irrthum, es kommt später. Es kämpft für seine Existenz, für seinen neuen Geschmack, für seine relativ einzige Stellung zu allen Dingen — es hält diese für besser als den Allgemeingeschmack und verachtet ihn. Es will herrschen. Aber da entdeckt es, daß es selber etwas Wandelndes ist und einen wechselnden Geschmack hat, mit seiner Feinheit geräth es hinter das Geheimniß, daß es kein Individuum giebt, daß im kleinsten Augenblick es etwas anderes ist als im nächsten, und daß seine Existenzbedingungen die einer Unzahl Individuen sind: der unendlich kleine Augenblick ist die höhere Realität und Wahrheit, ein Blitzbild aus dem ewigen Flusse. So lernt es: wie alle genießende Erkenntniß auf dem groben Irrthum der Gattung, den feineren Irrthümern des Individuums und dem feinsten Irrthum des schöpferischen Augenblicks beruht.

82.

Nur die Arten von Annahmen, mit denen ein Weiterleben möglich war, haben sich erhalten — das die älteste

Kritik, und lange die einzige! Dadurch sind die gröbsten Irrthümer uns einverleibt, unausrottbar — denn sie verhinderten oft nicht das Weiterleben. Ob eine Annahme auf die Dauer Schaden brachte (zum Beispiel die Annahme, daß ein Getränk gesund sei, doch das Leben auf die Dauer verkürzte), das kam nicht in Betracht. Die Kurzlebigkeit des Menschen mag die Folge fehlerhafter einverleibter Annahmen sein.

Am Beginn aller geistigen Thätigkeit stehen die gröbsten Annahmen und Erdichtungen, zum Beispiel Gleiches, Ding, Beharren. Sie sind gleichaltrig mit dem Intellekt und er hat sein Wesen danach gemodelt. — Nur die Annahmen blieben, mit denen sich das organische Leben vertrug.

83.

Es hat unzählige modi cogitandi gegeben, aber nur die, welche das organische Leben vorwärts brachten, haben sich erhalten — werden es die feinsten gewesen sein? — Die Simplifikation ist das Hauptbedürfniß des Organischen; die Verhältnisse viel gedrängter sehen, Ursache und Wirkung ohne die vielen Mittelglieder fassen, vieles Unähnliche ähnlich finden — das war nöthig — so fand ein unvergleichlich größeres Suchen nach Nahrung und Assimilation statt, weil der Glaube, daß etwas zur Nahrung zu finden sei, viel öfter erregt wurde — ein großer Vortheil im Wachsthum des Organischen! Das Begehren, vertausendfacht durch die vertausendfachte Wahrscheinlichkeit der Befriedigung, die Organe des Suchens gestärkt —: das Irren und Sich-vergreifen mag in's Unzählige wachsen, aber die günstigen Griffe werden häufiger! Der „Irrthum" ist das Mittel zum glücklichen Zufall!

84.

Wenn wir allmählich die Gegensätze zu allen unseren Fundamentalmeinungen formuliren, nähern wir uns der Wahrheit. Es ist zunächst eine kalte, todte Begriffswelt; wir verquicken sie mit unseren anderen Irrthümern und Trieben und ziehen so ein Stück nach dem anderen in das Leben hinein. In der Anpassung an den lebenden Irrthum kann allein die zunächst immer todte Wahrheit zum Leben gebracht werden.

85.

Ich erkenne etwas Wahres nur als Gegensatz zu einem wirklich lebendigen Unwahren: so kommt das Wahre ganz kraftlos, als Begriff, zur Welt und muß sich durch Verschmelzung mit lebendigen Irrthümern erst Kräfte geben! Und darum muß man die Irrthümer leben lassen und ihnen ein großes Reich zugestehen. — Ebenso: um individuell leben zu können, muß erst die Gesellschaft hoch gefördert sein und fort und fort gefördert werden — der Gegensatz: im Bunde mit ihr bekommt das Individuelle zuerst einige Kraft. — Endlich erscheint ein Punkt, wo wir über das Individuelle und Idiosynkratische hinaus wollen: aber nur im Bunde mit dem Individuum, dem Gegensatze, können wir diesem Streben Kräfte verleihen.

86.

Herrliche Entdeckung: es ist nicht alles unberechenbar, unbestimmt! Es giebt Gesetze, die über das Maaß des Individuums hinaus wahr bleiben! Es hätte ja ein anderes Resultat sich ergeben können!

87.

Ach, nun müssen wir die Unwahrheit umarmen und der Irrthum wird jetzt erst zur Lüge, und die Lüge vor uns wird zur Lebensnothwendigkeit!

88.

Wir haben zeitweilig die Blindheit nöthig und müssen gewisse Glaubensartikel und Irrthümer in uns unberührt lassen — so lange sie uns im Leben erhalten.

Wir müssen gewissenlos sein in Betreff von Wahrheit und Irrthum, so lange es sich um das Leben handelt — eben damit wir das Leben dann wieder im Dienste der Wahrheit und des intellektuellen Gewissens verbrauchen. Dies ist unsere Ebbe und Fluth, die Energie unserer Zusammenziehung und Ausbreitung.

89.

Damit es irgend einen Grad von Bewußtsein in der Welt geben könne, mußte eine unwirkliche Welt des Irrthums entstehen: Wesen mit dem Glauben an Beharrendes, an Individuen u. s. w. Erst nachdem eine imaginäre Gegenwelt im Widerspruch zum absoluten Flusse entstanden war, konnte auf dieser Grundlage etwas erkannt werden, — ja zuletzt kann der Grundirrthum eingesehen werden, worauf alles beruht (weil sich Gegensätze denken lassen), — doch kann dieser Irrthum nicht anders als mit dem Leben vernichtet werden: die letzte Wahrheit vom Fluß der Dinge verträgt die Einverleibung nicht, unsere Organe (zum Leben) sind auf den Irrthum eingerichtet. So entsteht im Weisen der

Widerſpruch des Lebens und ſeiner letzten Entſcheidungen: ſein Trieb zur Erkenntniß hat den Glauben an den Irrthum und das Leben darin zur Vorausſetzung. Leben iſt Bedingung des Erkennens. Irren iſt die Bedingung des Lebens, und zwar im tiefſten Grunde Irren. Wiſſen um das Irren hebt es nicht auf! Das iſt nichts Bitteres! Wir müſſen das Irren lieben und pflegen, es iſt der Mutterſchooß des Erkennens. Die Kunſt als die Pflege des Wahns — unſer Cultus. Um des Erkennens willen das Leben lieben und fördern, um des Lebens willen das Irren, Wähnen lieben und fördern. Dem Daſein eine äſthetiſche Bedeutung geben, unſeren Geſchmack an ihm mehren, iſt Grundbedingung aller Leidenſchaft der Erkenntniß. So entdecken wir auch hier eine Nacht und einen Tag als Lebensbedingung für uns: Erkennen-wollen und Irren-wollen ſind Ebbe und Fluth. Herrſcht eines abſolut, ſo geht der Menſch zu Grunde, und zugleich die Fähigkeit.

III.

Die ewige Wiederkunft.

1. Darſtellung und Begründung der Lehre.

90.

Das Maaß der All-Kraft iſt beſtimmt, nichts „Unendliches“: hüten wir uns vor ſolchen Ausſchweifungen des Begriffs! Folglich iſt die Zahl der Lagen, Veränderungen, Combinationen und Entwickelungen dieſer Kraft zwar ungeheuer groß und praktiſch „unermeßlich“, aber jedenfalls auch beſtimmt und nicht unendlich. Wohl aber iſt die Zeit, in der das All ſeine Kraft übt, unendlich, das heißt, die Kraft iſt ewig gleich und ewig thätig: — bis dieſen Augenblick iſt ſchon eine Unendlichkeit abgelaufen, das heißt alle möglichen Entwickelungen müſſen ſchon dageweſen ſein. Folglich muß die augenblickliche Entwickelung eine Wiederholung ſein und ſo die, welche ſie gebar und die, welche aus ihr entſteht und ſo vorwärts und rückwärts weiter! Alles iſt unzählige Male dageweſen, inſofern die Geſammtlage aller Kräfte immer wiederkehrt. Ob je, davon abgeſehen, irgend etwas Gleiches dageweſen iſt, iſt ganz unerweislich. Es ſcheint, daß die Geſammtlage bis in's Kleinſte hinein die Eigenſchaften neu bildet, ſo daß zwei verſchiedene Geſammtlagen nichts Gleiches haben können.

Ob es in einer Gesammtlage etwas Gleiches geben kann, zum Beispiel zwei Blätter? Ich zweifle: es würde voraussetzen, daß sie eine absolut gleiche Entstehung hätten, und damit hätten wir anzunehmen, daß bis in alle Ewigkeit zurück etwas Gleiches bestanden habe, trotz aller Gesammtlagen-Veränderungen und Schaffung neuer Eigenschaften — eine unmögliche Annahme!

91.

Ehemals dachte man, zur unendlichen Thätigkeit in der Zeit gehöre eine unendliche Kraft, die durch keinen Verbrauch erschöpft werde. Jetzt denkt man die Kraft stets gleich, und sie braucht nicht mehr unendlich groß zu werden. Sie ist ewig thätig, aber sie kann nicht mehr unendliche Fälle schaffen, sie muß sich wiederholen: das ist mein Schluß.

92.

Unendlich viele Kraftlagen hat es gegeben, aber nicht unendlich verschiedene: letzteres setzte eine unbestimmte Kraft voraus. Sie hat nur eine „Zahl" von möglichen Eigenschaften.

93.

Das unendlich neue Werden ist ein Widerspruch, es würde eine unendlich wachsende Kraft voraussetzen. Aber wovon sollte sie wachsen! Woher sich ernähren, mit Überschuß ernähren! Die Annahme, das All sei ein Organismus, widerstreitet dem Wesen des Organischen.

94.

In welchem Satze und Glauben drückt sich am besten die entscheidende Wendung aus, welche durch das Übergewicht des wissenschaftlichen über den religiösen, götter-erdichtenden Geist eingetreten ist? Wir bestehen darauf, daß die Welt, als eine Kraft, nicht unbegrenzt gedacht werden darf — wir verbieten uns den Begriff einer unendlichen Kraft, als mit dem Begriff „Kraft" unverträglich.

95.

Unendlich neue Veränderungen und Lagen einer bestimmten Kraft ist ein Widerspruch, denke man sich dieselbe noch so groß und noch so sparsam in der Veränderung, vorausgesetzt, daß sie ewig ist. Also wäre zu schließen: 1. entweder sie ist erst von einem bestimmten Zeitpunkte an thätig und wird ebenso einmal aufhören, — aber Anfang des Thätigseins ist absurd; wäre sie im Gleichgewicht, so wäre sie es ewig! 2. Oder es giebt nicht unendlich neue Veränderungen, sondern ein Kreislauf von bestimmter Zahl derselben spielt sich wieder und wieder ab: die Thätigkeit ist ewig, die Zahl der Produkte und Kraftlagen endlich.

96.

Wenn nicht alle Möglichkeiten in der Ordnung und Relation der Kräfte bereits erschöpft wären, so wäre noch keine Unendlichkeit verflossen. Weil dies eben sein muß, so giebt es keine neue Möglichkeit mehr und alles muß schon dagewesen sein, unzählige Male.

97.

Die vorhandene Welt von Kräften leitet zurück auf einen einfachsten Zustand dieser Kräfte: und ebenso vorwärts auf einen einfachsten Zustand, — könnten und müßten beide Zustände nicht identisch sein? Aus einem System bestimmter Kräfte, also aus einer meßbar sicheren Kraft kann sich keine Unzähligkeit der Zustände ergeben. Nur bei der falschen Annahme eines unendlichen Raumes, in welchen sich die Kraft gleichsam verflüchtigt, ist der letzte Zustand ein unproduktiver, todter.

98.

Grundsätze. — Der letzte physikalische Zustand der Kraft, den wir erschließen, muß auch nothwendig der erste sein. Die Auflösung der Kraft in latente Kraft muß die Ursache der Entstehung der lebendigsten Kraft sein. Denn einem Zustand der Negation muß der Zustand der höchsten Position folgen. Raum ist wie Materie eine subjektive Form, Zeit nicht. Raum ist erst durch die Annahme leeren Raumes entstanden. Den giebt es nicht. Alles ist Kraft.

Bewegtes und Bewegendes können wir nicht zusammen denken, aber das macht Materie und Raum. Wir isoliren.

99.

Zur Wieder-Entstehung der Welt. — Aus zwei Negationen entsteht eine Position, wenn die Negationen Kräfte sind. (Es entsteht Dunkel aus Licht gegen Licht, Kälte aus Wärme gegen Wärme u. s. w.)

100.

Ein labiles Gleichgewicht kommt in der Natur so wenig vor, wie zwei congruente Dreiecke. Folglich auch kein Stillstand der Kraft überhaupt. Wäre der Stillstand möglich, so wäre er eingetreten.

101.

Das völlige Gleichgewicht muß entweder an sich eine Unmöglichkeit sein, oder die Veränderungen der Kraft treten in den Kreislauf ein, bevor jenes an sich mögliche Gleichgewicht eingetreten ist. — Dem Sein „Selbsterhaltungsgefühl" zuschreiben! Wahnsinn! Den Atomen „Streben von Lust und Unlust!"

102.

Die Mechanik nimmt die Kraft als etwas absolut Theilbares: aber sie muß erst jede ihrer Möglichkeiten an der Wirklichkeit controliren. Es ist bei jener Kraft eben nichts in gleiche Theile theilbar; in jeder Lage ist sie Eigenschaft, und Eigenschaften kann man nicht halbiren: weshalb es nie ein Gleichgewicht der Kraft gegeben hat.

103.

Wäre ein Gleichgewicht der Kraft irgendwann einmal erreicht worden, so dauerte es noch: also ist es nie eingetreten. Der augenblickliche Zustand widerspricht der Annahme. Nimmt man an, es habe einmal einen Zustand gegeben, absolut gleich dem augenblicklichen, so wird diese Annahme nicht durch den augenblicklichen

Zustand widerlegt. Unter den unendlichen Möglichkeiten muß es aber diesen Fall gegeben haben, denn bis jetzt ist schon eine Unendlichkeit verflossen. Wenn das Gleichgewicht möglich wäre, so müßte es eingetreten sein. — Und wenn dieser augenblickliche Zustand da war, dann auch der, der ihn gebar, und dessen Vorzustand u. s. w. zurück, — daraus ergiebt sich, daß er auch ein zweites, drittes Mal schon da war, — ebenso daß er ein zweites, drittes Mal da sein wird, — unzählige Male, vorwärts und rückwärts. Das heißt es bewegt sich alles Werden in der Wiederholung einer bestimmten Zahl vollkommen gleicher Zustände. — Was alles möglich ist, das kann freilich dem menschlichen Kopfe nicht überlassen sein auszudenken: aber unter allen Umständen ist der gegenwärtige Zustand ein möglicher, ganz abgesehen von unserer Urtheils-Fähigkeit oder Unfähigkeit in Betreff des Möglichen, — denn es ist ein wirklicher. So wäre zu sagen: alle wirklichen Zustände müßten schon ihres Gleichen gehabt haben, vorausgesetzt, daß die Zahl der Fälle nicht unendlich ist und im Verlaufe unendlicher Zeit nur eine endliche Zahl vorkommen mußte? weil immer von jedem Augenblicke rückwärts gerechnet schon eine Unendlichkeit verflossen ist? Der Stillstand der Kräfte, ihr Gleichgewicht ist ein denkbarer Fall: aber er ist nicht eingetreten, folglich ist die Zahl der Möglichkeiten größer als die der Wirklichkeiten. — Daß nichts Gleiches wiederkehrt, könnte nicht durch den Zufall, sondern nur durch eine in das Wesen der Kraft gelegte Absichtlichkeit erklärt werden: denn, eine ungeheure Masse von Fällen vorausgesetzt, ist die zufällige Erreichung des gleichen Wurfes wahrscheinlicher als die absolute Nie-Gleichheit.

104.

Man gehe einmal rückwärts. Hätte die Welt ein Ziel, so müßte es erreicht sein: gäbe es für sie einen (unbeabsichtigten) Endzustand, so müßte er ebenfalls erreicht sein. Wäre sie überhaupt eines Verharrens und Starrwerdens fähig, und gäbe es in ihrem Verlaufe nur einen Augenblick „Sein" im strengen Sinne, so könnte es kein Werden mehr geben, also auch kein Denken, kein Beobachten eines Werdens. Wäre sie ewig neu werdend, so wäre sie damit gesetzt als etwas an sich Wunderbares und Frei- und Selbstschöpferisch-Göttliches. Das ewige Neuwerden setzt voraus: daß die Kraft sich selber willkürlich vermehre, daß sie nicht nur die Absicht, sondern auch die Mittel habe, sich selber vor der Wiederholung zu hüten, in eine alte Form zurückzugerathen, somit in jedem Augenblick jede Bewegung auf diese Vermeidung zu controliren, — oder die Unfähigkeit, in die gleiche Lage zu gerathen: das hieße, daß die Kraftmenge nichts Festes sei und ebenso die Eigenschaften der Kraft. Etwas Un-festes von Kraft, etwas Undulatorisches ist uns ganz undenkbar. Wollen wir nicht in's Undenkbare phantasiren und nicht in den alten Schöpferbegriff zurückfallen (Vermehrung aus dem Nichts, Verminderung aus dem Nichts, absolute Willkür und Freiheit im Wachsen und in den Eigenschaften) —

105.

Wer nicht an einen Kreisprozeß des Alls glaubt, muß an den willkürlichen Gott glauben — so bedingt sich meine Betrachtung im Gegensatz zu allen bisherigen theistischen!

106.

Was ich als Gegenhypothese gegen den Kreisprozeß einwende: — Sollte es möglich sein, die Gesetze der mechanischen Welt ebenso als Ausnahmen und gewissermaaßen Zufälle des allgemeinen Daseins abzuleiten, als eine Möglichkeit von vielen unzähligen Möglichkeiten? Daß wir zufällig in diese mechanische Weltordnungs-Ecke geworfen sind? Daß aller Chemismus wiederum in der mechanischen Weltordnung die Ausnahme und der Zufall ist, und endlich der Organismus innerhalb der chemischen Welt die Ausnahme und der Zufall? — Hätten wir als allgemeinste Form des Daseins wirklich eine noch nicht mechanische, den mechanischen Gesetzen entzogene (wenn auch nicht ihnen unzugängliche) Welt anzunehmen? Welche in der That die allgemeinste auch jetzt und immer wäre? So daß das Entstehen der mechanischen Welt ein gesetzloses Spiel wäre, welches endlich eben solche Consistenz gewänne, wie jetzt die organischen Gesetze für unsere Betrachtung? So daß alle unsere mechanischen Gesetze nicht ewig wären, sondern geworden, unter zahllosen andersartigen mechanischen Gesetzen, von ihnen übrig geblieben, oder in einzelnen Theilen der Welt zur Herrschaft gelangt, in anderen nicht? — Es scheint, wir brauchen ein Belieben, eine wirkliche Ungesetzmäßigkeit, nur eine Fähigkeit gesetzlich zu werden, eine Urdummheit, welche selbst für Mechanik nicht taugt? Die Entstehung der Qualitäten setzt das Entstehen der Quantitäten voraus, und diese wieder könnten nach tausend Arten von Mechanik entstehen.

Ist nicht die Existenz irgendwelcher Verschiedenheit und nicht völliger Kreisförmigkeit in der uns um-

gebenden Welt schon ein ausreichender Gegenbeweis gegen eine gleichmäßige Kreisform alles Bestehenden? Woher die Verschiedenheit innerhalb des Kreises? Woher die Zeitdauer dieser ablaufenden Verschiedenheit? Ist nicht alles viel zu mannichfaltig, um aus einem entstanden zu sein? Und sind nicht die vielen chemischen Gesetze und wieder organischen Arten und Gestalten unerklärbar aus einem? Oder aus zweien? — Gesetzt, es gäbe eine gleichmäßige „Contraktionsenergie" in allen Kraftzentren des Universums, so fragt sich, woher auch nur die geringste Verschiedenheit entstehen könnte? Dann müßte sich das All in zahllose völlig gleiche Ringe und Daseinskugeln lösen, und wir hätten zahllose völlig gleiche Welten neben einander. Ist dies nöthig für mich, anzunehmen? Zum ewigen Nacheinander gleicher Welten ein ewiges Nebeneinander? Aber die Vielheit und Unordnung in der bisher uns bekannten Welt widerspricht, es kann nicht eine solche universale Gleichartigkeit der Entwickelung gegeben haben, es müßte auch für unseren Theil ein gleichförmiges Kugelwesen ergeben haben! Sollte in der That die Entstehung von Qualitäten keine gesetzmäßige an sich sein? Sollte aus der „Kraft" Verschiedenes entstehen können? Beliebiges? Sollte die Gesetzmäßigkeit, welche wir sehen, uns täuschen? Nicht ein Urgesetz sein? Sollte die Vielartigkeit der Qualitäten auch in unserer Welt eine Folge der absoluten Entstehung beliebiger Eigenschaften sein? Nur daß sie in unserer Weltecke nicht mehr vorkommt? Oder eine Regel angenommen hat, die wir Ursache und Wirkung nennen, ohne daß sie das ist (ein zur Regel gewordenes Belieben, zum Beispiel Sauerstoff und Wasserstoff chemisch)??? Sollte diese „Regel" eben nur eine längere Laune sein? — — —

107.

Wenn das All ein Organismus werden könnte, wäre es einer geworden. Wir müssen es als Ganzes uns gerade so entfernt wie möglich von dem Organischen denken. Ich glaube, selbst unsere chemische Affinität und Cohärenz sind vielleicht spät entwickelte, bestimmten Epochen in Einzelsystemen zugehörige Erscheinungen. Glauben wir an die absolute Nothwendigkeit im All, aber hüten wir uns, von irgend einem Gesetz, sei es selbst ein primitiv mechanisches unserer Erfahrung, zu behaupten, dies herrsche in ihm und sei eine ewige Eigenschaft. — Alle chemischen Qualitäten können geworden sein und vergehen und wiederkommen. Unzählige „Eigenschaften" mögen sich entwickelt haben, für die uns, aus unserem Zeit- und Raumwinkel heraus, die Beobachtung nicht möglich ist. Der Wandel einer chemischen Qualität vollzieht sich vielleicht auch jetzt, nur in so feinem Grade, daß er unserer feinsten Nachrechnung entschlüpft.

108.

Unorganische Materie, ob sie gleich meist organisch war, hat nichts gelernt, ist immer ohne Vergangenheit! Wäre es anders, so würde es nie eine Wiederholung geben können — denn es entstände immer etwas aus Stoff mit neuen Qualitäten, mit neuer Vergangenheit.

109.

Hüten wir uns, diesem Kreislauf irgend ein Streben, ein Ziel beizulegen: oder ihn nach unseren Bedürfnissen abzuschätzen als langweilig, dumm u. s. w. Gewiß kommt in ihm der höchste Grad von Unvernunft eben-

sowohl vor wie das Gegentheil: aber er ist nicht darnach zu messen, Vernünftigkeit oder Unvernünftigkeit sind keine Prädikate für das All. — Hüten wir uns, das Gesetz dieses Kreises als geworden zu denken, nach der falschen Analogie der Kreisbewegungen innerhalb des Ringes. Es gab nicht erst ein Chaos und nachher allmählich eine harmonischere und endlich eine feste kreisförmige Bewegung aller Kräfte: vielmehr alles ist ewig, ungeworden: wenn es ein Chaos der Kräfte gab, so war auch das Chaos ewig und kehrte in jedem Ringe wieder. Der Kreislauf ist nichts Gewordenes, er ist das Urgesetz, sowie die Kraftmenge Urgesetz ist, ohne Ausnahme und Übertretung. Alles Werden ist innerhalb des Kreislaufs und der Kraftmenge: also nicht durch falsche Analogie die werdenden und vergehenden Kreisläufe, zum Beispiel die Gestirne oder Ebbe und Fluth, Tag und Nacht, Jahreszeiten, zur Charakteristik des ewigen Kreislaufs zu verwenden.

110.

Das „Chaos des Alls" als Ausschluß jeder Zweckthätigkeit steht nicht im Widerspruch zum Gedanken des Kreislaufs: letzterer ist eben eine unvernünftige Nothwendigkeit, ohne irgend eine formale, ethische, ästhetische Rücksicht. Das Belieben fehlt, im Kleinsten und im Ganzen.

111.

Hüten wir uns zu glauben, daß das All eine Tendenz habe, gewisse Formen zu erreichen, daß es schöner, vollkommener, complizirter werden wolle! Das ist alles Vermenschung! Anarchie, häßlich, Form — sind un-

gehörige Begriffe. Für die Mechanik giebt es nichts Unvollkommenes.

Es ist alles wiedergekommen: der Sirius und die Spinne und deine Gedanken in dieser Stunde und dieser dein Gedanke, daß alles wiederkommt.

112.

Unsere ganze Welt ist die Asche unzähliger lebender Wesen: und wenn das Lebendige auch noch so wenig im Vergleich zum Ganzen ist, so ist alles schon einmal in Leben umgesetzt gewesen und so geht es fort. Nehmen wir eine ewige Dauer, folglich einen ewigen Wechsel der Stoffe an —

113.

Wer du auch sein magst, geliebter Fremdling, dem ich hier zum ersten Mal begegne: nimm diese frohe Stunde wahr und die Stille um uns und über uns und laß dir von einem Gedanken erzählen, der vor mir aufgegangen ist gleich einem Gestirn und der zu dir und zu jedermann hinunterleuchten möchte, wie es die Art des Lichtes ist.

114.

Die Welt der Kräfte erleidet keine Verminderung: denn sonst wäre sie in der unendlichen Zeit schwach geworden und zu Grunde gegangen. Die Welt der Kräfte erleidet keinen Stillstand: denn sonst wäre er erreicht worden, und die Uhr des Daseins stünde still. Die Welt der Kräfte kommt also nie in ein Gleichgewicht, sie hat nie einen Augenblick der Ruhe, ihre Kraft und ihre Bewegung sind gleich groß für jede Zeit. Welchen Zustand diese Welt auch nur erreichen kann, sie muß

ihn erreicht haben, und nicht einmal, sondern unzählige Male. So diesen Augenblick: er war schon einmal da und viele Male und wird ebenso wiederkehren, alle Kräfte genau so vertheilt wie jetzt: und ebenso steht es mit dem Augenblick, der diesen gebar und mit dem, welcher das Kind des jetzigen ist. Mensch! Dein ganzes Leben wird wie eine Sanduhr immer wieder umgedreht werden und immer wieder auslaufen, — eine große Minute Zeit dazwischen, bis alle Bedingungen, aus denen du geworden bist, im Kreislaufe der Welt, wieder zusammenkommen. Und dann findest du jeden Schmerz und jede Lust und jeden Freund und Feind und jede Hoffnung und jeden Irrthum und jeden Grashalm und jeden Sonnenblick wieder, den ganzen Zusammenhang aller Dinge. Dieser Ring, in dem du ein Korn bist, glänzt immer wieder. Und in jedem Ring des Menschen-Daseins überhaupt giebt es immer eine Stunde, wo erst einem, dann vielen, dann allen der mächtigste Gedanke auftaucht, der von der ewigen Wiederkunft aller Dinge: — es ist jedesmal für die Menschheit die Stunde des Mittags.

2. Wirkung der Lehre auf die Menschheit.

115.

Wie geben wir dem inneren Leben Schwere, ohne es böse und fanatisch gegen Anders-denkende zu machen? Der religiöse Glaube nimmt ab, und der Mensch lernt sich als flüchtig begreifen und als unwesentlich, er wird endlich dabei schwach; er übt sich nicht so im Erstreben, Ertragen, er will den gegenwärtigen Genuß, er macht sich's leicht, — und viel Geist verwendet er vielleicht dabei. —

116.

Der politische Wahn, über den ich ebenso lächle, wie die Zeitgenossen über den religiösen Wahn früherer Zeiten, ist vor allem Verweltlichung, Glaube an die Welt und Aus-dem-Sinn-Schlagen von „Jenseits" und „Hinterwelt". Sein Ziel ist das Wohlbefinden des flüchtigen Individuums: weshalb der Sozialismus seine Frucht ist, das heißt die flüchtigen Einzelnen wollen ihr Glück sich erobern, durch Vergesellschaftung, sie haben keinen Grund zu warten, wie die Menschen mit ewigen Seelen und ewigem Werden und zukünftigem Besserwerden. Meine Lehre sagt: so leben, daß du wünschen mußt, wieder zu leben, ist die Aufgabe, — du wirst es jedenfalls! Wem das Streben das höchste Gefühl giebt, der strebe; wem Ruhe das höchste Gefühl giebt, der ruhe; wem Einordnung, Folgen, Gehorsam das höchste Gefühl giebt, der gehorche. Nur möge er bewußt darüber werden, was ihm das höchste Gefühl giebt, und kein Mittel scheuen! Es gilt die Ewigkeit!

117.

„Aber wenn alles nothwendig ist, was kann ich über meine Handlungen verfügen?" Der Gedanke und Glaube ist ein Schwergewicht, welches neben allen anderen Gewichten auf dich drückt und mehr als sie. Du sagst, daß Nahrung, Ort, Luft, Gesellschaft dich wandeln und bestimmen? Nun, deine Meinungen thun es noch mehr, denn diese bestimmen dich zu dieser Nahrung, Ort, Luft, Gesellschaft. — Wenn du dir den Gedanken der Gedanken einverleibst, so wird er dich verwandeln. Die Frage bei allem, was du thun willst: „ist es so, daß ich

es unzählige Male thun will?", ist das größte Schwergewicht.

118.

Der mächtigste Gedanke verbraucht viel Kraft, die früher anderen Zielen zu Gebote stand, so wirkt er umbildend, er schafft neue Bewegungsgesetze der Kraft, aber keine neue Kraft. Darin beruht aber die Möglichkeit, die einzelnen Menschen in ihren Affekten neu zu bestimmen und zu ordnen.

119.

Prüfen wir, wie der Gedanke, daß sich etwas wiederholt, bis jetzt gewirkt hat (das Jahr zum Beispiel, oder periodische Krankheiten, Wachen und Schlafen u. s. w.). Wenn die Kreis-Wiederholung auch nur eine Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit ist, auch der Gedanke einer Möglichkeit kann uns erschüttern und umgestalten, nicht nur Empfindungen oder bestimmte Erwartungen! Wie hat die Möglichkeit der ewigen Verdammniß gewirkt!

120.

Von dem Augenblick an, wo dieser Gedanke da ist, verändert sich alle Farbe, und es giebt eine andere Geschichte.

121.

Die zukünftige Geschichte: immer mehr wird dieser Gedanke siegen, — und die nicht daran Glaubenden müssen ihrer Natur nach endlich aussterben!

Nur wer sein Dasein für ewig wiederholungsfähig hält, bleibt übrig: unter solchen aber ist ein Zustand möglich, an den noch kein Utopist gereicht hat!

122.

Ihr meint, ihr hättet lange Ruhe bis zur Wiedergeburt, — aber täuscht euch nicht! Zwischen dem letzten Augenblick des Bewußtseins und dem ersten Schein des neuen Lebens liegt „keine Zeit", — es ist schnell wie ein Blitzschlag vorbei, wenn es auch lebende Geschöpfe nach Jahrbillionen messen und nicht einmal messen könnten. Zeitlosigkeit und Succession vertragen sich miteinander, sobald der Intellekt weg ist!

123.

Du fühlst, daß du Abschied nehmen mußt, bald vielleicht — und die Abendröthe dieses Gefühles leuchtet in dein Glück hinein. Achte auf dieses Zeugniß: es bedeutet, daß du das Leben und dich selber liebst, und zwar das Leben, so wie es bisher dich getroffen und dich gestaltet hat, — und daß du nach Verewigung desselben trachtest. — Non alia sed haec vita sempiterna!

Wisse aber auch! — daß die Vergänglichkeit ihr kurzes Lied immer wieder singt, und daß man im Hören der ersten Strophe vor Sehnsucht fast stirbt, beim Gedanken, es möchte für immer vorbei sein.

124.

Drücken wir das Abbild der Ewigkeit auf unser Leben! Dieser Gedanke enthält mehr als alle Religionen,

welche dies Leben als flüchtiges verachteten und nach einem unbestimmten anderen Leben hinblicken lehrten. —

125.

Nicht nach fernen, unbekannten Seligkeiten und Segnungen und Begnadigungen ausschauen, sondern so leben, daß wir nochmals leben wollen und in Ewigkeit so leben wollen! — Unsere Aufgabe tritt in jedem Augenblick an uns heran.

126.

Haupttendenzen: 1. die Liebe zum Leben, zum eigenen Leben auf alle Weise pflanzen! Was auch jeder Einzelne dafür erdenkt, das wird der Andere gelten lassen und eine neue große Toleranz dafür sich aneignen müssen: so sehr es oft wider seinen Geschmack geht, wenn der Einzelne wirklich die Freude am eigenen Leben mehrt!

2. Eins sein in der Feindschaft gegen alles und alle, die den Werth des Lebens zu verdächtigen suchen: gegen die Finsterlinge und Unzufriedenen und Murrköpfe. Diesen die Fortpflanzung verwehren! Aber unsere Feindschaft muß selber ein Mittel zu unserer Freude werden! Also lachen, spotten, ohne Verbitterung vernichten! Dies ist unser Todkampf.

Dies Leben — dein ewiges Leben!

127.

Woran gieng die alexandrinische Cultur zu Grunde? Sie vermochte mit all ihren nützlichen Entdeckungen und

der Luſt an der Erkenntniß dieſer Welt doch dieſer Welt, dieſem Leben nicht die letzte Wichtigkeit zu geben, das Jenſeits blieb wichtiger! Hierin umzulehren iſt jetzt immer noch die Hauptſache: — vielleicht wenn die Metaphyſik eben dies Leben mit dem ſchwerſten Accent trifft, — nach meiner Lehre!

128.

Dieſe Lehre iſt milde gegen die, welche nicht an ſie glauben, ſie hat keine Höllen und Drohungen. Wer nicht glaubt, hat ein flüchtiges Leben in ſeinem Bewußtſein.

129.

Es wäre entſetzlich, wenn wir noch an die Sünde glaubten: ſondern, was wir auch thun werden, in unzähliger Wiederholung, es iſt unſchuldig. Wenn der Gedanke der ewigen Wiederkunft aller Dinge dich nicht überwältigt, ſo iſt es keine Schuld: und es iſt kein Verdienſt, wenn er es thut. — Von allen unſeren Vorfahren denken wir milder, als ſie ſelber dachten, wir trauern über ihre einverleibten Irrthümer, nicht über ihr Böſes.

130.

Hüten wir uns, eine ſolche Lehre wie eine plötzliche Religion zu lehren! Sie muß langſam einſickern, ganze Geſchlechter müſſen an ihr bauen und fruchtbar werden, — damit ſie ein großer Baum werde, der alle noch kommende Menſchheit überſchatte. Was ſind die paar Jahrtauſende, in denen ſich das Chriſtenthum erhalten

hat! Für den mächtigsten Gedanken bedarf es vieler Jahrtausende, — lange, lange muß er klein und ohnmächtig sein!

131.

Für diesen Gedanken wollen wir nicht dreißig Jahre Gloria mit Trommeln und Pfeifen und dreißig Jahre Todtengräberarbeit und dann eine Ewigkeit der Todtenstille, wie bei so vielen berühmten Gedanken.

Schlicht und fast trocken, der Gedanke muß nicht die Beredtsamkeit nöthig haben.

132.

Seid ihr nun vorbereitet? Ihr müßt jeden Grad von Skepsis durchlebt haben und mit Wollust in eiskalten Strömen gebadet haben, — sonst habt ihr kein Recht auf diesen Gedanken; ich will mich gegen die Leichtgläubigen und Schwärmerischen wohl wehren! Ich will meinen Gedanken im voraus vertheidigen! Er soll die Religion der freiesten, heitersten und erhabensten Seelen sein — ein lieblicher Wiesengrund zwischen vergoldetem Eise und reinem Himmel!

IV.

Physik und Metaphysik.

133.

Materie, Stoff ist eine subjektive Form. Wir können uns nichts anders als stofflich denken. Auch Gedanken und Abstrakta bekommen von uns eine sehr verfeinerte Stofflichkeit, die wir vielleicht ablegnen; nichts destoweniger haben sie eine solche. Wir haben uns daran gewöhnt, diese feine Stofflichkeit zu übersehen und vom „Immateriellen" zu reden. Ganz wie wir todt und lebendig, logisch und unlogisch u. s. w. getrennt haben. Unsere Gegensätze verlernen — ist die Aufgabe.

134.

Gesetzt, mein Buch existirte nur noch in den Köpfen der Menschen, so wäre alles in gewissem Sinne aus deren Gedanken und Wesen — es wäre eine „Summe von Relationen". Ist es darum nichts mehr? Gleichniß für alle Dinge. Ebenso unser „Nächster".

Daß ein Ding in eine Summe von Relationen sich auflöst, beweist nichts gegen seine Realität.

135.

Wir sind irgendwie in der Mitte — nach der Größe der Welt zu und nach der Kleinheit der unendlichen Welt zu. Oder ist das Atom uns näher als das äußerste Ende der Welt? — Ist für uns die Welt nicht nur ein Zusammenfassen von Relationen unter einem Maaße? Sobald dies willkürliche Maaß fehlt, zerfließt unsere Welt!

136.

Es giebt für uns nicht Ursache und Wirkung, sondern nur Folgen („Auslösungen").

137.

Es giebt im Moleküle Explosionen und Veränderungen der Bahn aller Atome und plötzliche Auslösungen von Kraft. Es könnte auch mit einem Moment unser ganzes Sonnensystem einen solchen Reiz erfahren, wie ihn der Nerv auf den Muskel ausübt. Daß dies nie geschehen sei, oder geschehen werde, ist nicht zu beweisen.

138.

Im Moleküle könnte immer noch die Geschichte des Sonnensystems abspielen und Wärme durch Fall und Stoß sich erzeugen.

139.

Der Stoß ist nicht die erste mechanische Thatsache, sondern daß etwas da ist, welches stoßen kann, jener Aggregat-Heerdenzustand von Atomen, der nicht gleich

Staub ist, sondern zusammenhält: hier ist gerade Nicht-Stoß und trotzdem Kraft, nicht nur des Gegenstrebens, Widerstands, sondern vor allem der Anordnung, Einordnung, Anhänglichkeit, überleitenden und zusammenknüpfenden Kraft. So ein Klümpchen kann nachher als Ganzes „stoßen"!

140.

„Der chemische Prozeß ist stets größer als der Nutzeffekt" (Mayer). „Durch gute Dampfmaschinen wird ungefähr $^1/_{20}$, durch Geschütze $^1/_{10}$, durch Säugethiere $^1/_5$ der Verbrennungswärme in mechanischen Effekt umgesetzt." Zur Verschwendung der Natur! Dann die Sonnenwärme bei Proktor! Der Staat im Verhältniß zu seinem Nutzen! Der große Geist! Unsere intellektuelle Arbeit im Verhältniß zu dem Nutzen, den die Triebe davon haben! Also keine falsche „Nützlichkeit als Norm"! Verschwendung ist ohne weiteres kein Tadel: sie ist vielleicht nothwendig. Auch die Heftigkeit der Triebe gehört hierher.

141.

Es ist ein falscher Gesichtspunkt: um die Gattung zu erhalten, werden unzählige Exemplare geopfert. Ein solches „um" giebt es nicht! Ebenso giebt es keine Gattung, sondern lauter verschiedene Einzelwesen! Also giebt es auch keine Opferung, Verschwendung! Also auch keine Unvernunft dabei! — Die Natur will nicht die „Gattung erhalten"! Thatsächlich erhalten sich viele ähnliche Wesen mit ähnlichen Existenzbedingungen leichter als abnorme Wesen.

142.

Die Entwickelung eines Dinges erlaubt Rückschlüsse auf die Entstehung des Dinges. Alle Entwickelung ist eine Entstehung.

143.

Wie unkräftig war bisher alle physiologische Erkenntniß! während die alten physiologischen Irrthümer spontane Kraft bekommen haben! Lange, lange Zeit können wir die neuen Erkenntnisse nur als Reize verwenden, — um die spontanen Kräfte zu entladen.

V.

Moral.

1. Allgemeine Fragen der Moralwissenschaft.

a) Ursprung, Wesen und Ende der Moral.

144.

Die ästhetischen Urtheile (der Geschmack, Mißbehagen, Ekel u. s. w.) sind das, was den Grund der Gütertafel ausmacht. Diese wiederum ist der Grund der moralischen Urtheile.

145.

Das Schöne, das Ekelhafte u. s. w. ist das ältere Urtheil. Sobald es die absolute Wahrheit in Anspruch nimmt, schlägt das ästhetische Urtheil in die moralische Forderung um.

Sobald wir die absolute Wahrheit leugnen, müssen wir alles absolute Fordern aufgeben und uns auf ästhetische Urtheile zurückziehen. Dies ist die Aufgabe: eine Fülle ästhetischer, gleichberechtigter Werthschätzungen zu kreiren: jede für ein Individuum die letzte Thatsache und das Maaß der Dinge.

Reduktion der Moral auf Ästhetik!!!

146.

Ich muß nicht nur die Lehre von der Sünde, sondern auch die vom Verdienste (Tugend) aufgeben. Wie in der Natur, es bleiben die ästhetischen Urtheile! „Ekelhaft, gewöhnlich, selten, anziehend, harmonisch, schroff, grell, widerspruchsvoll, quälend, entzückend“ u. s. w. Diese Urtheile sind aber auf eine wissenschaftliche Basis zu stellen! „Selten“, was wirklich selten ist; vieles „Gewöhnliche“ als höchst werthvoll, mehr als das Seltene u. s. w.

147.

Übler Geruch ein Vorurtheil. Alle Ausscheidungen ekelhaft — warum? Als übelriechend? Warum übel? sie sind nicht schädlich. Speichel, Schleim, Schweiß, Same, Urin, Koth, Hautreste, Nasenschleimhäute u. s. w. Es ist unzweckmäßig! — Der Ekel mit der Verfeinerung zunehmend. Die Verrichtungen, die daran sich knüpfen, auch ekelhaft. — Ekel als Brechreiz zu verstehen: die Ausscheidungen erregen den Reiz, die Nahrung auszuscheiden unverdaut (wie ein Gift). Urtheil vom Standpunkte der Genießbarkeit aus: dies ist nicht zu essen! Grundurtheil der Moral.

148.

Erster Ursprung von höher und niedriger. — Das ästhetisch-Beleidigende am innerlichen Menschen ohne Haut, — blutige Massen, Kothgedärme, Eingeweide, alle jene saugenden, pumpenden Unthiere, — formlos oder häßlich oder grotesk, dazu für den Geruch peinlich. Also weggedacht! Was davon doch heraustritt, erregt

Scham (Koth, Urin, Speichel, Same). Frauen mögen nicht vom Verdauen hören, Byron eine Frau nicht essen sehen. (So gehen die Hintergedanken ihren Weg.) Dieser durch die Haut *verhüllte* Leib, der sich zu *schämen* scheint! Das Gewand an den Theilen, wo sein Wesen nach außen tritt: oder die Hand vor den Mund halten beim Speichelauswerfen. Also: es giebt Ekel-erregendes; je unwissender der Mensch über den Organismus ist, um so mehr fällt ihm rohes Fleisch, Verwesung, Gestank, Maden zusammen. Der Mensch, soweit er nicht Gestalt ist, ist sich ekelhaft, — er thut alles, um *nicht daran zu denken*. — Die *Lust*, die ersichtlich mit diesem innerlichen Menschen zusammenhängt, gilt als *niedriger*: — Nachwirkung des ästhetischen Urtheils. Die Idealisten der Liebe sind Schwärmer der schönen *Formen*, sie wollen sich täuschen und sind oft empört bei der Vorstellung von Coitus und Samen. — Alles Peinliche, Quälende, Überheftige hat der Mensch diesem innerlichen Leibe zugeschrieben: um so höher hob er das Sehen, Hören, die Gestalt, das Denken. Das *Ekelhafte* sollte die Quelle des *Unglücks* sein! — *Wir lernen den Ekel um!*

Zweiter Ursprung der Unterscheidung von *höher* und *niedriger*. Alles *Furchteinflößende* als das Mächtigere gilt als *höher*; alles andere als niedriger oder gar verächtlich. Als Höchstes: Furcht einflößen und *doch* wohlthun und wohlwollen!

149.

Ich kann nicht neben einem Menschen leben, der immer und immer wieder ausspuckt — wohl aber neben einem Verbrecher. So viel stärker ist der *Geschmack*. Ehemals war der Neuerer des Gedankens ebenso *ekelhaft*.

150.

Das Wesen jeder Handlung ist dem Menschen so unschmackhaft wie das Wesentliche jeder Nahrung: er würde lieber verhungern als es essen, so stark ist sein Ekel zumeist. Er hat Würzen nöthig, wir müssen zu allen Speisen verführt werden: und so auch zu allen Handlungen. Der Geschmack und sein Verhältniß zum Hunger, und dessen Verhältniß zum Bedürfniß des Organismus! Die moralischen Urtheile sind die Würzen. Der Geschmack wird aber hier wie dort als das angesehen, was über den Werth der Nahrung, Werth der Handlung entscheidet: der größte Irrthum!

Wie verändert sich der Geschmack? Wann wird er laß und unfrei? Wann ist er tyrannisch? — Und ebenso bei den Urtheilen über gut und böse: eine physiologische Thatsache ist der Grund jeder Veränderung im moralischen Geschmack: diese physiologische Veränderung ist aber nicht etwas, das nothwendig das dem Organismus Nützliche jeder Zeit forderte. Sondern die Geschichte des Geschmackes ist eine Geschichte für sich, und ebenso sehr sind Entartungen des Ganzen als Fortschritte die Folgen dieses Geschmackes. Gesunder Geschmack, kranker Geschmack — das sind falsche Unterscheidungen, — es giebt unzählige Möglichkeiten der Entwickelung: was jedesmal zu der einen hinführt, ist gesund: aber es kann widersprechend einer anderen Entwickelung sein. Nur in Hinsicht auf ein Ideal, das erreicht werden soll, giebt es einen Sinn bei „gesund" und „krank". Das Ideal aber ist immer höchst wechselnd, selbst beim Individuum (das des Kindes und des Mannes!), — und die Kenntniß, was nöthig ist, es zu erreichen, fehlt fast ganz.

151.

Woher dieſe Änderungen des Geſchmacks im Moraliſchen? Geht es in die Tiefe? Wie der Appetitmangel bei der Ernährung, wie das Gefühl des Ekels und des Unangenehmen bei Fäulniß, Rauch u. ſ. w.? Iſt es, daß für einen Zuſtand (eines Volkes, Menſchen) ſein Geſchmack im Verhältniß des Zweckmäßigen ſteht? Oder wenigſtens des zweckmäßig Geglaubten? Drückt er aus: „dieſes bedarf ich jetzt, jenes bedarf ich nicht?“ — Oder ſind es wechſelnde Gewöhnungen, wie der Geſchmack an Speiſen, hervorgerufen durch die vorhandene leichtere Befriedigung an dieſer und jener, ſo daß Gewöhnung, Reiz und Verlangen entſteht und am Entgegengeſetzten und Fremden das Entgegengeſetzte empfunden wird? Oder Beides?

152.

Beim Geſchmack ergab ſich nebenbei, ob ein Mittel tödtete, ob es ſättigte u. ſ. w. — nicht, wie es, auf die Dauer genommen, wirkte (auf Generationen hin). Auch wußte man nicht, wie ungleichmäßig der Körper unterhalten wurde, und wie dieſe ſtarken Schwankungen wirkten. Die Depreſſion in Folge mangelhafter Ernährung oder Verdauung beſtimmt das Ideal.

153.

Während es dem Melancholiker allzuſehr an phosphorſaurem Kali in Blut und Gehirn gebricht, ſieht er den Grund ſeines Mangelgefühles und ſeiner Depreſſion in den moraliſchen Zuſtänden der Menſchen, der Dinge, ſeiner ſelber!!!

154.

Was ist Moralität! Ein Mensch, ein Volk hat eine physiologische Veränderung erlitten, empfindet diese im Gemeingefühl und deutet sie sich in der Sprache seiner Affekte und nach dem Grade seiner Kenntnisse aus, ohne zu merken, daß der Sitz der Veränderung in der Physis ist. Wie als ob einer Hunger hat und meint, mit Begriffen und Gebräuchen, mit Lob und Tadel ihn zu beschwichtigen!

155.

Von jedem Augenblicke im Zustand eines Wesens stehen zahllose Wege seiner Entwickelung offen: der herrschende Trieb heißt nur einen einzigen gut, den nach seinem Ideale. So ist das Bild Spencer's von der Zukunft des Menschen nicht eine naturwissenschaftliche Nothwendigkeit, sondern ein Wunsch aus jetzigen Idealen heraus.

156.

Die moralischen Worte sind in den verschiedensten Zeiten eines Volkes dieselben: dagegen ist das Gefühl, welches sie begleitet, wenn sie ausgesprochen werden, immer im Wandel. Jede Zeit färbt dieselben alten Worte neu: jede Zeit stellt einige dieser Worte in den Vordergrund und andere zurück — nun, dies sind bekannte Dinge! Man erlaube mir einige Bemerkungen über den moralischen Sprachgebrauch von heute zu machen. — In den Kreisen, in denen ich gelebt habe, unterscheidet man gute Menschen, edle Menschen, große Menschen. Das Wort „gut" gebraucht man nach den wechselndsten Gesichtspunkten: ja sogar nach entgegengesetzten: wie ich gleich des genaueren zeigen werde.

Wer edel genannt wird, wird damit als ein Wesen bezeichnet, das mehr als gut ist, — nicht als besonders gut, sondern als verschieden vom guten Menschen, und zwar so, daß er mit diesem Worte einer höheren Rangklasse eingereiht wird. Ein großer Mensch braucht nach dem jetzigen Sprachgebrauche weder ein guter noch ein edler Mensch zu sein, — ich erinnere mich nur eines Beispiels, daß ein Mensch dieses Jahrhunderts alle drei Prädikate bekommen hat, und selbst von seinen Feinden: — Mazzini.

157.

Alle Ziele sind vernichtet: die Werthschätzungen kehren sich gegen einander:

man nennt den gut, der seinem Herzen folgt, aber auch den, der nur auf seine Pflicht hört;

man nennt den Milden, Versöhnlichen gut, aber auch den Tapferen, Unbeugsamen, Strengen;

man nennt den gut, der ohne Zwang gegen sich ist, aber auch den Helden der Selbstüberwindung;

man nennt den unbedingten Freund des Wahren gut, aber auch den Menschen der Pietät, den Verklärer der Dinge;

man nennt den sich selber Gehorchenden gut, aber auch den Frommen;

man nennt den Vornehmen, Edlen gut, aber auch den, der nicht verachtet und herabblickt;

man nennt den Gutmüthigen, dem Kampfe Ausweichenden gut, aber auch den Kampf- und Siegbegierigen;

man nennt den, der immer der Erste sein will, gut, aber auch den, der nichts vor irgend einem voraus haben will.

158.

Es genügen außerordentlich kleine Veränderungen der Werthschätzung, um ganz ungeheuer verschiedene Werthbilder zu bekommen (Anordnung der Güter!).

159.

Zu jeder Moral gehört eine gewisse Art von Analyse der Handlungen: jede ist falsch. Aber jede Moral hat ihre Perspektiven und Beleuchtungen — ihre Lehre von den „Motiven".

160.

Die moralischen Urtheile sind Epidemien, die ihre Zeit haben.

161.

Wenn die moralischen Leiden das Leben schwer gemacht haben, — es hängt daran, daß es durchaus nicht möglich ist, eine moralische Empfindung relativ zu nehmen; sie ist wesentlich unbedingt, wie die Körper uns unbedingt erscheinen, insgleichen der Staat, die Seele, das Gemeinwesen. Wir mögen uns noch so sehr das Gewordensein von dem allen vorhalten: es wirkt auf uns als Ungewordenes, Unvergängliches und legt absolute Pflichten auf. „Der Nächste" ebenfalls, wie weise wir auch über ihn sind. Der Trieb zum Unbedingtnehmen ist sehr mächtig angezüchtet.

162.

Im Grunde ist die Moral gegen die Wissenschaft feindlich gesinnt: schon Sokrates war es, und zwar des-

halb, weil sie Dinge für wichtig nimmt, die mit gut und böse nichts zu thun haben, folglich dem „Gut“ und „Böse“ Gewicht nehmen —: die Moral will, daß ihr alle Kraft des Menschen zu Gebote stehe; sie hält es für die Verschwendung eines, der nicht reich genug dazu ist, wenn man sich um Sterne und Pflanzen bekümmert.

163.

Wer die Ernährung zum Beispiel oder die Heizung studirt, lernt eine Menge Verhaltungsmaßregeln. Ehemals gehörten alle diese Regeln unter die „Moral“ — jetzt ist der Unterricht nicht mehr so feierlich und das Heil der Seele ist nicht daran geknüpft. Wie die Magie unendlich von der Wissenschaft übertroffen ist an Kraft und Kunststücken — so::

164.

Man kann fragen: war die Moral ein Mittel der Veredelung des Menschen? Was ist da „Veredelung“? Eine feine Art der Moralität selber? — „Höher von sich denken?“ Ohne das Gefühl „ich bin verantwortlich“ — was wird aus dem Menschen? Ohne den Glauben an das Gewissen — was wird aus ihm? Denn er kann Gewissensbisse haben, aber skeptisch gegen sie sein, wie gegen andere Triebe, die sich regen.

165.

„Und was wird nach dem Ende der Moral?“ Oh ihr Neugierigen! Wozu schon jetzt so fragen! Aber laufen wir einmal schnell darüber hin — schnell! — sonst würden

wir fallen, — denn hier ist alles Eis und Glätte. — Alle und jede Handlungsweise, welche die Moral *fordert*, wurde von ihr auf Grund mangelhafter Kenntniß des Menschen und vieler tiefer und schwerer Vorurtheile gefordert: hat man diesen Mangel und diese Erdichtung nachgewiesen, so hat man die *moralische* Verbindlichkeit für diese und jene Handlungen *vernichtet*, — es ist kein Zweifel! — und zwar schon deshalb, weil die Moral selber vor allem Wahrheit und Redlichkeit fordert und somit sich selber die Schnur um den Hals gelegt hat, mit welcher sie erwürgt werden kann, — werden muß: *der Selbstmord der Moral* ist ihre eigene letzte moralische Forderung! — Immerhin könnte damit die Forderung, daß dies zu thun und jenes zu lassen ist, noch nicht vernichtet sein, nur der moralische Antrieb würde fürderhin fehlen — und nur für den Fall, daß es eben keinen weiteren Antrieb für eine Handlungsweise geben sollte als diesen, wäre die Forderung selber mit der Moral erdrosselt. Nun melden sich aber die *Utilitarier* und zeigen auf den Nutzen hin, als Anlaß zur gleichen Forderung, — auf den Nutzen als den nöthigen Umweg zum Glücke; die *Ästhetiker* sodann, welche im Namen des Schönen und Hohen oder des guten Geschmacks (was dasselbe ist) die Forderung wiederholen; es erscheinen die *Freunde der Erkenntniß* und zeigen, daß, so und so zu leben, die beste Vorbereitung zum Erkennen sei, und daß es nicht nur von schlechtem Geschmacke zeugen würde, sondern von Widerspänstigkeit gegen die Weisheit, wenn man anders, im Widerspruch zu jenen ehemaligen Forderungen der Moral, leben *wollte*. — Und zuletzt strömen die *Idealisten* aller Grade herbei und zeigen auf das Gebilde hin, das vor ihnen herschwebt: „ach dies Gebilde zu erreichen, zu umarmen, es wie ein

Siegel auf uns eindrücken und fürderhin dies Bild sein, — was würden wir nicht alles thun und lassen um dessentwillen! Was ist uns Nutzen und Geschmack und Weisheit, was sind uns Gründe und Grundlosigkeit gegen diese Begier nach unserem Ideal, nach diesem meinem Ideale!" — und so stellen sie jene Forderung wieder her, jeder für sich, — als Mittel seiner Begier, als Labsal seines Durstes.

166.

Wir ehren und schützen alle Machtansammlungen, weil wir sie einst zu erben hoffen — die Weisen. Wir wollen ebenso die Erben der Moralität sein, nachdem wir die Moral zerstört haben.

b) Das Unmoralische.

167.

Ist es nicht zum Lachen, daß man noch an ein heiliges, unverbrüchliches Gesetz glaubt „du sollst nicht lügen", „du sollst nicht tödten" — in einem Dasein, dessen Charakter die beständige Lüge, das beständige Tödten ist! Welche Blindheit gegen das wirkliche Wesen dieses Daseins muß es hervorgebracht haben, daß man mit jenen Gesetzen allein leben zu können glaubte! Wie viel Blindheit über uns selber! Welches Mißdeuten aller unserer Absichten und Ausführungen! Wie viel pathetische Lüge, wie viel Todtschlag der Ehrlichen — das heißt Vernichtung derer, die böse zu sein und sich zu scheinen wagten — ist dadurch wieder in die Welt gekommen! Die Moralität ist selber nur durch Unmoralität so lange in Credit geblieben.

168.

Wir Ästhetiker höchsten Ranges möchten auch die Verbrechen und das Laster und die Qualen der Seele und die Irrthümer nicht missen, — und eine Gesellschaft von Weisen würde sich wahrscheinlich eine böse Welt hinzuerschaffen. Ich meine, es ist kein Beweis gegen die Künstlerschaft Gottes, daß das Böse und der Schmerz existirt, — wohl aber gegen seine „Güte"? — Aber was ist denn Güte! Das Helfenwollen und Wohlthunwollen, welches ebenfalls solche voraussetzt, denen es schlecht geht! und die schlecht sind!

169.

Müßten nicht gerade die besten Menschen die bösesten sein? Die, bei denen das Wissen und Gewissen am feinhörigsten und kräftigsten ausgebildet ist, so daß sie alles, was sie thun, als ungerecht empfinden und sich selber als die Immer-Bösen, Immer-Ungerechten, als die Nothwendig-Bösen? Wer sich aber so empfindet, ist es auch!

170.

Wir können weder des Bösen noch der Leidenschaften entbehren, — die vollständige Anpassung aller an alles und jedes in sich (wie bei Spencer) ist ein Irrthum, es wäre die tiefste Verkümmerung. — Das schönste, leiblich mächtigste Raubthier hat die stärksten Affekte: sein Haß und seine Gier in dieser Stärke werden für seine Gesundheit nöthig sein, und, wenn befriedigt, diese so prachtvoll entwickeln. — Selbst zum Erkennen brauche ich alle meine Triebe, die guten wie die bösen, und wäre

schnell am Ende, wenn ich nicht gegen die Dinge feindlich, mißtrauisch, grausam, tückisch, rachsüchtig und mich verstellend u. s. w. sein wollte. Alle großen Menschen waren durch die Stärke ihrer Affekte groß. Auch die Gesundheit taugt nichts, wenn sie nicht großen Affekten gewachsen ist, ja sie nöthig hat. Große Affekte concentriren und halten die Kraft in Spannung. Gewiß sind sie oft Anlaß, daß man zu Grunde geht — aber dies ist kein Argument gegen ihre nützlichen Wirkungen im Großen. — Unsere Moralität will aber das Gegentheil, liebenswürdige und creditfähige Zahler und Borger.

171.

In den gelobtesten Handlungen und Charakteren sind Mord, Diebstahl, Grausamkeit, Verstellung als nothwendige Elemente der Kraft. In den verworfensten Handlungen und Charakteren sind Liebe (Schätzung und Überschätzung von etwas, dessen Besitz man begehrt) und Wohlwollen (Schätzung von etwas, dessen Besitz man hat, das man sich erhalten will).

Liebe und Grausamkeit nicht Gegensätze: sie finden sich bei den festesten und besten Naturen immer bei einander. (Der christliche Gott — eine sehr weise und ohne moralische Vorurtheile ausgedachte Person!)

172.

Die Menschen sehen die kleinen sublimirten Dosen nicht und leugnen sie: sie leugnen zum Beispiel die Grausamkeit im Denker, die Liebe im Räuber. Oder sie haben gute Namen für alles, was an einem Wesen hervortritt, das ihren Geschmack befriedigt. Das „Kind"

zeigt alle Qualitäten schamlos, wie die Pflanze ihre Geschlechtsorgane, — beide wissen nichts von Lob und Tadel. Erziehung ist Umtaufen-lernen oder Anders-fühlen-lernen.

173.

Der Stolze haßt es zu zittern und nimmt Rache an dem, der ihn zittern gemacht hat: dies ist der Grund seiner Grausamkeit. Er hat die größte Lust, den vor sich zu sehen, vor dem er nun nicht mehr zittert, ob er ihm schon das Schmählichste und Schmerzhafteste anthut. — Der Stolze gesteht sich das nicht ein, was ihm drückend ist, so lange er nicht die Möglichkeit sieht, Rache für diesen Druck zu nehmen. Sein Haß schießt im Augenblick hervor, wenn diese Möglichkeit ihm zu Gesicht kommt. Alle Starken, die sich selber brechen und einem Gesetze unterwerfen, sind grausam: früher machte es ihnen einen ähnlichen Genuß, den Willen anderer zu brechen und den Thon nach ihrem Willen zu kneten. Alle Verkannten, Zurückgesetzten, Gelangweilten sind grausam, denn ihr Stolz ist immer gereizt. Auch alle Schwachen sind grausam, und gerade darin, daß sie Mitleiden bei den Anderen wollen. Das heißt: sie fordern, daß auch die Anderen leiden, wenn sie leiden und schwach sind. Daher ist es nur das halbe Unglück socios habuisse malorum. Endlich: wie grausam sind alle Künstler, denn sie wollen mit allen Mitteln, daß ihre Erlebnisse Gewalt üben und bekommen, daß ihre Leiden zu unseren Leiden werden! Und gar die Bußprediger, welche darin ihren dämonischen Stachel und Reiz spüren, daß sie die große Macht öffentlich verachten, daß sie die Hochmächtigsten wie die Niedrigsten zur gleichen Zerknirschung und Abstinenz treiben wollen — das ist eine

Grausamkeit des Stolzes ohne Gleichen! Kurz die Menschen haben viel Genuß an der Grausamkeit, sie ist das üblichste aller Vergnügen, so sehr auch der „Grausame" gelästert wird!

174.

Das Wehethun-wollen, die Lust an der Grausamkeit — hat eine große Geschichte. Die Christen in ihrem Verhalten gegen die Heiden; Völker gegen ihre Nachbarn und Gegner; Philosophen gegen Menschen anderer Meinung; alle Freidenker; die Tagesschriftsteller; alle Abweichend-Lebenden, wie die Heiligen. Fast alle Schriftsteller. Selbst in den Kunstwerken sind solche Züge, welche die Absicht auf die Nebenbuhler eingiebt. Oder wie bei Heinrich von Kleist, welcher mit seiner Phantasie dem Leser Gewalt anthun will; auch Shakespeare. — Ebenso alles Lachen, und die Komödie. Ebenso die Lust an der Verstellung: große Geschichte. —

Ist der Mensch deshalb böse?

175.

Geschichte der Grausamkeit; der Verstellung; der Mordlust (letztere im Abtödten von Meinungen, Aburtheilen über Werke, Personen, Völker, Vergangenheit; der Richter ist ein sublimirter Henker) —

176.

Ein großer Schritt in der Grausamkeit, sich an geistigen statt an leiblichen Martern zu genügen und gar am Vorstellen dieser Martern und Nicht-mehr-sehen-wollen.

177.

Wie werthvoll ist es, daß der Mensch so viel *Freude* beim Anblick oder Empfinden von *Schmerz* erlernt hat! Auch durch den Umfang der Schadenfreude hat sich der Mensch hoch erhoben! (Freude auch am eigenen Schmerz — Motiv in vielen Moralen und Religionen.)

178.

Grausamkeit und der Genuß am Mitleiden. Das Mitleiden ist am stärksten, je tiefer wir den Anderen kennen und lieben. Folglich wird der Liebende, welcher gegen den, welchen er liebt, grausam ist, am meisten *Genuß* von der Grausamkeit haben. Gesetzt, wir lieben *uns selber* am meisten, so wäre der höchste Genuß des Mitleidens die Grausamkeit *gegen uns*. Heroisch — das ist das Streben nach dem absoluten Untergange in seinen Gegensatz, die Umschaffung des Teufels in Gott: das ist *dieser Grad von Grausamkeit*.

179.

Freude am Schaden des Anderen ist etwas anderes als Grausamkeit, letztere ist *Genuß* im Mitleiden und hat ihre Höhe, wo das Mitleiden am höchsten ist (dann, wenn wir den lieben, den wir foltern). Wenn ein Anderer dem, welchen wir lieben, das Wehe zufügte, dann würden wir rasend vor Wuth, das Mitleid wäre ganz *schmerzhaft*. Aber wir lieben ihn: und *wir* thun ihm wehe. Dadurch wird das Mitleid ein ungeheurer Reiz: es ist der *Widerspruch* zweier entgegengesetzter starker Triebe, der hier als *höchster Reiz* wirkt.

Selbstverstümmelung und Wollust nebeneinander ist das Gleiche. Oder hellstes Bewußtsein und Bleischwere und Unbeweglichkeit nach Opium.

180.

Die Weihung ist gegeben worden der Beutelust, der Gefräßigkeit, der Wollust, der Grausamkeit, der Verstellung, der Lüge, der Schwäche, der Tollheit, dem Veitstanz, der Betrunkenheit, der Empfindsamkeit, der Faulheit, der Unwissenheit, dem Nichtsbesitzen, der Geistesöde, der Schadenfreude, der Furcht — allen entgegengesetzten Eigenschaften, die irgendwo Geschmack und unüberwindliche Neigung erzeugt hat (jedesmal lästerte und ekelte man sich vor dem Gegensatze und nannte ihn schlecht oder niedrig).

181.

Omnia naturalia affirmanti sunt indifferentia, neganti vero vel abstinenti aut mala aut bona.

182.

Ich sehe in dem, was eine Zeit als böse empfindet, das, was ihrem Ideale widerspricht, also einen Atavismus des ehemaligen Guten; zum Beispiel eine gröbere Art von Grausamkeit, Mordlust als heute vertragen wird. Irgendwann war die Handlung jedes Verbrechers eine Tugend. Aber jetzt empfindet er selber sie mit dem Gewissen der Zeit — er legt sie böse aus. Alles oder das Meiste, was Menschen thun und denken, als böse auslegen, geschieht dann, wenn das Ideal dem menschlichen Wesen überhaupt nicht entspricht (Christenthum): so wird alles Erbsünde, während es eigentlich Erbtugend ist.

183.

Gegen alle wilden Energien wehren wir uns so lange, als wir sie nicht zu benutzen wissen (als Kraft), und so lange nennen wir sie böse. Nachher aber nicht mehr! Frage: wie macht man Verbrechen nützlich? Wie macht man seine eigene Wildheit nützlich?

184.

Verstimmung als verhinderte Auslösung. Grundsatz: nicht die Auslösungen, so gewaltsam sie auch sein mochten, gaben der Menschheit den meisten Schaden, sondern die Verhinderung derselben. Verstimmung, krankhafte Mißgefühle haben wir zu beseitigen, — aber dazu gehört der Muth, das Schreckliche der Auslösungen anders und günstiger zu beurtheilen. Attentate sind besser als schleichende Verdrießlichkeiten. Morde, Kriege u. s. w., offene Gewalt, das Böse der Macht soll gut heißen: wenn das Böse der Schwäche von jetzt ab böse zu nennen ist.

185.

Ihr sagt: „gewisse Glaubenssätze sind der Menschheit heilsam, folglich müssen sie geglaubt werden". Aber das ist meine That, zum ersten Male die Gegenrechnung gefordert zu haben! — also gefragt zu haben: welches unsägliche Elend, welche Verschlechterung der Menschheit dadurch entstanden ist, daß man das Ideal der Selbstlosigkeit aufstellte, also den Egoismus böse hieß und als böse empfinden ließ!! — dadurch daß man den Willen des Menschen frei hieß und ihm die volle Verantwortlichkeit zuschob, somit die Verantwortlichkeit für alles Egoistische — „Böse" genannte —

das heißt Naturnothwendige seines Wesens: so machte man ihm einen schlechten Ruf und ein schlechtes Gewissen: — dadurch daß man einen heiligen Gott über den Menschen dachte und damit allem Handeln das böse Wesen eindrückte, und zwar je feiner und edler ein Mensch empfand? — Das Nachlassen dieser furchtbaren Glaubenssätze und das Nachlassen im Zwängen und Erzwingen des Glaubens überhaupt hat die Barbarei verscheucht! — Freilich: eine noch frühere Barbarei, eine gröbere konnte nur durch jene „heilsamen" Wahnartikel verscheucht werden!

186.

Der Schaden der Tugenden ist noch nicht nachgewiesen!

187.

„Die Wahrheit um der Wahrheit willen" suchen — oberflächlich! Wir wollen nicht betrogen werden, es beleidigt unseren Stolz.

Die Schädlichkeit der „Tugenden", die Nützlichkeit der „Untugenden" ist nie in voller Breite gesehen worden. Ohne Furcht und Begierde — was wäre der Mensch! Ohne Irrthümer gar!

2. Ethische Prinzipien und Ideale.

a) Die Nützlichkeitstheorie.

188.

Hauptfrage: wonach ist die Werthtafel der Güter gemacht und verändert worden? So daß ein

Eigenthum begehrenswerther als ein anderes schien? Was leicht zu haben war (wie zum Beispiel Nahrung), wurde verhältnißmäßig unterschätzt. Die Werthtafel stimmt gar nicht mit den Graden des Nutzens (gegen Spencer).

189.

Unser Instinkt der Triebe greift in jedem Falle nach dem nächsten ihm Angenehmen: aber nicht nach dem Nützlichen. Freilich ist in unzähligen Fällen (namentlich wegen der Zuchtwahl) das dem Triebe Angenehme eben auch das Nützliche! — Der Mensch, hochmüthig auch wo er Gründen und Zwecken nachspürt, macht im Moralischen die Augen zu vor dem Angenehmen: er gerade will, daß seine Handlungen als Consequenz der vernünftigen Absicht auf dauernden Nutzen erscheinen, er verachtet das Momentan-Angenehme —: obschon gerade dies der Hebel aller seiner Kräfte ist.

Das Kunststück des glücklichen Lebens ist, die Lage zu finden, in der das Momentan-Angenehme auch das Dauernd-Nützliche ist, wo die Sinne und der Geschmack dasselbe gut heißen, was die Vernunft und Vorsicht gut heißt.

190.

„Nützen, nützlich“: dabei denkt jetzt jeder an Klugheit, Vorsicht, Kälte, Mäßigung u. s. w., kurz an Seelenzustände, die dem Affekt entgegengesetzt sind. Trotzdem muß es ungeheuere Zeiten gegeben haben, wo der Mensch das ihm Nützliche nur unter der Anregung der Affekte that, und wo ihm die Klugheit und Vernunftkälte noch überhaupt fehlte. Damals redete das höchste utile noch die Sprache der Leidenschaft, der Verrückt-

heit, des Schreckens: ohne eine so gewaltige Beredtsamkeit war es nicht möglich, den Menschen zu etwas „Nützlichem“ — das heißt, zu einem Umweg des Angenehmen, das heißt zu einem zeitweiligen Vorziehen des Unangenehmen — zu bestimmen. Die Moral war damals noch nicht die Eingebung der Klugheit — man mußte gleichsam die Vernunft und gewöhnliche Art zu wollen für eine Zeit verlernen, um in diesem Sinne etwas Moralisches zu thun.

191.

Grundsatz: das, was verehrt werden soll, darf nicht angenehm sein. Folglich: —

192.

Spencer meint, das eigentlich Moralische sei, die wirklichen natürlichen Folgen einer Handlung in Betracht zu ziehen — nicht Lob, Tadel, Strafe. Aber dies „in Betracht ziehen“ war unmoralisch! Die That wird gethan, was dabei auch herauskommt! — Die Rücksicht auf die gesammten Folgen einer That ist nie bisher verlangt worden, — und wer sie verlangte, würde die Menschheit stille stehen machen. Die Folgen sind unsäglich und unerforschlich: die nächsten Folgen würden durch die ferneren überwogen werden: jedes Verbrechen ließe sich so begründen.

193.

„Nützlich-schädlich“! „Utilitarisch“! diesem Gerede liegt das Vorurtheil zu Grunde, als ob es ausgemacht sei, wohin sich das menschliche Wesen (oder auch Thier,

Pflanze) entwickeln *solle*. Als ob nicht abertausend Entwickelungen von jedem Punkte aus möglich wären! Als ob die Entscheidung, welche die *beste, höchste* sei, nicht eine reine Sache des *Geschmacks* sei! (Ein Messen nach einem Ideale, welches *nicht* das einer anderen Zeit, eines anderen Menschen sein muß!)

194.

Wir gehen unserem *Geschmack* nach und benennen es mit den erhabensten Worten, als Pflicht und Tugend und Opfer. Das *Nützliche* erkennen wir nicht, ja wir verachten es, wie wir das Innere des Leibes verachten, alles ist uns nur erträglich, wenn es sich in eine glatte Haut versteckt.

b) *Nächstenliebe, Selbstlosigkeit.*

195.

Vor allem Wohl- und Wehethun steht die Frage: *wer* ist das Andere, *wer* ist der Andere? — kurz, die Erkenntniß der Welt. *Wozu* wohlthun und wehethun — muß erst entschieden sein! Bisher geschah alles Wohl- und Wehethun im *Irrthum*, als ob man wisse, *was* und *wozu*? Die Schätzung des Wohlwollens ist erst noch zu *beweisen*, namentlich der *Grad*!

196.

Das Prinzip „um des Nächsten willen etwas thun" ist entweder ein *Atavismus* des Gefühls, zur Zeit, wo das Band mit der Gemeinde schwach geworden ist, oder

ein unklares Gefühl des Heerdensinnes, welches an Menschen außerhalb der Gemeinschaft, weil diese so fern sind, gar nicht denkt und beim Nächsten nur das Mitglied der Gemeinschaft im Auge hat (zum Beispiel bei „Freiheit“ und „Gleichheit“, wo man gewiß nicht an die Hottentotten denkt). Oder es ist eine Maske für jenes Gefühl: es soll eine Gemeinschaft gebildet werden, zum Beispiel die christliche. Wo jenes Prinzip auftritt, will man meistens Gemeinden bilden, zum Beispiel die Anhänger Comte's.

197.

In der Heerde keine Nächstenliebe: sondern Sinn für das Ganze und Gleichgültigkeit gegen den Nächsten. Diese Gleichgültigkeit ist etwas sehr Hohes!

198.

Daß ein Mensch manche Dinge nicht begehrt, nicht liebt, das rechnen wir ihm an als Zeichen seiner Niedrigkeit und Gemeinheit. „Selbstlosigkeit“ als Gegenstück — er liebt manche Dinge und bringt andere Triebe zum Opfer, die den meisten Menschen nicht begreiflich als Gegenstand solcher Liebe sind — deshalb nehmen sie das Wunder der „Selbstlosigkeit“ an!

199.

Die Menschen haben mit Verwunderung wahrgenommen, daß mancher seinen Vortheil vernachlässigt (in der Leidenschaft, oder aus Geschmack): sie waren blind für die inneren Vortheile des Stolzes, der Stimmung u. s. w. und hielten diese Menschen entweder:

erstens für toll oder: zweitens für gut, falls nämlich ihnen daraus ein Vortheil erwuchs: sie bilden nun den Glauben aus, die Handlungen werden allein gethan, um ihnen wohlzuthun. Die Verherrlichung solcher Handlungen und Menschen hatte den Werth, zu ähnlichen persönlich unzweckmäßigen Handlungen anzutreiben. Der Egoismus derer, welche Hülfe und Wohlthat brauchen, hat das Unegoistische so hoch gehoben!

200.

Die Menschen bewundern und loben die Handlungen eines Anderen, die für ihn selber unzweckmäßig erscheinen, sofern sie ihnen nützlich sind. (Unzweckmäßig in Hinsicht auf Genuß oder Nutzen.) Früher verstand man Genuß oder Nutzen sehr gemein und eng: und wer zum Beispiel für gloria etwas that, war schon unzweckmäßig nach der Meinung der groben Menschen, der Masse. Weil man feinere Arten von Genuß nicht sah, hat man das Reich des Uneigennützigen so groß angenommen. Der Mangel an psychologischer Feinheit ist ein Grund von vielem Loben und Bewundern! Weil die Masse keine Leidenschaft hat, so hat sie die Leidenschaft bewundert, weil sie mit Opfern verknüpft und unklug ist, — den Genuß der Leidenschaft konnte man sich nicht vorstellen, man leugnete ihn. Die Menge verachtet alles Gewöhnliche, Leichte, Kleine.

201.

Es ist eine Haupterkenntniß, daß bei der Werthschätzung aller Dinge der Mensch allem Gewöhnlichen, und noch mehr allem schlechthin Unentbehr-

lichen einen niederen Werth gab. Das Gewöhnliche war dem Ungemeinen entgegengesetzt, als das „Gemeine“ —: das Unentbehrliche als ein Zwang dem, was der freie Mensch sich willkürlich verschaffen kann oder nicht kann, dem Überflüssigen, Luxushaften des Lebens. So wurde alles, was nöthig ist und alles, was üblich ist, zum Geringen: alles Fatum wurde Gemeinheit. Laune, Willkür, freier Wille, der aristokratische Hang der Herrschenden und beliebig Befehlenden, die Leidenschaft für alles Seltene, Schwer-zu-erlangende — das war das Merkmal des höheren Menschenthums: damit erst glaubte der Mensch nicht mehr Thier zu sein. Die Klugheit und die Erfahrung zwar schrieben ihre Gesetze dem Handelnden vor und wiesen unerbittlich auf das Nöthige und das Übliche hin — aber die höhere Empfindung trennte sich oft genug von der Klugheit und gab dem Unnöthigen und dem Ungewöhnlichen und daher meisthin auch Unklugen den Vorrang. So ist auf die Dauer der Boden unseres Lebens und unserer ganzen Lebensart — das ist und bleibt doch immer das Nöthige und Gewohnheitsmäßige — von den höheren Empfindungen entkleidet worden! Essen und Wohnen und Zeugen, der Handel, der Erwerb, das Geschäft, ja selbst das gesellschaftliche Leben hat sich vom Ideale abgetrennt, — und die Sorge für sich selber, selbst in ihrer feinsten Form, ist mit einem Makel behaftet, welchen der Tadel des Egoismus und das Lob der Selbstlosigkeit zu verstehen giebt.

202.

Im Heroismus ist der Ekel sehr stark (ebenso im Uneigennützigen, — man verachtet die Beschränktheit des „Ich“, — der Intellekt hat seine Expansion). Die

Schwäche des Ekels bezeichnet die industrielle und utilitarische Cultur.

203.

Jene Menschen mit der Tugend der Unbeugsamkeit, Selbstüberwindung, Heroismus zeigen in ihrem gefühllosen, harten und grausam ausschweifenden Denken und Handeln an anderen, wo diese Tugend ihr Fundament hat. Sie handeln gegen andere, wie sie gegen sich handeln, — aber weil letzteres den Menschen nützlich und selten scheint, folglich verehrungswürdig ist, ersteres sehr peinlich ist, zerlegt man sie in gute und böse Hälften! Zuletzt ist diese gefühllose Härte wahrscheinlich im Großen der Menschheit sehr nützlich gewesen, es erhielt die Ansichten und Bestrebungen aufrecht und gab ganzen Völkern und Zeiten eben jene Tugenden der Unbeugsamkeit, Selbstüberwindung, Heroismus, machte sie groß und stark und herrschend.

204.

Wie entsteht Trieb, Geschmack, Leidenschaft? Letztere opfert sich andere Triebe, die schwächer sind (anderes Verlangen nach Lust) —: das ist nicht unegoistisch! Ein Trieb beherrscht die anderen, auch den sogenannten Selbsterhaltungstrieb! „Heroismus" u. s. w. sind nicht als Leidenschaften verstanden worden, sondern weil sie den Anderen sehr nützlich waren, als etwas Höheres, Edleres, Anderes! — da die meisten anderen Leidenschaften den Anderen gefährlich waren. Dies war sehr kurzsichtig! Auch der Heroismus der Vaterlandsliebe, der Treue, der „Wahrheit", der Forschung u. s. w. ist den Anderen höchst gefährlich, — sie

sind nur zu dumm, das zu sehen! Sie würden die unegoistischen Tugenden sonst in den Bann thun, in den die Habsucht, der Geschlechtssinn, Grausamkeit, Eroberungslust u. s. w. gehören. Aber jene wurden *gut* genannt und empfunden und allmählich ganz von den edleren und reineren Gefühlen *durchtränkt* — und *idealisirt*, ideal *gemacht*! So wurde die *Arbeit*, die *Armuth*, der *Zins*, die *Päderastie* zu verschiedenen Zeiten entwürdigt, zu anderen Zeiten ideal gemacht.

c) Soziale Triebe als Äußerungen des Willens zur Macht.

205.

Im *Wohlwollen* ist verfeinerte Besitzlust, verfeinerte Geschlechtslust, verfeinerte Ausgelassenheit des Sicheren u. s. w. — Sobald die Verfeinerung da ist, wird die *frühere* Stufe nicht mehr als Stufe, sondern als Gegensatz gefühlt. Es ist *leichter*, Gegensätze zu denken als Grade.

206.

So leben wir alle! — wir reißen die Dinge gierig an uns und haben unersättliche Augen dabei, dann nehmen wir eben so gierig aus ihnen heraus, was uns schmeckt und dienlich ist, — und endlich überlassen wir den Rest (alles, womit unser Appetit und unsere Zähne nicht fertig geworden sind) den anderen Menschen und der Natur, namentlich aber alles, was wir verschlangen, ohne es uns einverleiben zu können —: unsere Exkremente. Darin sind wir unerschöpflich wohlthätig und durchaus nicht geizig: wir *düngen* die Menschheit mit diesem Unverdauten unseres Geistes und unserer Erfahrungen.

207.

Vielleicht lassen sich alle moralischen Triebe auf das Haben-wollen und Halten-wollen zurückführen. Der Begriff des Habens verfeinert sich immer, wir begreifen immer mehr, wie schwierig es ist zu haben, und wie sich das scheinbare Besitzthum immer noch uns zu entziehn weiß — so treiben wir das Haben in's Feinere: bis zuletzt das völlige Erkennen des Dinges die Voraussetzung ist, um es zu erstreben: oft genügt uns das völlige Erkennen schon als Besitz, es hat keinen Schlupfwinkel mehr vor uns und kann uns nicht mehr entlaufen. Insofern wäre Erkenntniß die letzte Stufe der Moralität. Frühere sind zum Beispiel: ein Ding sich zurecht phantasiren und nun zu glauben, daß man es ganz besitze, wie der Liebende mit der Geliebten, der Vater mit dem Kinde: welcher Genuß nun am Besitz! — aber uns genügt da der Schein. Wir denken uns die Dinge, die wir erreichen können, so, daß ihr Besitz uns höchst werthvoll erscheint: wir machen den Feind, über den wir zu siegen hoffen, für unseren Stolz zurecht: und ebenso das geliebte Weib und Kind. Wir haben zuerst eine ungefähre Berechnung, was wir alles überhaupt erbeuten können, — und nun ist unsere Phantasie thätig, diese zukünftigen Besitzthümer uns äußerst werthvoll zu machen (auch Ämter, Ehren, Verkehr u. s. w.). Wir suchen die Philosophie, die zu unserem Besitze paßt, das heißt ihn vergoldet. Die großen Reformatoren, wie Muhammed, verstehen dies, den Gewohnheiten und dem Besitz der Menschen einen neuen Glanz zu geben, — nicht „etwas anderes" sie erstreben zu heißen, sondern das, was sie haben wollen und können, als etwas Höheres zu sehen (mehr Ver-

nunft und Weisheit und Glück darin zu „entdecken", als sie bis jetzt darin fanden). — Sich selber haben wollen: Selbstbeherrschung u. s. w.

208.

Wenn wir die Eigenschaften des niedersten belebten Wesens in unsere „Vernunft" übersetzen, so werden moralische Triebe daraus. Ein solches Wesen assimilirt sich das Nächste, verwandelt es in sein Eigenthum (Eigenthum ist zuerst Nahrung und Aufspeicherung von Nahrung), es sucht möglichst viel sich einzuverleiben, nicht nur den Verlust zu compensiren, — es ist habsüchtig. So wächst es allein und endlich wird es so reproduktiv — es theilt sich in zwei Wesen. Dem unbegrenzten Aneignungstriebe folgt Wachsthum und Generation. — Dieser Trieb bringt es in die Ausnützung der Schwächeren und in Wettstreit mit ähnlich Starken, es kämpft, das heißt es haßt, fürchtet, verstellt sich. — Schon das Assimiliren ist: etwas Fremdes sich gleich machen, tyranniſiren, — Grausamkeit.

Es ordnet sich unter, es verwandelt sich in Funktion und verzichtet auf viele ursprüngliche Kräfte und Freiheiten fast ganz, und lebt so fort: — Sklaverei ist nothwendig zur Bildung eines höheren Organismus, ebenso Kasten. Verlangen nach „Ehre" ist, seine Funktion anerkannt wissen wollen. Der Gehorsam ist Zwang, Lebensbedingung, schließlich Lebensreiz. — Wer am meisten Kraft hat, andere zur Funktion zu erniedrigen, herrscht; — die Unterworfenen aber haben wieder ihre Unterworfenen, — ihre fortwährenden Kämpfe: deren Unterhaltung bis zu einem gewissen Maaße ist Bedingung des Lebens für das Ganze. Das Ganze wiederum sucht

seinen Vortheil und findet Gegner. — Wenn alle sich mit „Vernunft" an ihren Posten stellen wollten und nicht fortwährend so viel Kraft und Feindseligkeit äußern wollten, als sie brauchen, um zu leben, — so fehlte die treibende Kraft im Ganzen: die Funktionen ähnlichen Grades kämpfen, es muß fortwährend Acht gegeben werden, jede Laßheit wird ausgenützt, der Gegner wacht. — Ein Verband muß streben, überreich zu werden (Übervölkerung), um einen neuen zu produziren (Colonie), um zu zerfallen in zwei selbständige Wesen. Mittel, dem Organismus Dauer, ohne das Ziel der Fortpflanzung, zu geben, richten ihn zu Grunde, sind unnatürlich, wie jetzt die klugen „Nationen" Europa's. —

Fortwährend scheidet jeder Körper aus, er sezernirt das ihm nicht Brauchbare an den assimilirten Wesen: das, was der Mensch verachtet, wovor er Ekel hat, was er böse nennt, sind die Exkremente. Aber seine unwissende „Vernunft" bezeichnet ihm oft als böse, was ihm Noth macht, unbequem ist, den Anderen, den Feind, er verwechselt das Unbrauchbare und das Schwer-zu-erwerbende, Schwer-zu-besiegende, Schwer-einzuverleibende. Wenn er „mittheilt" an andere, „uneigennützig" ist, — so ist dies vielleicht nur die Ausscheidung seiner unbrauchbaren faeces, die er aus sich wegschaffen muß, um nicht daran zu leiden. Er weiß, daß dieser Dünger dem fremden Felde nützt und macht sich eine Tugend aus seiner „Freigebigkeit". — „Liebe" ist Empfindung für das Eigenthum oder das, was wir zum Eigenthum wünschen.

209.

Gehorsam, Funktionsgefühl, Schwächegefühl haben den Werth „des Unegoistischen" aufgebracht: nament-

lich als man die vollkommene Abhängigkeit von einem Gotte glaubte. Verachtung gegen sich selber, aber einen Zweck dafür suchen, daß man doch thätig ist, nämlich sein muß: also um Gottes willen, und schließlich, als man an den Gott nicht mehr glaubte, um des Anderen willen: eine Einbildung, ein mächtiger Gedanke, der den Menschen das Dasein leichter machte. Auch unsere Zustände wollen Sklaverei, und das Individuum soll gehemmt werden, — daher Cultus des Altruismus. In Wahrheit handelt man „unegoistisch", weil es die Bedingung ist, unter der allein man noch fortexistirt, das heißt man denkt an die Existenz des Anderen gewohnheitsmäßig eher als an die eigene (zum Beispiel der Fürst an das Volk, die Mutter an das Kind), weil sonst der Fürst nicht als Fürst, die Mutter nicht als Mutter existiren könnte: sie wollen die Erhaltung ihres Machtgefühls, wenn es auch die beständige Aufmerksamkeit und zahllose Selbstopferung zu Gunsten der Abhängigen fordert: oder, in anderen Fällen zu Gunsten der Mächtigen, wenn unsere Existenz (Wohlgefühl, zum Beispiel im Dienste eines Genie's u. s. w.) nur so behauptet wird.

210.

Rechte: der Mächtigere stellt die Funktionäre gegen einander fest; und Pflichten: der Mächtigere stellt die Funktionäre gegen sich fest. Jeder hat etwas zu leisten, und um dies regelmäßig zu erlangen, verzichtet der Mächtigere auf weitere Eingriffe und fügt sich selber einer Ordnung: es gehört dies zur Selbstregulirung. In Bezug auf die Pflichten der Funktionen stimmt der Mächtige und die Funktion überein; es ist nichts „Unegoistisches" daran.

211.

Das Machtgefühl erst erobernd, dann beherrschend (organisirend), — es regulirt das Überwundene zu seiner Erhaltung und dazu erhält es das Überwundene selber. — Auch die Funktion ist aus Machtgefühl entstanden, im Kampf mit noch schwächeren Kräften. Die Funktion erhält sich in der Überwältigung und Herrschaft über noch niedrigere Funktionen, — darin wird sie von der höheren Macht unterstützt!

212.

Die unbedingte Hingebung und das Gerneleiden vom Geliebten, die Begierde mißhandelt zu werden — andererseits der Liebgehabte, welcher das Liebende quält, sein Machtgefühl genießt, und um so mehr, als er sich selber dabei tyrannisirt: es ist eine doppelte Ausübung von Macht. Machtwille wird hier zum Trotz gegen sich.

213.

Was wir lieben, soll an sich selber keinen Flecken finden —: so will es der Egoismus dieser feinsten Besitzlust, welche Liebe heißt. — Gesetzt, man ist der Liebhaber einer Sängerin, mit was für ängstlichen Ohren hört man sie da vor irgend welchen Zuhörern singen! Man urtheilt fein und überfein, keineswegs voreingenommen, verliebt, verklebt: vielmehr entgeht uns keiner ihrer kleinsten Fehler, kein noch so flüchtiges Ausgleiten oder Ausbleiben; wir wissen, wenn auch die Zuhörer jubeln und klatschen, daß für die Sängerin selber nicht alles so klang und lief, wie ihr feinstes Gewissen es verlangt

hat, — und weil wir fühlen, daß ihr selber all ihr kleines und großes Mißlingen bewußt ist, leiden wir unbeschreiblich dabei und sind dankbar und gerührt über alles, was ihr gelang. So geht es auch mit Meistern einer Kunst, welchen wir Freund sind; um ihretwillen sind wir an ihrem Gelingen erquickt, ja wir geben allen eigenen Geschmack auf, sobald uns ihre Art, sich selber zu schmecken, erst zum Bewußtsein gekommen ist.

214.

Wo wir etwas ganz Schätzenswerthes zu erkennen glauben und es erwerben und erhalten wollen, also im Eigenthums-Verlangen, erwachen unsere edelsten Triebe. Der Liebende ist ein höherer Mensch: obschon er mehr Egoist ist als je. Aber 1) sein Egoismus ist conzentrirt, 2) der eine Trieb ist entschieden siegreich über die anderen und bringt das Außergewöhnliche hervor.

215.

Wir wollen nach den Anderen, nach allem, was außer uns ist, trachten als nach unserer Nahrung. Oft auch sind es die Früchte, welche gerade für unser Jahr reif geworden sind. — Muß man denn immer nur den Egoismus des Räubers oder Diebes haben? Warum nicht den des Gärtners? Freude an der Pflege der Anderen, wie der eines Gartens!

216.

Der Eigenthumstrieb — Fortsetzung des Nahrungs- und Jagdtriebes. Auch der Erkenntnißtrieb ist ein höherer Eigenthumstrieb.

217.

An einem klugen, rücksichtslosen Spitzbuben und Verbrecher tadeln wir nicht seinen Egoismus als solchen, der sich auf die feinste Weise äußert, sondern, daß dieser sich auf so niedere Ziele richtet und auf sie beschränkt. Sind die Ziele groß, so hat die Menschheit einen anderen Maaßstab und schätzt „Verbrechen" nicht als solche, selbst die furchtbarsten Mittel. — Das Ekelhafte ist, ein guter Intellekt im Dienste einer erbärmlichen Anspruchslosigkeit des Geschmacks — wir ekeln uns vor der Art ego, nicht an sich vor dem ego.

218.

Wir verachten den Besitzlosen — darum auch den, der sich selber nicht beherrschen kann, der sich selber nicht besitzt. Er ist, nach unserer Empfindung, nicht als Egoist verächtlich, sondern als Wetterfahne von Impulsen und Mangel an Selbst.

d) Individualismus.

219.

Wir treten in das Zeitalter der Anarchie: — dies aber ist zugleich das Zeitalter der geistigsten und freiesten Individuen. Ungeheuer viel geistige Kraft ist im Umschwung. Zeitalter des Genie's: bisher verhindert durch Sitte, Sittlichkeit u. s. w.

220.

Wir sind milder und menschlicher! Alle Milde und Menschlichkeit aber besteht darin, daß wir den

Umständen viel zurechnen und nicht mehr alles der Person! und daß wir den Egoismus vielfach gelten lassen und ihn nicht als das Böse und Verwerfliche an sich mehr betrachten (wie er in der Gemeinde geachtet wurde). Also: im Nachlassen unseres Glaubens an die absolute Verantwortlichkeit der Person und unseres Glaubens an die Verwerflichkeit des Individuellen besteht unser Fortschritt aus der Barbarei!

221.

Das Individuum nicht mehr als die ewige Sonderbarkeit und ehrwürdig! sondern als die complizirteste Thatsache der Welt, der höchste Zufall. Wir glauben auch an seine Gesetzmäßigkeit, ob wir sie schon nicht sehen. — Oder? Als entzogen der Erkennbarkeit, aber ein Mittel der Erkenntniß, auch Hinderniß der Erkenntniß, — nicht verehrungswürdig, etwas dubiös!

222.

Das Individuum war lange „unmoralisch" — es versteckte sich folglich, zum Beispiel das Genie (wie Homer) unter dem Namen eines Heros. Oder man machte einen Gott verantwortlich.

223.

Nicht das Glück, sondern die möglichst lange Erhaltung ist der Inhalt aller bisherigen Moral der Gemeinde und Gesellschaft (ja auf Kosten des Glückes aller Einzelnen). Also auch nicht der Nutzen. Wer hat das Interesse der Erhaltung? Die Häuptlinge an der

Spitze von Familien, Ständen u. s. w., welche fortleben wollen im Fortleben ihrer Institutionen, welche ihr Machtgefühl in die Ferne treiben. Alle Alten: wer sein persönlich zu kurzes oder noch kurzes Leben stark empfindet, sucht sich einzudrücken in die Seele und Sitte der neuen Generation und so fortzuleben, fortzuherrschen. Es ist Eitelkeit. — Das Individuum gegen die Gesellschafts-Moral und abseits von ihr — wenn die größte Gefahr für alle vorüber ist, können einzelne Bäume aufwachsen mit ihren Existenzbedingungen.

224.

Ein starker, freier Mensch empfindet gegen alles andere die Eigenschaften des Organismus:

1) Selbstregulirung: in der Form von Furcht vor allen fremden Eingriffen, im Haß gegen den Feind, im Maaßhalten u. s. w.;

2) überreichlicher Ersatz: in der Form von Habsucht, Aneignungslust, Machtgelüst;

3) Assimilation an sich: in der Form von Loben, Tadeln, Abhängigmachen anderer von sich, dazu Verstellung, List, Lernen, Gewöhnung, Befehlen, Einverleiben von Urtheilen und Erfahrungen;

4) Sekretion und Exkretion: in der Form von Ekel, Verachtung der Eigenschaften an sich, die ihm nicht mehr nützen; das Überschüssige mittheilen: Wohlwollen;

5) metabolische Kraft: zeitweilig verehren, bewundern, sich abhängig machen, einordnen, auf Ausübung der anderen organischen Eigenschaften fast verzichten, sich zum „Organe" umbilden, dienen können;

6) Regeneration: in der Form von Geschlechtstrieb, Lehrtrieb u. s. w.

Nun würde man irren, diese organischen Eigenschaften zuerst bei dem Menschen vorauszusetzen: vielmehr bekommt er diese alle zuletzt, als freigewordener Mensch. Er hat dagegen begonnen als Theil eines Ganzen, welches seine organischen Eigenschaften hatte und den Einzelnen zu seinem Organe machte, so daß durch unsäglich lange Gewöhnung die Menschen zunächst die Affekte der Gesellschaft gegen andere Gesellschaften und Einzelne und alles Lebende und Todte empfinden, und nicht als Individuen! Zum Beispiel er fürchtet und haßt stärker und am stärksten als Mitglied eines Geschlechtes oder Staates, nicht seinen persönlichen Feind, sondern den öffentlichen; ja er empfindet den persönlichen Feind wesentlich als einen öffentlichen (Blutrache). Er zieht in den Krieg, um seinen Staat und Häuptling zu bereichern und zum Übererſatz zu verhelfen, mit jeder persönlichen Gefahr der Verkümmerung, Entbehrung, Verstümmelung. Er assimilirt als Mitglied seiner Gesellschaft Fremdes an sich, lernt für deren Wohl; er verachtet, was von Eigenschaften nicht mehr zum Bestande der Gesellschaft nützt, er stößt die höchsten Individuen von sich, wenn sie diesem Nutzen widersprechen. Er verwandelt sich zum Organ im Dienste seiner Gesellschaft durchaus und macht von allen Eigenschaften nur den dadurch eingeschränkten Gebrauch: richtiger: er hat jene anderen Eigenschaften noch nicht und erwirbt sie erst als Organ des Gemeinwesens: als Organ bekommt er die ersten Regungen der sämmtlichen Eigenschaften des Organischen. Die Gesellschaft erzieht erst das Einzelwesen, formt es zum Halb- oder Ganz-Individuum vor, sie bildet sich nicht aus Einzelwesen, nicht aus Verträgen solcher! Sondern höchstens als Kernpunkt ist ein Individuum nöthig (ein Häuptling),

und dieser auch nur im Verhältniß zu der tieferen oder höheren Stufe der Anderen „frei“. Also: der Staat unterdrückt ursprünglich nicht etwa die Individuen: diese existiren noch gar nicht! Er macht den Menschen überhaupt die Existenz möglich, als Heerdenthieren. Unsere Triebe, Affekte werden uns da erst gelehrt: sie sind nichts Ursprüngliches! Es giebt keinen „Naturzustand“ für sie!

Als Theile eines Ganzen nehmen wir an dessen Existenzbedingungen und Funktionen Antheil und einverleiben uns die dabei gemachten Erfahrungen und Urtheile. Diese gerathen später miteinander in Kampf und Relation, wenn das Band der Gesellschaft zerfällt: er muß in sich die Nachwirkungen des gesellschaftlichen Organismus ausleiden, er muß das Unzweckmäßige von Existenzbedingungen, Urtheilen und Erfahrungen, die für ein Ganzes paßten, abbüßen und endlich kommt er dahin, seine Existenzmöglichkeit als Individuum durch Neuordnung und Assimilation, Exkretion der Triebe in sich zu schaffen.

Meistens gehen diese Versuchs-Individuen zu Grunde. Die Zeiten, wo sie entstehen, sind die der Entsittlichung, der sogenannten Corruption, das heißt alle Triebe wollen sich jetzt persönlich versuchen und, bis dahin nicht jenem persönlichen Nutzen angepaßt, zerstören sie das Individuum durch Übermaaß. Oder sie zerfleischen es, in ihrem Kampfe miteinander. Die Ethiker treten dann auf und suchen dem Menschen zu zeigen, wie er doch leben könne, ohne so an sich zu leiden, — meistens, indem sie ihm die alte, bedingte Lebensweise unter dem Joche der Gesellschaft anempfehlen, nur so, daß an Stelle der Gesellschaft ein Begriff tritt; — es sind Reaktionäre. Aber sie erhalten viele, wenn-

gleich durch Zurückführung in die Gebundenheit. Ihre Behauptung ist, es gebe ein ewiges Sittengesetz; sie wollen das individuelle Gesetz nicht anerkennen und nennen das Streben dahin unsittlich und zerstörerisch.

Unvermeidlich überwiegen bei einem, der frei werden will, die Funktionen an Kraft, mit denen er (oder seine Vorfahren) der Gesellschaft gedient haben: diese hervorragenden Funktionen lenken und fördern oder beschränken die übrigen, — aber alle hat er nöthig, um als Organismus selber zu leben, es sind Lebensbedingungen!

Aber wir sind lange Mißgestalten, und dem entspricht das viel größere Mißbehagen der frei werdenden Individuen im Vergleich zur älteren, abhängigen Stufe und das massenhafte Zugrundegehen.

225.

Der einfachste Organismus ist der vollkommene, alle complizirteren sind fehlerhafte, und unzählige der höheren Art gehen zu Grunde. Heerden und Staaten sind die höchsten uns bekannten — sehr unvollkommenen Organismen. Endlich entsteht, hinter dem Staate, das menschliche Individuum, das höchste und unvollkommenste Wesen, welches in der Regel zu Grunde geht und die Gebilde, aus denen es entsteht, zu Grunde richtet. Das ganze Pensum der Heerden- und Staatentriebe ist in seinem Innern conzentrirt. Er kann allein leben, nach eigenen Gesetzen — er ist kein Gesetzgeber und will nicht herrschen. Sein Machtgefühl schlägt nach innen. Die sokratischen Tugenden!

226.

Die Amöben-Einheit des Individuums kommt zuletzt! Und die Philosophen giengen von ihr aus, als ob

sie bei jedem da sei! — Die Sittlichkeit ist der Hauptgegenbeweis: überall wo das Individuum auftritt, tritt die Sittenverderbniß auf, das heißt der individuelle Maaßstab von Lust und Unlust wird zum ersten Male gehandhabt, und da zeigt sich, wie innerhalb des Einzelnen die Triebe noch gar nicht gelernt haben sich anzupassen, die Einheit ist noch nicht da, oder in Form der gröbsten Gewaltherrschaft eines Triebes über die anderen, — so daß das Ganze gewöhnlich zu Grunde geht! — Damit beginnt die Zeit der freien Menschen, — zahllose gehen zu Grunde. — Im Anblick davon rufen die „Weisen" die alte Moral an und suchen sie als angenehm und nützlich für den Einzelnen zu beweisen.

227.

Die Auflösung der Sitte, der Gesellschaft ist ein Zustand, in dem das neue Ei (oder mehrere Eier) heraustreten — Eier (Individuen) als Keime neuer Gesellschaften und Einheiten. Das Erscheinen der Individuen ist das Anzeichen der erlangten Fortpflanzungsfähigkeit der Gesellschaft: sobald es sich zeigt, stirbt die alte Gesellschaft ab. Das ist kein Gleichniß. — Unsere ewigen „Staaten" sind etwas Unnatürliches. — Möglichst viel Neubildungen! — Oder umgekehrt: zeigt sich die Tendenz zur Verewigung des Staates, so auch Abnahme der Individuen und Unfruchtbarkeit des Ganzen: deshalb halten die Chinesen große Männer für ein nationales Unglück; sie haben die ewige Dauer im Auge. Individuen sind Zeichen des Verfalls.

228.

Der Egoismus ist etwas Spätes und immer noch Seltenes: die Heerden-Gefühle sind mächtiger und älter!

Zum Beispiel noch immer *schätzt* sich der Mensch so hoch als die Anderen ihn schätzen (Eitelkeit). Noch immer will er *gleiche* Rechte mit den Anderen und hat ein Wohlgefühl bei dem Gedanken daran, auch wenn er die Menschen gleich behandelt (was doch der Gerechtigkeit des suum cuique sehr zuwiderläuft!). Er faßt sich gar nicht als etwas Neues in's Auge, sondern strebt, sich die Meinungen der Herrschenden anzueignen, ebenfalls erzieht er seine Kinder dazu. Es ist die *Vorstufe* des Egoismus, kein Gegensatz dazu: der Mensch *ist* wirklich noch nicht mehr individuum und ego; als Funktion des Ganzen fühlt er *seine* Existenz noch am höchsten und am meisten gerechtfertigt. Deshalb läßt er über sich verfügen, durch Eltern, Lehrer, Kasten, Fürsten, um zu einer Art *Selbstachtung* zu kommen, — selbst in der Liebe ist er vielmehr der Bestimmte als der Bestimmende. Gehorsam, Pflicht erscheint ihm als „die Moral", das heißt er *verherrlicht* seine Heerdentriebe, indem er sie als *schwere Tugenden* hinstellt. — Auch im *erwachten* Individuum ist der Urbestand der Heerdengefühle noch übermächtig und mit dem *guten* Gewissen verknüpft. Der Christ mit seinem „extra ecclesiam nulla salus" ist *grausam* gegen die Gegner der christlichen Heerde; der Staatsbürger verhängt *schreckliche* Strafen über den Verbrecher, nicht als ego, sondern aus dem alten Instinkte, — die *That* der Grausamkeit, des Mordes, der Sklaverei (Gefängniß) beleidigt ihn nicht, sobald er sie vom Heerdeninstinkt aus ansieht. — Alle freieren Menschen des Mittelalters glaubten, vor allem sei das Heerdengefühl zu erhalten, das seltene Individuum müsse in *dieser* Hinsicht Verstellung üben, ohne Hirten und den Glauben an allgemeine Gesetze gehe alles drunter und darüber. Wir

glauben das nicht mehr — weil wir gesehen haben, daß der Hang zur Heerde so groß ist, daß er immer wieder durchbricht, gegen alle Freiheiten des Gedankens! Es giebt eben noch sehr selten ein ego! Das Verlangen nach Staat, sozialen Gründungen, Kirchen u. s. w. ist nicht schwächer geworden: vide die Kriege! Und die „Nationen"!

229.

Unsere Triebe und Leidenschaften sind ungeheure Zeiträume hindurch in Gesellschafts- und Geschlechtsverbänden gezüchtet worden (vorher wohl in Affen-Heerden): so sind sie als soziale Triebe und Leidenschaften stärker als als individuelle, auch jetzt noch. Man haßt mehr, plötzlicher, unschuldiger (Unschuld ist den ältest vererbten Gefühlen zu eigen) als Patriot als als Individuum; man opfert schneller sich für die Familie als für sich: oder für eine Kirche, Partei. Ehre ist das stärkste Gefühl für viele, das heißt ihre Schätzung ihrer selber ordnet sich der Schätzung anderer unter und begehrt von dort seine Sanktion.

Dieser nicht individuelle Egoismus ist das Ältere, Ursprünglichere; daher so viel Unterordnung, Pietät (wie bei den Chinesen), Gedankenlosigkeit über das eigene Wesen und Wohl, es liegt das Wohl der Gruppe uns mehr am Herzen. Daher die Leichtigkeit der Kriege: hier fällt der Mensch in sein älteres Wesen zurück.

Die Zelle ist zunächst mehr Glied als Individuum; das Individuum wird im Verlauf der Entwickelung immer komplizirter, immer mehr Gliedergruppe, Gesellschaft. Der freie Mensch ist ein Staat und eine Gesellschaft von Individuen.

Die Entwickelung der Heerden-Thiere und gesellschaftlichen Pflanzen ist eine ganz andere als die der

einzeln lebenden. — Einzeln lebende Menschen, wenn sie nicht zu Grunde gehen, entwickeln sich zu Gesellschaften, eine Menge von Arbeitsgebieten wird entwickelt, und viel Kampf der Triebe um Nahrung, Raum, Zeit ebenfalls. Die Selbstregulirung ist nicht mit einem Male da. Ja, im Ganzen ist der Mensch ein Wesen, welches nothwendig zu Grunde geht, weil es sie noch nicht erreicht hat. Wir sterben alle zu jung an tausend Fehlern und Unwissenheiten der Praxis.

Der freieste Mensch hat das größte Machtgefühl über sich, das größte Wissen über sich, die größte Ordnung im nothwendigen Kampfe seiner Kräfte, die verhältnißmäßig größte Unabhängigkeit seiner einzelnen Kräfte, den verhältnißmäßig größten Kampf in sich: er ist das zwieträchtigste Wesen und das wechselreichste und das langlebendste und das überreich begehrende, sich nährende, das am meisten von sich ausscheidende und sich erneuernde.

230.

Der Egoismus ist noch unendlich schwach! Man nennt so die Wirkungen der heerdenbildenden Affekte, sehr ungenau. Einer ist habgierig und häuft Vermögen (Trieb der Familie, des Stammes), ein Anderer ist ausschweifend in Venere, ein Anderer eitel (Taxation seiner selbst nach dem Maaßstabe der Heerde), man spricht vom Egoismus des Eroberers, des Staatsmannes u. s. w. — sie denken nur an sich, aber an „sich", soweit das ego durch den heerdenbildenden Affekt entwickelt ist (Egoismus der Mütter, der Lehrer). Man frage nur einmal, wie wenige gründlich prüfen: warum lebst du hier? Warum gehst du mit dem um? Wie kamst du zu

dieſer Religion? Welchen Einfluß übt dieſe und jene Diät auf dich? Iſt dies Haus für dich gebaut? u. ſ. w. Nichts iſt ſeltener als die Feſtſtellung des ego vor uns ſelber. Es herrſcht das Vorurtheil, man kenne das ego, es verfehle nicht, ſich fortwährend zu regen: aber es wird faſt gar keine Arbeit und Intelligenz darauf verwandt, — als ob wir für die Selbſterkenntniß durch eine Intuition der Forſchung überhoben wären!

231.

Der Egoismus iſt verketzert worden von denen, die ihn übten (Gemeinden, Fürſten, Parteiführern, Religionsſtiftern, Philoſophen wie Plato); ſie brauchten die entgegengeſetzte Geſinnung bei den Menſchen, die ihnen Funktion leiſten ſollten. — Wo eine Zeit, ein Volk, eine Stadt hervorragt, iſt es immer, daß der Egoismus derſelben ſich bewußt wird und kein Mittel mehr ſcheut (ſich nicht mehr ſeiner ſelber ſchämt). Reichthum an Individuen iſt Reichthum an ſolchen, die ſich ihres Eigenen und Abweichenden nicht mehr ſchämen. Wenn ein Volk ſtolz wird und Gegner ſucht, wächſt es an Kraft und Güte. — Dagegen die Selbſtloſigkeit verherrlichen! und zugeben wie Kant, daß wahrſcheinlich nie eine That derſelben gethan worden ſei! Alſo nur um das entgegengeſetzte Prinzip herabzuſetzen, ſeinen Werth zu drücken, die Menſchen kalt und verächtlich, folglich gedankenfaul gegen den Egoismus ſtimmen! — Denn bisher iſt es der Mangel an feinem, planmäßigen Egoismus geweſen, was die Menſchen im Ganzen auf einer ſo niedrigen Stufe erhält! Gleichheit gilt als verbindend und erſtrebenswerth! Es ſpukt ein falſcher Begriff von Eintracht und Frieden, als dem nützlichſten Zuſtande.

In Wahrheit gehört überall ein ſtarker Antagonismus hinein, in Ehe, Freundſchaft, Staat, Staatenbund, Körperſchaft, gelehrte Vereine, Religion, damit etwas Rechtes wachſe. Das Widerſtreben iſt die Form der Kraft — im Frieden wie im Kriege; folglich müſſen verſchiedene Kräfte und nicht gleiche daſein, denn dieſe würden ſich das Gleichgewicht halten!

232.

Im Grunde haben alle Civiliſationen jene tiefe Angſt vor dem „großen Menſchen", welche allein die Chineſen ſich eingeſtanden haben, mit dem Sprüchwort: „der große Menſch iſt ein öffentliches Unglück". Im Grunde ſind alle Inſtitutionen darauf hin eingerichtet, daß er ſo ſelten als möglich entſteht und unter ſo ungünſtigen Bedingungen, als nur möglich iſt, heranwächſt: was Wunder! Die Kleinen haben für ſich, für die Kleinen geſorgt!

233.

„Rudimentäre Menſchen" ſolche, die jetzt der Zweckmäßigkeit der Art nicht mehr dienen: aber keine ſelbſteigenen Weſen geworden ſind.

Unzweckmäßig in Hinſicht auf die Art, noch nicht in Hinſicht auf kleine Complexe, und nicht in Hinſicht auf das Individuum! Sind die Zwecke des Individuums nothwendig die Zwecke der Gattung? Nein.

Die individuelle Moral: in Folge eines zufälligen Wurfs im Würfelſpiel iſt ein Weſen da, welches ſeine Exiſtenzbedingungen ſucht, — nehmen wir dies ernſt und ſeien wir nicht Narren, zu opfern für das Unbekannte!

234.

Die ganze Tyrannei der Zweckmäßigkeit der Gattung einmal darzulegen! Wie! Wir sollten sie gar noch fördern? Sollten nicht vielmehr dem Individuum soviel nur möglich zurückerobern? Alle Moralität soll darin aufgehen: was vererbbar auf die ganze Gattung ist, soll den Werth ausmachen? — Sehen wir doch auf die zufälligen Würfe hin, die dabei vorkommen müssen — ob da nicht manches vorkommt, was dem Gattungs-Ideal, gesetzt es werde einmal erreicht, zuwiderläuft!

235.

Die Vorwegnehmenden. — Ich zweifle, ob jener Dauermensch, welchen die Zweckmäßigkeit der Gattungs-Auswahl endlich produzirt, viel höher als der Chinese stehen wird. Unter den Würfen sind viele unnütze und in Hinsicht auf jedes Gattungsziel vergängliche nun wirkungslose — aber höhere: darauf laßt uns achten! Emanzipiren wir uns von der Moral der Gattungs-Zweckmäßigkeit! — Offenbar ist das Ziel, den Menschen ebenso gleichmäßig und fest zu machen, wie es schon in Betreff der meisten Thiergattungen geschehen ist: sie sind den Verhältnissen der Erde u. s. w. angepaßt und verändern sich nicht wesentlich. Der Mensch verändert sich noch — ist im Werden.

236.

Die stärksten Individuen werden die sein, welche den Gattungsgesetzen widerstreben und dabei nicht zu Grunde gehen, die Einzelnen. Aus ihnen bildet sich

der neue Adel: aber zahllose einzelne müssen bei seiner Entstehung zu Grunde gehen! Weil sie allein die erhaltende Gesetzlichkeit und die gewohnte Luft verlieren.

237.

Das neue Problem: ob nicht ein Theil der Menschen auf Kosten des anderen zu einer höheren Rasse zu erziehen ist. Züchtung — — — —

238.

Alle Gewöhnungen (zum Beispiel an eine bestimmte Speise, wie Kaffee, oder eine bestimmte Zeiteintheilung) haben auf die Dauer das Ergebniß, Menschen bestimmter Art zu züchten. Also blicke um dich! Prüfe das Kleinste! Wohin will es? Gehört es zu deiner Art, zu deinem Ziele?

239.

Zur „Kur des Einzelnen".

1. Er soll vom Nächsten und Kleinsten ausgehen und die ganze Abhängigkeit sich feststellen, in die hinein er geboren und erzogen ist.

2. Ebenso soll er den gewohnten Rhythmus seines Denkens und Fühlens, seine intellektuellen Bedürfnisse der Ernährung begreifen.

3. Dann soll er Veränderung aller Art versuchen, zunächst um die Gewohnheiten zu brechen (vielen Diätwechsel, mit feinster Beobachtung).

4. Er soll sich geistig an seine Widersacher einmal anlehnen, er soll ihre Nahrung zu essen versuchen. Er

soll reisen, in jedem Sinne. In dieser Zeit wird er „unstät und flüchtig“ sein. Von Zeit zu Zeit soll er über seinen Erlebnissen ruhen — und verdauen.

5. Dann kommt das Höhere: der Versuch, ein Ideal zu dichten. Dies geht dem noch Höheren voraus — eben dies Ideal zu leben.

6. Er muß durch eine Reihe von Idealen hindurch.

240.

Man muß den Menschen Muth zu einer neuen großen Verachtung machen, zum Beispiel der Reichen, der Beamten u. s. w. Jede unpersönliche Form des Lebens muß als gemein und verächtlich gelten.

a) Wie viel brauche ich, um gesund und angenehm für mich zu leben?

b) Wie erwerbe ich dies so, daß das Erwerben gesund und angenehm ist, und meinem Geiste zu Statten kommt, zumal als Erholung?

c) Wie habe ich von den Anderen zu denken, um von mir möglichst gut zu denken und im Gefühle der Macht zu wachsen?

d) Wie bringe ich die Anderen zur Anerkennung meiner Macht?

e) Wie organisirt sich der neue Adel als der Machtbesitzende Stand? Wie grenzt er die Andern von sich ab, ohne sie sich zu Feinden und Widersachern zu machen?

241.

Gleichgültig sich gegen Lob und Tadel machen; Rezepte dafür. Dagegen einen Kreis sich stiften, der

um unsere Ziele und Maaßstäbe weiß und der Lob und Tadel für uns bedeutet.

242.

Wo finden wir, wir Einsamsten der Einsamen — denn das werden wir sicher einmal sein, durch die Nachwirkung der Wissenschaft — wo finden wir einen Genossen für den Menschen! Ehedem suchten wir einen König, einen Vater, einen Richter für alles, weil es uns an rechten Königen, rechten Vätern, rechten Richtern mangelte. Nachmals werden wir den Freund suchen: — die Menschen werden selbsteigene Herrlichkeiten und Sonnenkreise geworden sein — aber einsam. Der mythenbildende Trieb geht dann aus nach dem Freunde.

243.

Diese Verherrlicher der Selektions-Zweckmäßigkeit (wie Spencer) glauben zu wissen, was begünstigende Umstände einer Entwickelung sind! und rechnen das Böse nicht dazu! Und was wäre denn ohne Furcht, Neid, Habsucht aus dem Menschen geworden! Er existirte nicht mehr: und wenn man sich den reichsten, edelsten und fruchtbarsten Menschen denkt, ohne Böses, — so denkt man einen Widerspruch. Von allen Seiten wohlwollend behandelt und selber wohlwollend — da müßte ein Genie furchtbar leiden, denn alle seine Fruchtbarkeit will egoistisch sich von den Anderen nähren, sie beherrschen, aussaugen u. s. w. Kurz, wenn jetzt der Tugendhafte an der Stärke des Egoismus leidet, so dann an der Stärke des Altruismus: alles Thun wird ihm vergällt, weil es seinem Haupthange zuwiderläuft und ihm böse vorkommt. Für sich etwas thun, bei Seite

bringen, ſchaffen — das wäre alles mit böſem Gewiſſen. Luſt ſtellte ſich ein, wenn man ſeine Schaffensgelüſte zurückdrängte und allgemein empfände. Es wäre ſo auch ein ſchönes, ruhendes, von allen Seiten ernährtes und erblühendes Menſchenthum möglich, aber ein ganz anderes als unſer beſtes Menſchenthum, — für das auch einiges geltend zu machen iſt.

Übrigens könnte man als Individuum dem ungeheuer langſamen Prozeß der Selektion zuvorkommen, in vielen Stücken, und vorläufig den Menſchen in ſeinem Ziele zeigen — mein Ideal! Die ungünſtigen Umſtände bei Seite thun, indem man ſich bei Seite thut (Einſamkeit), Auswahl der Einflüſſe (Natur, Bücher, hohe Ereigniſſe), darüber nachzudenken! Nur wohlwollende Gegner im Gedächtniß behalten! Selbſtändige Freunde! Alle tieferen Stufen der Menſchheit aus ſeinem Geſichtskreis bannen! Oder ſie nicht ſehen und hören wollen! Blindheit, Taubheit des Weiſen!

244.

Wir kennen a) die Motive der Handlung nicht; b) wir kennen die Handlung, die wir thun, nicht; c) wir wiſſen nicht, was daraus wird. Aber wir glauben von allem dreien das Gegentheil: das vermeintliche Motiv, die vermeintliche Handlung und die vermeintlichen Folgen gehören in die uns bekannte Geſchichte des Menſchen, ſie wirken aber auch auf ſeine unbekannte Geſchichte ein, als die jedesmalige Summe von drei Irrthümern.

In jedem Falle giebt es nicht eine Handlung, die zu thun iſt, ſondern ſo viele, als es Ideale des vollkommenen Menſchen giebt. Nützlich, verderblich iſt kein „An-ſich"; die Ideale ſind Dichtungen auf mehr

oder weniger geringer Kenntniß des Menschen. — Ich leugne die absolute Sittlichkeit, weil ich ein absolutes Ziel des Menschen nicht kenne. Man muß den gesunden Zustand kennen, um den krankhaften zu erkennen — aber Gesundheit selber ist eine Vorstellung, die nach dem Vorhandenen sich in uns erzeugt. „Übergangszustände, durchdrungen von dem auf Nichtanpassung beruhenden Elend“: sagt Spencer, — und doch könnte gerade das Elend das Nützlichste sein!

Ich suche für mich und meines Gleichen den sonnigen Winkel inmitten der jetzt wirklichen Welt, jene sonnigen Vorstellungen, bei denen uns ein Überschuß von Wohl kommt. Möge dies jeder für sich thun und das Reden in's Allgemeine, für die „Gesellschaft“ bei Seite lassen!

Mit sich behaftet wie mit einer Krankheit — so fand ich die Begabungen.

Die Voraussetzung des Spencer'schen Zukunfts-Ideals ist aber, was er nicht sieht, die allergrößte Ähnlichkeit aller Menschen, so daß einer wirklich im alter sich selber sieht. Nur so ist Altruismus möglich. Aber ich denke an die immer bleibende Unähnlichkeit und möglichste Souveränität des Einzelnen: also altruistische Genüsse müssen seltener werden, oder die Form bekommen der Freude am Anderen, wie unsere jetzige Freude an der Natur.

245.

Neue Praxis. — Den anderen Menschen zunächst wie ein Ding, einen Gegenstand der Erkenntniß

ansehen, dem man Gerechtigkeit widerfahren lassen muß: die Redlichkeit verbietet, ihn zu verkennen, ja ihn unter irgend welchen Voraussetzungen zu behandeln, welche erdichtet und oberflächlich sind. Wohlthun ist dasselbe, wie eine Pflanze sich in's Licht rücken, um sie besser zu sehen, — auch Wehethun kann ein nöthiges Mittel sein, damit die Natur sich enthülle. Nicht jeden als Menschen behandeln, sondern als so und so beschaffenen Menschen: erster Gesichtspunkt! Als etwas, das erkannt sein muß, bevor es so und so behandelt werden kann. Die Moral mit allgemeinen Vorschriften thut jedem Individuum Unrecht.

Oder giebt es Mittel der Vorbereitung der Erkenntniß, die auf jedes Wesen zuerst anwendbar sind, als Vorstufe des Experimentes? — Wie wir mit den Dingen verkehren, um sie zu erkennen, so auch mit den lebenden Wesen, so mit uns.

Aber bevor wir die Erkenntniß haben oder nachdem wir einsehen, daß wir sie nicht uns verschaffen können, wie dann handeln? Und wie, wenn wir sie erkannt haben? — Als Kräfte für unsere Ziele sie verwenden — wie anders? So wie es die Menschen immer machten (auch wenn sie sich unterwarfen: sie förderten ihren Vortheil durch die Macht dessen, dem sie sich unterwarfen).

Unser Verkehr mit Menschen muß darauf aus sein, die vorhandenen Kräfte zu entdecken, die der Völker, Stände u. s. w. — dann diese Kräfte zum Vortheil unserer Ziele zu stellen (eventuell sie sich gegenseitig vernichten lassen, wenn dies noth thut).

Neu: die Redlichkeit leugnet den Menschen, sie will keine moralische allgemeine Praxis, sie leugnet gemeinsame Ziele. Die Menschheit ist die Machtmenge, um deren Benutzung und Richtung die

Einzelnen concurriren. Es ist ein Stück Herrschaft über die Natur: vor allem muß die Natur erkannt, dann gerichtet und benutzt werden. — Mein Ziel wäre wieder die Erkenntniß! — eine Machtmenge in den Dienst der Erkenntniß stellen!

246.

Das Erkennenwollen der Dinge, wie sie sind — das allein ist der gute Hang: nicht das Hinsehen nach anderen und das Sehen mit anderen Augen — das wäre ja nur ein Ortswechsel des egoistischen Sehens! Wir wollen uns von der großen Grundverrücktheit heilen, alles nach uns zu messen: Selbstliebe ist ein falscher, zu enger Ausdruck; Selbsthaß und alle Affekte sind fortwährend thätig mit diesem kurzen Sprunge; als ob alles zu uns hinstrebe. Man geht durch die Gassen und meint, jedes Auge gelte uns: und was wäre es, wenn ein Auge und ein Wort uns wirklich gilt! — nicht mehr, als es uns angeht, wenn der Blick und das Wort einem Zweiten gilt — wir sollten persönlich ebenso gleichgültig sein können! Vermehrung der Gleichgültigkeit! Und dazu Übung, mit anderen Augen sehen: Übung, ohne menschliche Beziehungen, also sachlich zu sehen! Den Menschen-Größenwahn kuriren! Woher kommt er? Von der Furcht: alle geistige Kraft mußte immer schnell zum Persönlichsehen zurückspringen. Es ist schon das thierische Leiden. Die höchste Selbstsucht hat ihren Gegensatz nicht in der Liebe zum Anderen!! Sondern im neutralen, sachlichen Sehen! Die Leidenschaft für das trotz allen Personen-Rücksichten, trotz allem „Angenehmen" und Unangenehmen „Wahre" ist die höchste — darum seltenste bisher!

247.

Nach meinem Ziele über höhere und niedere Eigenschaften abschätzen — alle Urtheile als Vorurtheile auf diesem Gebiete behandeln. Es soll mir gleichgültig sein, was über die Keuschheit gedacht ist — gesetzt sie ist besser für die Erkenntniß, so wird sie empfohlen. Alle Dinge auf ihren Werth für das Erkennen hin prüfen, zum Beispiel die Kunst, die politischen Zustände u. s. w., den Handel.

248.

Hauptgedanke! Nicht die Natur täuscht uns, die Individuen, und fördert ihre Zwecke durch unsere Hintergehung: sondern die Individuen legen sich alles Dasein nach individuellen, das heißt falschen Maaßen zurecht; wir wollen damit Recht haben und folglich muß „die Natur" als Betrügerin erscheinen. In Wahrheit giebt es keine individuellen Wahrheiten, sondern lauter individuelle Irrthümer — das Individuum selber ist ein Irrthum. Alles, was in uns vorgeht, ist an sich etwas anderes, was wir nicht wissen: wir legen die Absicht und die Hintergehung und die Moral erst in die Natur hinein. — Ich unterscheide aber: die eingebildeten Individuen und die wahren „Lebenssysteme", deren jeder von uns eins ist; — man wirft beides in eins, während „das Individuum" nur eine Summe von bewußten Empfindungen und Urtheilen und Irrthümern ist, ein Glaube, ein Stückchen vom wahren Lebens-System oder viele Stückchen zusammengedacht und zusammengefabelt, eine „Einheit", die nicht Stand hält. Wir sind Knospen an einem Baume, — was wissen wir von dem, was im Interesse des Baumes aus uns werden kann! Aber wir haben ein Bewußtsein,

als ob wir alles sein wollten und sollten, eine Phantasterei vom „Ich“ und allem „Nicht-Ich“. Aufhören, sich als solches phantastisches ego zu fühlen! Schrittweise lernen, das vermeintliche Individuum abzuwerfen! Die Irrthümer des ego entdecken! Den Egoismus als Irrthum einsehen! Als Gegensatz ja nicht Altruismus zu verstehen! Das wäre die Liebe zu den anderen vermeintlichen Individuen. Nein! Über „mich“ und „dich“ hinaus! Kosmisch empfinden!

249.

Die Geschichte des Ichgefühls zu beschreiben: und zu zeigen, wie auch im Altruismus jenes Besitzenwollen das Wesentliche ist. Zu zeigen, wie nicht im Begriff „Nicht-ich und Ich“ der Hauptfortschritt der Moral liegt, sondern im Schärfer-fassen des Wahren im Anderen und in mir und in der Natur, also das Besitzenwollen immer mehr vom Scheine des Besitzes, von erdichteten Besitzthümern zu befreien, das Ichgefühl also vom Selbstbetruge zu reinigen. Vielleicht endet es damit, daß statt des Ich wir die Verwandtschaften und Feindschaften der Dinge erkennen, Vielheiten also und deren Gesetze, daß wir vom Irrthum des Ich uns zu befreien suchen (der Altruismus ist auch bisher ein Irrthum). Nicht „um der Anderen willen“, sondern „um des Wahren willen“ leben! Nicht „ich und du“! Wie könnten wir „den Anderen“ (der selber eine Summe von Wahn ist!) fördern dürfen! Das Ichgefühl umschaffen! Den persönlichen Hang schwächen! An die Wirklichkeit der Dinge das Auge gewöhnen! Von Personen so viel wie möglich vorläufig absehen! Welche Wirkungen muß dies haben! Über die Dinge Herr zu werden suchen und so sein

Besitzenwollen befriedigen! Nicht Menschen besitzen wollen! — Aber heißt dies nicht auch, die Individuen schwächen? Es ist etwas Neues zu schaffen: nicht ego und nicht tu und nicht omnes!

Keinen Besitz in der Jugend erstreben müssen und wollen! ebenso kein Ansehen, um über andere zu befehlen, — diese beiden Triebe gar nicht zu entwickeln! Uns von den Dingen besitzen lassen (nicht von Personen) und von einem möglichst großen Umfange wahrer Dinge! Was daraus wächst, ist abzuwarten: wir sind Ackerland für die Dinge! Es sollen Bilder des Daseins aus uns wachsen: und wir sollen so sein, wie diese Fruchtbarkeit uns nöthigt zu sein: unsere Neigungen, Abneigungen sind die des Ackerlandes, das solche Früchte bringen soll. Die Bilder des Daseins sind das Wichtigste bisher gewesen — sie herrschen über die Menschheit.

3. Einzelne Betrachtungen.

250.

Die Menschen und die Philosophen haben früher in die Natur hinein den Menschen gedichtet: — entmenschlichen wir die Natur! Später werden sie mehr in sich selber hineindichten: an Stelle von Philosophieen und Kunstwerken wird es Ideal-Menschen geben, welche alle fünf Jahre aus sich ein neues Ideal formen.

251.

Die Philosophen haben es gemacht wie die Völker: ihre enge Moral in das Wesen der Dinge hineingelegt.

Das Ideal jedes Philosophen soll auch im An-sich der Dinge stecken.

252.

Diese griechischen Philosophen der strengen Observanz hatten in sich die Wahl, böse Thiere zu werden oder strenge und freudenarme Thierbändiger: so schon Sokrates. Sie waren klug genug, um zu begreifen, daß, wer ein menschliches Raubthier wird, fortwährend sich selber zuerst zerreißt. Aber nun glaubten sie, daß jedermann so wie sie selber in Gefahr sei, dies Raubthier zu werden: — dies ist der große Glaube aller großen Moralisten, ihre Macht und ihr Irrthum! — Der Glaube an die Nähe der furchtbaren Thierheit bei jedem. — Es waren schwerlich schöne Menschen.

253.

Ich glaube, man verkennt den Stoizismus. Das Wesentliche dieser Gemüthsart (das ist er, schon bevor die Philosophie ihn sich erobert hat) ist das Verhalten gegen den Schmerz und die Unlust-Vorstellungen: eine gewisse Schwere, Druckkraft und Trägheit wird auf das äußerste gesteigert, um den Schmerz wenig zu empfinden: Starrheit und Kälte sind der Kunstgriff, Anästhetika also. Hauptabsicht der stoischen Erziehung, die leichte Erregbarkeit zu vernichten, die Zahl der Gegenstände, die überhaupt bewegen dürfen, immer mehr einschränken, Glauben an die Verächtlichkeit und den geringen Werth der meisten Dinge, welche erregen, Haß und Feindschaft gegen die Erregung, die Passion selber, als ob sie eine Krankheit oder etwas Unwürdiges sei: Augenmerk auf alle häßlichen und peinlichen Offenbarungen der Leiden-

schaft — in summa: Versteinerung als Gegenmittel gegen das Leiden, und alle hohen Namen des Göttlichen, der Tugend fürderhin der Statue beilegen. Was ist es, eine Statue im Winter umarmen, wenn man gegen Kälte stumpf geworden ist? — was ist es, wenn die Statue die Statue umarmt! Erreicht der Stoiker die Beschaffenheit, welche er haben will (meistens bringt er sie mit und wählt deshalb diese Philosophie!), so hat er die Druckkraft einer Binde, welche Umempfindlichkeit hervorbringt. — Diese Denkweise ist mir sehr zuwider: sie unterschätzt den Werth des Schmerzes (er ist so nützlich und förderlich als die Lust), den Werth der Erregung und Leidenschaft, er ist endlich gezwungen, zu sagen: alles, wie es kommt, ist mir recht, ich will nichts anders, — er beseitigt keinen Nothstand mehr, weil er die Empfindung für Nothstände getödtet hat. Das drückt er religiös aus, als volle Übereinstimmung mit allen Handlungen der Gottheit (zum Beispiel bei Epiktet).

254.

Der Stoizismus im gefaßten Ertragen ist ein Zeichen gelähmter Kraft, man stellt seine Trägheit gegen den Schmerz auf die Wage — Mangel an Heroismus, der immer kämpft (nicht leidet), der den Schmerz „freiwillig aufsucht".

255.

Was die Praxis betrifft: so betrachte ich die einzelnen moralischen Schulen als Stätten des Experiments, wo eine Anzahl von Kunstgriffen der Lebensklugheit gründlich geübt und zu Ende gedacht wurden: die Resultate aller dieser Schulen und aller ihrer Erfahrungen gehören uns, wir nehmen einen stoischen Kunstgriff deshalb nicht

weniger gern an, weil wir schon epikureische uns zu eigen gemacht haben. Jene Einseitigkeit der Schulen war sehr nützlich, ja sie war für die Feststellung dieser Experimente unentbehrlich. Der Stoizismus zum Beispiel zeigte, daß der Mensch sich willkürlich eine härtere Haut und gleichsam eine Art Nesselsucht zu geben vermöge; von ihm lernte ich mitten in der Noth und im Sturme sagen: „was liegt daran?" „was liegt an mir?" Vom Epikureismus nehme ich die Bereitwilligkeit zum Genießen und das Auge dafür, wo alles uns die Natur den Tisch gedeckt hat.

256.

Gewiß! Man muß ein Knochengerüst haben — sonst hat das liebe Fleisch keinen Halt! Aber ihr Herren ohne Fleisch, ihr Knochengerippe der Stoa, eure Predigt sollte lauten: „man muß auch Fleisch an den Knochen haben!"

257.

Wir Modernen, seien wir noch so religiös oder moralisch, sind tief unreligiös im Verhältniß zu den Religiösen des Mittelalters und tief unmoralisch im Verhältniß zu den Moralisten des Alterthums. Die antiken Philosophen hatten samt und sonders einen moralischen Fanatismus und eine siegreiche Unbedenklichkeit im Glauben an ihr „Heil der Seele", womit sie das Alterthum schließlich in üblen Ruf und in Zweifel an sich selber brachten: jener übermäßige Werth, welchen sie auf das „Heil der Seele" legten, war die nützlichste Vorbereitung des Christenthums, welches ihre Erbschaft machte, ohne dafür sich erkenntlich zu zeigen. (Die religiösen Menschen sind ienmals durch Erkenntlichkeit ausgezeichnet gewesen.)

258.

La Rochefoucauld irrt sich nur darin, daß er die Motive, welche er für die wahren hält, niedriger taxirt als die anderen, angeblichen: das heißt er glaubt im Grunde noch an die anderen und nimmt den Maaßstab daher: er setzt den Menschen herab, indem er ihn gewisser Motive für unfähig hält.

259.

Vielleicht wird keine Veränderung der Sitten dem freien Menschen und der Erkenntniß nützlicher sein als ein Überhandnehmen der „unmoralischen" Denkweise der Amerikaner: in den Vereinigten Staaten gestattet sich ein Jeder, seine Art zu leben und sich zu erhalten zehnmal zu wechseln und läuft keine Gefahr des bösen Leumunds — da wird man sich endlich auch gestatten, zehnmal seine Ansichten zu wechseln und zehnmal ein anderer Mensch zu sein.

260.

Schadenwollen als Tendenz ist jetzt im Kampfe der Parteien (der politischen und auch der wissenschaftlichen) seines Tadels entkleidet, eben so in der Conkurrenz der Kaufleute, der Staaten: man untersagt sich gewisse Mittel, aber nicht die Tendenz! Kritik, gegen alles geübt, ist eine letzte Machtäußerung der Einflußlosen, — eine Fortsetzung der Hexerei.

Nützenwollen durch Gebete und Erhöhung der Phantasie galt ehemals für eine Hauptbeschäftigung des Menschen, einen Gott vergewaltigen und bestimmen zum Guten — es ist das Seitenstück zur Magie: einen Teufel

vergewaltigen und zwingen zum Bösen: was wohl auch eine Hauptbeschäftigung war. Das Schwelgen im Wollen und im Bilde der erreichten Absicht und der Glaube, daß dies das Mittel zur Erreichung der Absicht sei: darin waren alle einmüthig. Man glaubte an einen geheimen Weg außer dem der That und der Mechanik, um zum gleichen Ziel zu kommen.

261.

Wie das Böse abgenommen hat! Ehemals setzte man die Absicht, zu schaden, in jedem Naturereigniß voraus.

262.

Dies ist zum Verzweifeln: aus der Geschichte lehrt man uns, daß alle großen Menschen höchst ungerecht waren, und daß ohne die unbedenkliche Überschätzung ihres Gedankens und Entwurfs, ohne eine tiefe, innerliche, ungebrochene, fragloſe Ungerechtigkeit sie nicht zu ihrer Größe gekommen wären — auch Jesus nicht, der wahrlich die Menschen nicht gerecht beurtheilt hat. Wie! Und nun sollte also die von uns geforderte Erziehung zur Gerechtigkeit, wie man uns entgegenhält, die Menschen abhalten, groß zu werden? Ihnen den großartigen Zug und Schwung und beinahe allen Instinkt nehmen? Und man müßte vielmehr solchen, die zur Größe bestimmt seien, die Augen zuhalten und die Schlinge des Wahns um den Hals werfen und dankbar sein, wenn ihr Schicksal ihre Augen ganz blind macht? — Es sei, wie es sei: wir wollen gerecht werden und es darin so weit treiben, als es uns irgend möglich ist. Vielleicht auch hat man uns getäuscht, und viele jener großen

Männer waren nicht groß, sondern eben nur ungerecht, und andere von ihnen trieben ihre Gerechtigkeit so weit, als ihre Einsicht, ihre Zeit, ihre Erziehung, ihre Gegner es ihnen möglich machten. *Sie glaubten an ihre Gerechtigkeit* vielleicht sicherer, als wir an ihre Ungerechtigkeit!

263.

Was ist Toleranz! Und Anerkennung fremder Ideale! Wer ganz tief und stark sein eigenes Ideal fördert, *kann* gar nicht an andere glauben, ohne sie abschätzig zu beurtheilen — Ideale *geringerer* Wesen, als er ist. Die absolute Höhe *unseres* Maaßstabes ist eben der Glaube an das Ideal. — Somit ist Toleranz, historischer Sinn, sogenannte Gerechtigkeit ein Beweis des Mißtrauens gegen ein eigenes Ideal, oder das Fehlen desselben. Was ist also *wissenschaftlicher Sinn*? *Vielleicht* das Verlangen nach einem Ideale und der Glaube, hier den Weg zum Absoluten, zum *unwidersprechlichen* Ideale zu haben: also unter der Voraussetzung, daß man kein Ideal *hat* und *daran* leidet! — Bei vielen mag es die *Rache* sein, dafür daß sie kein Ideal haben, indem sie die anderer *zerstören*. Es giebt eine Schauspielerei (wie bei Bacon), als ob man ein Ideal hätte. „Die Wahrheit um ihrer selber willen" ist eine Phrase, etwas ganz *Unmögliches*, wie die Liebe des Nächsten um seiner selber willen.

264.

Ist es nicht ein Grad der Entweihung, wenn der Liebende denkt: „nicht eigentlich nach dieser Geliebten verlange ich, sondern nach Liebe" — ist nicht jede Verallgemeinerung des Ziels eine Entweihung? Ja, schon

dies ist grob und beleidigend: „ich verlange nach dieser Geliebten“ — sondern die Sprache der Leidenschaft will nur weniges, nur einmaliges, nur ein Zeichen und Symbol. Schon alles Ganze als Ziel zu nennen ist Entweihung. Das Ideal muß zu groß als Ganzes sein — du sollst nur einzelne Strahlen abpflücken dürfen.

265.

Ich wehre mich dagegen, Vernunft und Liebe, Gerechtigkeit und Liebe von einander zu trennen, oder gar sich entgegenzustellen und der Liebe den höheren Rang zu geben! Liebe ist comes, bei Vernunft und Gerechtigkeit, sie ist die Freude an der Sache, Lust an ihrem Besitz, Begierde sie ganz zu besitzen und in ihrer ganzen Schönheit, — die ästhetische Seite der Gerechtigkeit und Vernunft, ein Nebentrieb.

Nachdem wir Vernunft und Gerechtigkeit haben, müssen wir die Leitern zerbrechen, die uns dazu führten; es ist die traurige Pflicht, daß diese höchsten Ergebnisse uns zwingen, gleichsam die Eltern und Voreltern vor Gericht zu laden. Gegen die Vergangenheit gerecht sein, sie wissen wollen, in aller Liebe! Hier wird unsere Vornehmheit auf die höchste Probe gestellt! Ich merke es, wer mit rachsüchtigem Herzen vom Christenthum redet —

266.

Erster Satz meiner Moral: man soll keine Zustände erstreben, weder sein Glück, noch seine Ruhe, noch seine Herrschaft über sich. Der Zustand soll immer nur comes, nie dux virtutis sein! Warum? — Auch

nicht „das Ideal“ —, sondern jede kleine und große Handlung so erhaben und schön wie möglich und auch sichtbar ausführen! Die Art und Weise soll uns unterscheiden!

267.

Sein schlechter Charakter folgt ihm auf die höchsten Gipfel seines Genie's. —

268.

Wenn dieser Mensch nicht ein großer Tugendhafter wird, so wird er fürchterlich sein, sich und anderen. Bei anderen lohnt es sich nicht, wenn sie sich so heftig um die Tugend bemühen — sie werden durch ihre Mittelmäßigkeit sogar die Tugend um ihr Ansehen bringen.

269.

Kinder, die ein Gedächtniß für Strafen haben, werden tückisch und heimlich. Aber zumeist vergessen sie — und so bleiben sie in der Unschuld.

270.

Menschen der heftigen Affekte, ehrgeizige, gehässige, wollüstige Menschen mögen in der That sich die Frage stellen, ob für sie nicht auch wenig Fleisch schon zu viel ist, obschon mir viel wichtiger als die Frage, was sie essen sollen, jene andere Frage gilt: wie viel, das heißt hier: wie wenig.

271.

Die Vertheidiger der Vorurtheile müssen sehr viel Geist haben, wenn sie nicht an diese Vorurtheile glauben, — und hat einer so viel davon, so bekämpft er gewöhnlich die Vorurtheile.

272.

Wer viel siegt, muß viel Gegner gehabt haben. Alle unsere Kräfte wollen fortwährend kämpfen. Die Moral will: zu allererst Gegner! und Krieg!

273.

Es giebt auch für die Moral eine Art von Optik. Wie schwach verantwortlich fühlt sich der Mensch für seine indirekten und entfernten Wirkungen! Und wie grausam und übertreibend fällt die nächste Wirkung, die wir üben, über uns her — die Wirkung, die wir sehen, für die unser kurzes Gesicht eben noch scharf genug ist! Wir tragen nur an einer Schuld, bloß weil sie so nahe vor unseren Augen steht! Wie messen wir die Schwere verschieden nach der Entfernung!

274.

„Jeder thue, was er für Pflicht hält" — damit hätten wir den Rückschritt und Stillstand.

275.

Man hat immer nur eine Tugend — oder keine.

276.

Grausamkeit ist das Heilmittel des verletzten Stolzes.

277.

Höflichkeit — ein verfeinertes Wohlwollen, weil es die Distanz anerkennt und angenehm fühlen läßt, über welche der grobe Intellekt sich ärgert oder welche er nicht sieht.

278.

Letzte Klugheit. — Er fürchtet den Neid der Götter und der Guten: er versteht sich darauf, sein Verdienst durch seine Thorheiten in Frage zu stellen und dergestalt wieder gut zu machen.

279.

Der Luxus ist die Form eines fortwährenden Triumphes — über alle die Armen, Zurückgebliebenen, Ohnmächtigen, Kranken, Begehrlichen. Nicht daß man viel von den Dingen des Luxus selber genießt — was hat der Triumphator von den Gold-Rädern und den angeketteten Sklaven seines Wagens! — aber man genießt es, daß der Wagen über Unzählige weggeht und sie drückt oder zerdrückt.

280.

Opfer bringen wir fortwährend. Bald siegt diese Neigung über die andere und deren Anforderungen, bald jene. Du würdest erstaunen, wenn ich vorrechnete, wie viel Opfer jeder Tag mich kostet.

281.

Im kleinen und erbärmlichen Leben klingen trotzdem die Akkorde des großen Lebens vergangener Menschen hindurch: jede Werthschätzung hat in großen Bewegungen einzelner Seelen ihre Herkunft.

282.

„Ja! ich will nur das noch lieben, was nothwendig ist! Ja! Amor fati sei meine letzte Liebe!“ — Vielleicht treibst du es so weit: aber vorher wirst du erst noch der Liebhaber der Furien sein müssen: ich gestehe, mich würden die Schlangen irre machen. — „Was weißt du von den Furien! Furien — das ist nur ein böses Wort für die Grazien.“ Er ist toll! —

VI.

Psychologie.

1. Allgemeines.

a) Luſt, Schmerz.

283.

Wenn unſere Affekte das Mittel ſind, um die Bewegungen und Bildungen eines geſellſchaftlichen Organismus zu unterhalten, ſo würde doch nichts fehlerhafter ſein, als nun zurückzuſchließen, daß im niedrigſten Organismus es eben auch die Affekte ſeien, welche hier ſelbſtreguliren, aſſimiliren, exkretiren, umwandeln, regeneriren, — alſo Affekte auch da vorauszuſetzen: Luſt, Unluſt, Willen, Neigung, Abneigung. Es wäre ein ſo toller Fehler, als wenn man, nach der Thatſache des Blutumlaufs im menſchlichen Körper, auf einen ähnlichen Blutumlauf für die niedrigſten Organismen ſchließen wollte. — Unſere Affekte ſetzen Gedanken und Geſchmäcker voraus, dieſe ein Nervenſyſtem u. ſ. w.

284.

Intellektuell gemeſſen, wie irrthumvoll iſt Luſt und Schmerz! Wie falſch wäre geurtheilt, wenn man nach dem Grade von Luſt oder Schmerz auf den Werth für das Leben ſchließen wollte! Im Schmerz iſt ſo viel

Dummheit, wie in den blinden Affekten, ja es *ist* Zorn, Rache, Flucht, Ekel, Haß, Überfüllung der Phantasie (Übertreibung) selber, der Schmerz ist die ungeschieden zusammengeflossene Masse von Affekten; *ohne* Intellekt giebt es keinen Schmerz, aber die *niedrigste Form* des Intellekts tritt da zu Tage, der Intellekt der „Materie", der „Atome". — Es giebt eine Art, von einer Verletzung *überrascht* zu werden (wie jener, der auf dem Kirschbaum sitzend eine Flintenkugel durch die Backe bekam), daß man gar nicht den *Schmerz fühlt*. Der Schmerz ist *Gehirnprodukt*.

285.

Beobachten, wie eine Lust *entsteht*, wie *viel* Vorstellungen zusammenkommen müssen! und zuletzt ist es Eines und Ganzes und will nicht mehr als Vielheit sich erkennen lassen. So könnte es mit *jeder* Lust, jedem Schmerze sein! Es sind *Gehirnphänomene*! Aber längst uns einverleibte und jetzt nur als Ganzes sich präsentirende Vielheiten! *Warum* thut ein *geschnittener* Finger wehe? *An sich* thut er nicht wehe (ob er schon „Reize" erfährt), der, dessen Gehirn chloroformirt ist, hat keinen „Schmerz" im Finger. Sollte erst das *Urtheil* über die Verletzung eines funktionirenden Organes, von Seiten der vorstellenden *Einheit*, nöthig gewesen sein? Ist es die Einheit, welche allein die Schädigung sich vorstellt und — jetzt sie uns als Schmerz zu empfinden giebt, indem sie dorthin, wo der Schade geschehen, die *stärksten Reize* schickt? Könnte also auch die Absicht auf Flucht, Abwehr, Vorsicht, Rettung in dem Schmerz stecken? Mittel, weiterem Schaden vorzubeugen? Zugleich Wuth über die Verletzung, Rachegefühl in

einem? Alles zusammen — Schmerz? So uns zum Bewußtsein kommend, als Durcheinander und Einheit des Gefühls?

286.

Ohne Phantasie und Gedächtniß gäbe es keine Lust und keinen Schmerz. Die dabei erregten Affekte verfügen augenblicklich über vergangene ähnliche Fälle und über die schlimmen Möglichkeiten, sie deuten aus, sie legen hinein. Deshalb steht ein Schmerz im Allgemeinen ganz außer Verhältniß zu seiner Bedeutung für das Leben — er ist unzweckmäßig. Aber dort, wo eine Verletzung nicht vom Auge oder dem Getast wahrgenommen wird, ist sie viel weniger schmerzhaft, da ist die Phantasie ungeübt. An den Fingern ist der Schmerz am größten, an Zähnen, am Kopfe u. s. w.

287.

Unsere höheren Schmerzen, die sogenannten Schmerzen der Seele, deren Dialektik wir oft noch sehen, beim Eintreten irgend eines Ereignisses, sind langsam und auseinandergezogen, im Vergleich zum niederen Schmerz (zum Beispiel bei einer Verwundung), dessen Charakter Plötzlichkeit ist. Aber letzterer ist ebenso complizirt und dialektisch im Grunde, und intellektuell. Das Wesentliche ist, daß viele Affekte auf einmal losstürzen und auf einander stürzen — dies plötzliche Wirrsal und Chaos ist für das Bewußtsein der physische Schmerz. — Lust und Schmerz sind keine „unmittelbaren Thatsachen", wie Vorstellung es ist. Eine Menge Vorstellungen, in Trieben einverleibt, sind blitzschnell bei der Hand und gegen einander. Das Um-

gekehrte ist bei der Lust: die Vorstellungen, ebenso schnell zur Hand, sind in Harmonie und Ausgleichung, und — dies wird vom Intellekt als Lust empfunden.

288.

Jede Lust und Unlust ist jetzt bei uns ein höchst complizirtes Ergebniß, so plötzlich es auftritt; die ganze Erfahrung und eine Unsumme von Werthschätzungen und Irrthümern derselben steckt darin. Das Maaß des Schmerzes steht nicht im Verhältniß zur Gefährlichkeit! — unsere Einsicht widerspricht. Ebenso ist das Maaß der Lust nicht im Verhältniß zu unserer jetzigen Erkenntniß, — wohl aber zur „Erkenntniß" der primitivsten und längsten Vorperiode von Mensch- und Thierheit. Wir stehen unter dem Gesetze der Vergangenheit, das heißt ihrer Annahmen und Werthschätzungen.

289.

Je höher der Intellekt, um so mehr nimmt der Umfang von Schmerz und Lust zu, Bereich und Grade.

290.

Merkwürdige Thätigkeit des Intellektes! Beim Geschlechtstrieb begehrt eine Person nach der anderen als dem Mittel, um den Samen los zu werden oder das Ei zu befruchten. Dies gerade weiß der Intellekt nicht: er fragt, warum dies Begehren? Er erwägt, was alles eine Person begehrenswerth macht, und sagt jetzt: es muß jene Person diese begehrenswerth machenden Eigenschaften alle haben! — So schließt er und glaubt

nunmehr so fest daran, wie wir im Traum an das Traumbild glauben. Das Glauben an seine Schlüsse ist charakteristisch. Bei allen Affekten ist der Intellekt dermaaßen thierisch-primitiv wie im Traume. — Diese thierischen Schlüsse für alle Affekte nachzuweisen. — Was ist denn die Skepsis? Wann und in welchem Zustande wird denn der Intellekt so fein, so mißtrauisch gegen seine Schlüsse? So wenig traumhaft?

291.

Jetzt hat man den Kampf überall wieder entdeckt und redet vom Kampfe der Zellen, Gewebe, Organe, Organismen. Aber man kann sämmtliche uns bewußte Affekte in ihnen wiederfinden — zuletzt, wenn dies geschehen ist, drehen wir die Sache um und sagen: das, was wirklich vor sich geht, bei der Regsamkeit unserer menschlichen Affekte, sind jene physiologischen Bewegungen, und die Affekte (Kämpfe u. s. w.) sind nur intellektuelle Ausdeutungen, dort wo der Intellekt gar nichts weiß, aber doch alles zu wissen meint. Mit dem Wort „Ärger", „Liebe", „Haß" meint er das Warum? bezeichnet zu haben, den Grund der Bewegung: ebenso mit dem Worte „Wille" u. s. w. — Unsere Naturwissenschaft ist jetzt auf dem Wege, sich die kleinsten Vorgänge zu verdeutlichen durch unsere angelernten Affekt-Gefühle, kurz eine Sprechart zu schaffen für jene Vorgänge: sehr gut! Aber es bleibt eine Bilderrede.

292.

Die Speisen (zum Beispiel Zwiebeln und Reiz-Narkotika wie Tabak) beweisen, daß nicht Lust und die Vermeidung der Unlust, sondern das Gereiztwerden

dem Menschen am wichtigsten ist. *Reiz* ist an sich etwas anderes als Lust und Unlust (oder letztere sind seine Extreme).

293.

Seien wir nicht Sklaven von Lust und Schmerz, auch in der Wissenschaft! Schmerzlosigkeit, ja Lust beweist *nicht* Gesundheit, — und *Schmerz ist kein Beweis gegen* Gesundheit (sondern nur ein starker Reiz).

b) Trieb, Wille.

294.

Ein noch so complizirter Trieb, wenn er einen *Namen* hat, gilt als *Einheit* und tyrannisirt alle Denkenden, die nach seiner Definition suchen.

295.

Erst zwingt der *Zwang* etwas oft zu thun, und später entsteht das *Bedürfniß*, nachdem der Zwang einverleibt ist (zum Beispiel zu gehen, wenn das Thier nicht mehr schwimmen kann, ist erst Zwang und Gegensatz des Verlangens: später wird es Bedürfniß).

296.

Im kleinsten Organismus bildet sich fortwährend Kraft und muß sich dann auslösen: entweder von sich aus, wenn die *Fülle* da ist, oder es kommt ein Reiz von außen. *Wohin* die Kraft sich wendet? Sicher nach dem *Gewohnten*: *also wohin die Reize leiten*,

dahin wird auch die spontane Auslösung sich bewegen. Die häufigeren Reize erziehen auch die Richtung der spontanen Auslösung.

297.

Viele unserer Triebe finden ihre Auslösung in einer mechanischen starken Thätigkeit, die zweckmäßig gewählt sein kann: ohne dies giebt es verderbliche und schädliche Auslösungen. Haß, Zorn, Geschlechtstrieb u. s. w. könnten an die Maschine gestellt werden und nützlich arbeiten lernen, zum Beispiel Holz hacken oder Briefe tragen oder den Pflug führen. Man muß seine Triebe ausarbeiten. Das Leben des Gelehrten erfordert namentlich so etwas. Einige Stunden des Tages sollen nothwendig dem Nachdenken entzogen werden. Aller Mißmuth ist auszulösen: Handarbeit in der Nähe! Oder der Lauf, Sprung, Ritt. Man könnte als Denker sehr gut noch Pferde zureiten. Oder commandiren.

298.

Wenn ein Trieb intellektueller wird, so bekommt er einen neuen Namen, einen neuen Reiz und neue Schätzung. Er wird dem Triebe auf der älteren Stufe oft entgegengestellt, wie als sein Widerspruch (Grausamkeit zum Beispiel). — Manche Triebe, zum Beispiel der Geschlechtstrieb, sind großer Verfeinerung durch den Intellekt fähig (Menschenliebe, Anbetung von Maria und Heiligen, künstlerische Schwärmerei; Plato meint, die Liebe zur Erkenntniß und Philosophie sei ein sublimirter Geschlechtstrieb). Daneben bleibt seine alte, direkte Wirkung stehen.

299.

Ich rede von Instinkt, wenn irgend ein Urtheil (Geschmack in seiner untersten Stufe) einverleibt ist, so daß es jetzt selber spontan sich regt und nicht mehr auf Reize zu warten braucht. Es hat sein Wachsthum für sich und folglich auch seinen nach außen stoßenden Thätigkeits-Sinn. Zwischenstufe: der Halbinstinkt, der nur auf Reize reagirt und sonst todt ist.

300.

Wir können nur „wollen", was wir gesehen haben, — also seit der Ausbildung des Auges giebt es erst Vorstellungen im Gedächtniß, und diesen, wenn sie stark genug reizen, folgen dann Handlungen. Vorher sind afferirte Reize nöthig, um die Handlungen hervorzubringen.

301.

Umfang der dichterischen Kraft: wir können nichts thun, ohne nicht vorher ein freies Bild davon zu entwerfen — (ob wir freilich nicht wissen, wie sich dies Bild zur Handlung verhält, die Handlung ist etwas wesentlich anderes und verläuft in uns unzugänglichen Regionen). Dies Bild ist sehr allgemein, ein Schema, — wir meinen, es sei nicht nur die Richtschnur, sondern die bewegende Kraft selber. Zahllose Bilder haben keine Aktivität nach sich, davon sehen wir ab: die Fälle, wo sich hernach etwas begiebt, was „wir gewollt" haben, bleiben im Gedächtniß. — Aller unserer Entwickelung läuft ein Idealbild voraus, das Erzeugniß der Phantasie: die wirkliche Entwickelung ist uns unbekannt. Wir

müssen dies Bild machen. Die Geschichte des Menschen und der Menschheit verläuft unbekannt, aber die Idealbilder und deren Geschichte scheint uns die Entwickelung selber. Die Wissenschaft kann sie nicht schaffen, aber die Wissenschaft ist eine Hauptnahrung für diesen Trieb: wir scheuen auf die Dauer alles Unsichere, Erlogene, diese Furcht und dieser Ekel fördern die Wissenschaft. Jener dichterische Trieb soll errathen, nicht phantasiren, aus wirklichen Elementen etwas Unbekanntes errathen: er braucht die Wissenschaft, das heißt die Summe des Sicheren und Wahrscheinlichen, um mit diesem Material dichten zu können. Dieser Vorgang ist schon im Sehen. Es ist eine freie Produktion in allen Sinnen, der größte Theil der sinnlichen Wahrnehmung ist errathen. Alle wissenschaftlichen Bücher langweilen, die diesem errathen wollenden Triebe kein Futter geben: das Sichere thut uns nicht wohl, wenn es nicht Nahrung für jenen Trieb sein will!

302.

Eine Bewegung tritt ein 1. durch einen direkten Reiz, zum Beispiel beim Frosch, dem man die Großhirnhemisphäre ausgeschnitten hat, und dem das Automatische fehlt; 2. durch Vorstellung der Bewegung, durch das Bild des Vorgangs in uns. Dies ist ein höchst oberflächliches Bild, — was weiß der Mensch vom Kauen, wenn er das Kauen sich vorstellt! — aber unzählige Male ist dem durch Reize hervorgebrachten Vorgange das Bild des Vorganges in Auge und Gehirn gefolgt, und schließlich ist ein Band da, so fest, daß der umgedrehte Prozeß eintritt: sobald jenes Bild entsteht, entsteht die entsprechende Bewegung, das Bild dient als auslösender Reiz.

Damit ein Reiz wirklich auslösend wirkt, muß er stärker sein als der Gegenreiz, der immer auch da ist, zum Beispiel die Lust der Ruhe, die Trägheit muß aufgehoben werden. So wirkt das Bild eines Vorganges nicht immer als auslösender Reiz, weil ein wirklicher Gegenreiz da ist, der stärker ist. Wir reden da von „Wollen-und-nicht-Können". — Der Gegenreiz ist häufig nicht in unserem Bewußtsein, wir merken aber eine widerstrebende Kraft, die dem Reiz des Bildes, und sei es noch so deutlich, die Kraft entzieht. Es ist ein Kampf da, obschon wir nicht wissen, wer kämpft. Wille, der zur That führt, tritt ein, wenn der widerstrebende Reiz schwächer ist — wir merken immer etwas von einem Widerstande, und das giebt, falsch gedeutet, jenes Nebengefühl von Sieg beim Gelingen des Gewollten. In dieser falschen Deutung haben wir den Ursprung vom Glauben an den freien Willen. „Wir" sind es nicht, die ihre Vorstellung zum Siege bringen — sondern sie siegt, weil der Gegenreiz schwächer ist. Aber gar, daß der Mechanismus vor sich geht, hat gar nichts mit unserer Willkür zu thun — wir kennen ihn nicht einmal! Wie könnten wir ihn auch nur „wollen"! Was ist zum Beispiel das Ausstrecken unseres Armes für unser Bewußtsein!

303.

Das, was einer zweckbewußten Handlung vorhergeht, im Bewußtsein, zum Beispiel das Bild des Kauens dem Kauen, ist gänzlich unbestimmt: und wenn ich es wissenschaftlich genauer mache, so ist dies auf die Handlung selber ohne Einfluß. Eine Unzahl von einzelnen Bewegungen werden vollzogen, von denen wir vorher

gar nichts wissen, und die Klugheit der Zunge zum Beispiel ist viel größer als die Klugheit unseres Bewußtseins überhaupt. Ich leugne, daß diese Bewegungen durch unseren Willen hervorgebracht werden; sie spielen sich ab, und bleiben uns unbekannt; auch ihren Prozeß vermögen wir nur in Symbolen (des Tastsinns, Hörens, Sehens von Farben) und in einzelnen Stücken und Momenten zu fassen — sein Wesen, ebenso wie der fortdauernde Verlauf, bleiben uns fremd. Vielleicht stellt die Phantasie dem wirklichen Verlaufe und Wesen etwas entgegen, eine Erdichtung, die wir gewohnt sind als das Wesen zu nehmen.

304.

Angebliche Zweckmäßigkeit der Natur — bei der Selbstsucht, dem Geschlechtstrieb, wo man sagt, sie benutze das Individuum, — bei der Lichtausströmung der Sonne u. s. w. — alles Erdichtungen! Es ist vielleicht die letzte Form einer Gottes-Vorstellung — aber dieser Gott ist nicht sehr klug und sehr unbarmherzig. Leopardi hat die böse Stiefmutter Natur, Schopenhauer den „Willen". — Vielleicht kann man mit solchen anscheinenden Zweckthätigkeiten die Zweckthätigkeit des Menschen aufhellen. Es wird etwas erreicht, und das, was erreicht wird, und das, was dazu alles geschieht, ist von dem Bilde, welches vorher im Kopfe des Wollenden ist, total verschieden, — es führt keine Brücke hinüber. „Ich esse, um mich zu sättigen", — aber was weiß ich von dem, was Sättigung ist! In Wahrheit wird die Sättigung erreicht, aber nicht gewollt, — die momentane Lustempfindung bei jedem Bissen, so lange Hunger da ist, ist das Motiv: nicht die Absicht, „um", sondern ein Versuch bei jedem

Biſſen, *ob* er noch ſchmeckt. Unſere Handlungen ſind *Verſuche*, ob dieſer oder jener Trieb daran ſeine Freude habe, bis in's Verwickeltſte hinein, ſpielende Äußerungen des Dranges nach Thätigkeit, welche wir durch die Theorie der Zwecke mißdeuten und falſch verſtehen. Wir bewegen unſere Fangarme — und dieſer oder jener Trieb findet in dem, was wir fangen, ſeine Beute und macht uns glauben, wir hätten *beabſichtigt*, ihn zu befriedigen.

305.

Neuer Blick auf die Welt in Hinſicht auf Intelligenz und Güte. Iſt die Menſchheit eine Ausnahme? Iſt im *Ganzen* ihr Grad von Intelligenz und Güte *gleichen Ranges* wie der in der Natur? Ja. — Nun aber haben wir die „Zweckmäßigkeit" und „Intelligenz" der Natur zu verſtehen — ſie iſt *gar nicht da*! Ebenſowenig die Güte, das Unegoiſtiſche! Von da auf die Menſchheit zurückzuſchließen: vielleicht iſt auch da unſere *Zweckmäßigkeit* nur eine Summe günſtiger Zufälle, und unſere „Güte" ebenfalls ein Irrthum. Aus den großen Schriftzügen der Natur unſere kleine Schrift zu verſtehen ſuchen! — Wir können eine Reihe von Nacheinander's angeben, die zu einem Zwecke führen, — aber 1. es iſt nicht die *vollſtändige* Reihe, ſondern eine erbärmliche Auswahl, 2. wir können kein Glied der Reihe aus freien Stücken *machen*, wir wiſſen nur mehr oder weniger, daß *es ſich machen wird*. Wo wir zweckmäßig ſind, handeln wir trotzdem unwiſſend über Mittel und Zweck, im *Ganzen* geſehen. Über dieſen Fatalismus kommen wir nicht hinaus.

c) Selbstbewußtsein, Vernunft.

306.

Die letzten Organismen, deren Bildung wir sehen (Völker, Staaten, Gesellschaften), müssen zur Belehrung über die ersten Organismen benutzt werden. Das Ich-Bewußtsein ist das Letzte, was hinzukommt, wenn ein Organismus fertig fungirt, fast etwas Überflüssiges: das Bewußtsein der Einheit, — jedenfalls etwas höchst Unvollkommenes und Oft-Fehlgreifendes im Vergleich zu der wirklich eingeborenen, einverleibten, arbeitenden Einheit aller Funktionen. Unbewußt ist die große Hauptthätigkeit. Das Bewußtsein erscheint erst gewöhnlich, wenn das Ganze sich wieder einem höheren Ganzen unterordnen will — als Bewußtsein zunächst dieses höheren Ganzen, des Außer-sich. Das Bewußtsein entsteht in Bezug auf das Wesen, dem wir Funktion sein könnten — es ist das Mittel, uns einzuverleiben. So lange es sich um Selbsterhaltung handelt, ist Bewußtsein des Ich unnöthig. — So wohl schon im niedersten Organismus. Das Fremde, Größere, Stärkere wird als solches zuerst vorgestellt. — Unsere Urtheile über unser „Ich" hinken nach, und werden nach Anleitung des Außer-uns, der über uns waltenden Macht vollzogen. Wir bedeuten uns selber das, als was wir im höheren Organismus gelten — allgemeines Gesetz.

Die Empfindungen und die Affekte des Organischen sind alle längst fertig entwickelt, bevor das Einheitsgefühl des Bewußtseins entsteht.

Älteste Organismen: chemische langsame Prozesse, in noch viel langsameren wie in Hüllen eingeschlossen, von Zeit zu Zeit explodirend und dann um sich greifend und dabei neue Nahrung an sich ziehend.

307.

Wie kommt es, daß wir unsere stärkeren Neigungen auf Unkosten unserer schwächeren Neigungen befriedigen? An sich, wenn wir eine Einheit wären, könnte es diesen Zwiespalt nicht geben. Thatsächlich sind wir eine Vielheit, welche sich eine Einheit eingebildet hat. Der Intellekt als das Mittel der Täuschung mit seinen Zwangsformen „Substanz", „Gleichheit", „Dauer" — er erst hat die Vielheit sich aus dem Sinn geschlagen.

308.

Das Ichgefühl nicht zu verwechseln mit dem organischen Einheitsgefühle.

309.

Die Vernunft! Ohne Wissen ist sie etwas ganz Thörichtes, selbst bei den größten Philosophen. Wie phantasirt Spinoza über die Vernunft! Ein Grundirrthum ist der Glaube an die Eintracht und das Fehlen des Kampfes — dies wäre eben Tod! Wo Leben ist, ist eine genossenschaftliche Bildung, wo die Genossen um die Nahrung, den Raum kämpfen, wo die schwächeren sich anfügen, kürzer leben, weniger Nachkommen haben: Verschiedenheit herrscht in den kleinsten Dingen, Samenthierchen, Eiern — die Gleichheit ist ein großer Wahn. Unzählige Wesen gehen am Kampf zu Grunde, — einige seltene Fälle erhalten sich. — Ob die Vernunft bisher im Ganzen mehr erhalten als zerstört hat, mit ihrer Einbildung, alles zu wissen, den Körper zu kennen, zu „wollen" —? Die Centralisation ist gar keine so vollkommene — und die Einbildung der Vernunft, dies Centrum zu sein, ist gewiß der größte Mangel dieser Vollkommenheit.

310.

Sonderbar: das, worauf der Mensch am stolzesten ist, seine Selbstregulirung durch die Vernunft, wird ebenfalls von den niedrigsten Organismen geleistet, und besser, zuverlässiger! Das Handeln nach Zwecken ist aber thatsächlich nur der allergeringste Theil unserer Selbstregulirung: handelte die Menschheit wirklich nach ihrer Vernunft, das heißt nach der Grundlage ihres Meinens und Wissens, so wäre sie längst zu Grunde gegangen. Die Vernunft ist ein langsam sich entwickelndes Hülfsorgan, das ungeheure Zeiten hindurch glücklicher Weise wenig Kraft hat, den Menschen zu bestimmen, es arbeitet im Dienste der organischen Triebe und emanzipirt sich langsam zur Gleichberechtigung mit ihnen — so daß Vernunft (Meinung und Wissen) mit den Trieben kämpft, als ein eigener neuer Trieb — und spät, ganz spät zum Übergewicht.

2. Einzelbemerkungen.

311.

Die Gebärden des plötzlichen Schreckens sind keineswegs eine Sprache des Schreckens, als ob er sich mittheilen wollte, — sondern die nächsten Vorsichtsmaaßregeln und deshalb sehr verschieden: ich lernte dies, als ein Wagen plötzlich auf mich zu fallen drohte.

312.

Vieles muß man so genießen, wie die Südamerikaner ihren Thee — sie trinken ihn, ohne ihn dabei zu sehen: denn er wird fortwährend schwärzer. Wir schmecken auch die Farben aller Nahrungsmittel: — ein Gleichniß.

313.

Die Temperaments-Unterschiede sind vielleicht durch die verschiedene Vertheilung und Masse der unorganischen Salze mehr als durch alles andere bedingt. Die biliösen Menschen haben zu wenig schwefelsaures Natrium, den melancholischen Menschen fehlt es an schwefel- und phosphorsaurem Kali; zu wenig phosphorsaurer Kalk bei den Phlegmatikern. Die muthigen Naturen haben einen Überfluß von phosphorsaurem Eisen.

314.

Die Lage, in der die Menschen sich befinden, zur Natur und zu Menschen, macht ihre Eigenschaften — es ist wie bei den Atomen.

315.

Ich sehe das Mißverhältniß von Wissenschaft und Mensch fortwährend — es schwindet nie aus meinem Gesichte: gab es etwas Ähnliches? Priester und Mensch, Prophet und Mensch, Fürst und Mensch, Richter und Mensch. Jedesmal schien die Forderung das Individuum aufzuheben.

316.

Unsere Eltern wachsen noch in uns nach, ihre später erworbenen Eigenschaften, die im Embryo auch vorhanden sind, brauchen Zeit. Die Eigenschaften des Vaters damals, als er Mann war, lernen wir erst als Mann kennen.

317.

Die Menschen bleiben bei den Mitteln hängen, wenn deren Erreichung ihnen Lust macht.

318.

Ein Mensch, der täglich so viele Giftbrühen in sich hinunterzuwürgen hat, ist immer zu bewundern, wenn er Zeiten großer Empfindungen kennt und nicht überhaupt einen prinzipiellen Ekel am „Großen" hat.

319.

Der Widerwille gegen das Leben ist selten. Wir erhalten uns darin und sind selber am Ende und in schweren Lagen einverstanden damit, nicht aus Furcht vor Schlimmerem, nicht aus Hoffnung auf Besseres, nicht aus Gewohnheit (die Langeweile wäre), nicht wegen der gelegentlichen Lust — sondern wegen der Abwechselung und weil im Grunde nichts eine Wiederholung ist, aber an Erlebtes erinnert. Der Reiz des Neuen und doch an den alten Geschmack Anklingenden, — wie eine Musik mit vielem Häßlichen.

320.

Wenn man die Lotterien verwünscht, so vergißt man gewöhnlich, wie viel Glück und heitere Horizonte die angenehmen Hoffnungen aller zusammen ausmachen! Und wie viel ärmer ein Volk ohne Lotterien ist — nämlich an angenehmen Empfindungen! Die Enttäuschung ist eine einmalige und wird ziemlich schnell abgeschüttelt,

— aber wie oft träumt man vom Gewinnste und macht Pläne! Wie mehrt es den Geschmack an Unternehmungen!

321.

Ich dachte mir das mir fürchterlichste Leben aus: das eines Höflings, Anwalts, Zolleinnehmers, Registrators, Cassenbeamten, Königs, Krämers, Hausdieners und aller jener, deren Überschuß an Leistung im Warten besteht, — Warten, bis jemand kommt und spricht, — während es nicht möglich ist, sich inzwischen besser zu beschäftigen („es geht wider die Pflicht"). Nun bemerke ich, daß die allermeisten überhaupt beschäftigten Menschen in den großen Städten gerade so beschäftigt sind und sich darauf hin ausbilden, — daß also dieses pflichtmäßige Warten ihnen sehr erträglich scheinen muß.

322.

Wer auf den Geist säet, pflanzt Bäume, die sehr spät groß werden. Das, was sich vom Vater auf den Sohn vererbt, sind die geübtesten Gewohnheiten (nicht die geschätztesten!). Der Sohn verräth den Vater. Der Fleiß eines Gelehrten ist entsprechend der Thätigkeit seines Vaters: zum Beispiel, wenn dieser immer im Comtoir ist, oder wenn er nur wie ein Landgeistlicher „arbeitet". Die Griechen der höheren Stände wurden so individuell produktiv, weil sie keinen gedankenlosen Fleiß vererbt bekamen.

323.

Wie verschieden empfindet man das Geschäft und die Arbeit seines Lebens, wenn man damit der Erste in

der Familie ist oder schon Vater und Großvater dasselbe getrieben haben! Es ist viel mehr innere Noth, ein viel plötzlicherer Stolz dabei, aber das gute Gewissen ist dafür noch nicht geschaffen, und wir empfinden etwas als „beliebig“ daran.

324.

Der Zunftzwang lehrte lernen: endlich ist ein individueller Lerntrieb entstanden, durch Vererbung. Das Lernen ist ursprünglich saurer als alle Arbeit, daher gehaßt. Die Gelehrten haben daher im Mittelalter ein Übergewicht.

325.

Grundgedanke der Handels-Cultur: die niedere Masse, mit ihrem kleinen Besitz, wird unzufrieden gemacht durch den Anblick des Reichen, sie glaubt, der Reiche sei der Glückliche. — Die arbeitende, überarbeitete, selten ruhende Sklavenmasse glaubt, der Mensch ohne körperliche Arbeit sei der Glückliche (zum Beispiel schon der Mönch, — daher die Sklaven so gern Mönche wurden). — Der von Begierden Geplagte und selten Freie glaubt, der Gelehrte und Unbewegliche (und auch der Geistliche) sei der Glückliche. — Der hin- und hergerissene Nervöse glaubt, der Mensch der großen einen Leidenschaft sei der Glückliche. — Der Mensch, welcher kleine Auszeichnungen kennen gelernt hat, meint, der Geehrteste sei der Glückliche. — Es ist das selten und in geringem Grade Besessene, was die Phantasie der Menschen zum Bilde des Glücklichen aufreizt, — nicht das, was ihnen fehlt — das Fehlen erzeugt Gleichgültigkeit gegen den Gegensatz des Fehlenden.

326.

Ach, ich bin hinter die Maskerade der großen Männer, der großen Erfolge, der großen Verluste gekommen. Es ist alles perspektivisch zu betrachten — wenn man sich nicht unter die Kleinen einordnet, so hat man nichts davon als Lärm und Anlaß zu Lachen und Herzbrechen.

327.

Jener Kaiser hielt sich beständig die Vergänglichkeit aller Dinge vor, um sie nicht zu wichtig zu nehmen und ruhig zu bleiben. Auf mich wirkt die Vergänglichkeit ganz anders — mir scheint alles viel mehr werth zu sein, als daß es so flüchtig sein dürfte — mir ist, als ob die kostbarsten Weine und Salben in's Meer gegossen würden.

328.

Ehemals bewies man die Lehre von der Unfreiheit des Willens, indem man unbedenklich auf die Wahrsager hinwies, welche auch noch bei den skeptischen Philosophen einen guten Glauben fanden: die Kunst der Wahrsagerei aber setzt eine Welt voraus, welche nichts als Fatum ist, und folglich fand diese Welt ebenfalls einen guten Glauben. Als aber die Wahrsager in Mißkredit kamen, kam mit ihnen auch die Lehre von der Unfreiheit des Willens in Mißkredit: gemäß einer falschen Art zu schließen, welche üblicher ist als die rechte Art.

329.

Das war ein stolzer Mensch: „Lieber sterben als einen Wohlthäter haben" — sprach's und sprang in's

Wasser. Eine halbe Stunde später hatte er einen Wohlthäter und lebte: ein armer Arbeiter war ihm nachgesprungen und hinderte ihn zu sterben.

330.

A: „Die Art, wie er mich öffentlich mißversteht, beweist mir, daß er mich nur gar zu gut verstanden hat!" — B: „Nimm es von der besten Seite! Du bist bei ihm gewaltig in der Achtung gestiegen; er hält es bereits für nöthig, dich zu verleumden."

331.

Der Irrthum beim Gelobtwerden besteht darin, daß der, welcher gelobt wird, dem Worte des Lobenden *seinen* Begriff dieses Wortes unterlegt und nicht den des Lobenden, — den er ja zumeist gar nicht kennen kann. Gewöhnlich aber ist der Begriff im Kopfe des Lobenden etwas viel Geringeres, Matteres, Ärmeres als im Kopfe des Gelobten: so daß der Letztere sich oft genug sehr verdrießen müßte, zu wissen, *was* eigentlich an ihm und seinem Werke gelobt worden ist.

332.

Trost für die, welche zu *Grunde gehen*! Ihre Leidenschaften als ein unglückliches Lotterieloos betrachten. Sehen, daß die meisten Würfe mißlingen müssen, daß das Zugrundegehen *so nützlich* ist als das Werden. *Keine Reue*, Selbstmord abkürzend.

333.

Die Unbefriedigten müssen etwas haben, an das sie ihr Herz hängen: zum Beispiel Gott. Jetzt, wo dieser

fehlt, bekommt der Sozialismus viele solche, die ehemals sich an Gott geklammert hätten, — oder patria (wie Mazzini). Ein Anlaß zu großartiger Aufopferung, und einer öffentlichen (weil sie disziplinirt und fest hält, auch Muth macht!) soll immer da sein! Hier ist zu erfinden!

334.

Solche, welche das Alter, gleich einem edlen Weine, immer geistiger und süßer macht — Menschen wie Goethe und Epikur — denken auch an ihre erotischen Erlebnisse zurück.

335.

Man übt sich, lange bevor man weiß, was man später einmal zu sagen hat, die Gebärde, die Haltung, den Stimmklang, den Stil ein, welcher dazu am besten sich eignet: die ästhetischen Triebe und Vorneigungen der Jugend sind die Ankündigungen von etwas, das mehr als ästhetisch ist. Seltsam!

336.

Wenn unser Glück uns nicht verleumden soll, müssen wir sichtbare Gebrechen an uns tragen.

337.

Verschiedene Triebe werden so befriedigt, daß wir uns als unterlegen fühlen. Unser ganzer Stolz und Muth wird matt im Bewußtsein der kleinsten Niederlagen an jedem Tage.

338.

So lange wir jung ſind und unſer ſelber noch nicht gewiß, iſt die Gefahr nicht gering, daß uns die Wiſſenſchaft durch die Wiſſenſchaftlichen verleidet werde, oder die Kunſt durch die Künſtler, oder gar das Leben durch uns ſelber.

339.

Nachkommen haben — das erſt macht den Menſchen ſtätig, zuſammenhängend und fähig, Verzicht zu leiſten: es iſt die beſte Erziehung. Die Eltern ſind es immer, welche durch die Kinder erzogen werden, und zwar durch die Kinder in jedem Sinne, auch im geiſtigſten. Unſere Werke und Schüler erſt geben dem Schiffe unſeres Lebens den Compaß und die große Richtung.

VII.

Religion.

1. Der Gottesglaube.

340.

Die Wissenschaft von 1650—1800 wollte die Weisheit und Güte Gottes *erweisen*: das Umgekehrte war das Ergebniß. Jetzt ist man versucht, einem *Reste* von Gott, einem mangelhaften Intellekt listige und böse Umwege zum Guten u. s. w. zuzugestehen. Aber 1. es zeigen sich *ganz verschiedene Grade* von Unvernunft, 2. und ebenso von Güte: es würde ein Wesen *ohne* Charakter sein. Wozu ein solches *Wesen annehmen*? — Weder gut noch böse ist die Welt! Und der Mensch also! —

341.

Wenn wir nicht aus dem *Tode Gottes* eine großartige *Entsagung* und einen fortwährenden *Sieg über uns* machen, so haben wir den *Verlust zu tragen*.

342.

Welches sind die *tiefen Umwandlungen*, welche aus den *Lehren* kommen müssen, daß kein *Gott* für uns sorgt und daß es kein ewiges Sittengesetz giebt (atheistisch-unmoralische Menschheit)? daß wir *Thiere*

sind? daß unser Leben vorbeigeht? daß wir unverantwortlich sind? Der Weise und das Thier werden sich nähern und einen neuen Typus ergeben!

343.

In dem Grade, als die Welt zähl- und meßbar sich zeigt, also zuverlässig — erhält sie Würde bei uns. Ehedem hatte die unberechenbare Welt (der Geister — des Geistes) Würde, sie erregte mehr Furcht. Wir aber sehen die ewige Macht ganz wo anders. Unsere Empfindung über die Welt dreht sich um: Pessimismus des Intellekts.

344.

Gott war bisher verantwortlich für jedes Lebendige, das entstand, — man konnte nicht errathen, was er mit ihm vorhatte; und gerade dann, wenn dem Lebendigen das Zeichen des Leidens und der Gebrechlichkeit eingeprägt war, vermuthete man, daß es schneller als andere Wesen von der Lust am „Leben" und an der „Welt" geheilt werden solle und dergestalt mit einem Merkmal der Gnade und der Hoffnung gezeichnet sei. Sobald man aber nicht mehr an Gott und an die Bestimmung des Menschen für ein Jenseits glaubt, wird der Mensch verantwortlich für alles Lebendige, das leidend entsteht und das zur Unlust am Leben vorherbestimmt ist. „Du sollst nicht tödten" — gehört in eine Ordnung der Dinge, wo ein Gott über Leben und Tod bestimmt.

345.

Die würdigste Vorstellung von den Göttern hatten die Epikureer. Wie könnte das Unbedingte irgend etwas

mit dem Bedingten zu schaffen haben? Wie könnte es dessen Ursache oder dessen Gesetz oder dessen Gerechtigkeit oder dessen Liebe und Vorsehung sein? „Wenn es Götter giebt, so kümmern sie sich nicht um uns" — dies ist der einzige wahre Satz aller Religions-Philosophie.

346.

„Deus nudus est" sagt Seneka. Ich fürchte, er steckt ganz in Kleidern! Und noch mehr: Kleider machen nicht nur Leute, sondern auch Götter.

347.

Ein Wort für die, welche an Gott glauben: sie mögen erwägen, ob ein Gott die Vernichtung von irgend etwas wollen kann oder überhaupt *kann*, — ob dies nicht eben das göttliche Unvermögen ist.

348.

Die Menschen haben Gott geschaffen, es ist kein Zweifel: sollten wir deshalb nicht an ihn glauben? Er hat den Glauben so nöthig zum Leben: seien wir doch barmherzig!

349.

Ehemals dachte ich, unser Dasein sei der künstlerische Traum eines Gottes, alle unsere Gedanken und Empfindungen im Grunde *seine* Erfindungen im Ausdichten seines Dramas — auch daß wir meinten, „*ich* dächte", „*ich* handelte", sei *sein* Gedanke. Die Gesetzmäßigkeit der Natur wäre als Gesetzmäßigkeit seiner Vorstellungen begreiflich — oder auch, es *genügte*,

daß er uns als solche dächte, welche die Natur so empfinden, wie wir sie empfinden. — Kein glücklicher, sondern eben ein Künstler-Gott!

350.

Wir selber müssen, wie Gott, gegen alle Dinge gerecht, gnädig, sonnenhaft sein und sie immer neu schaffen, wie wir sie geschaffen haben.

351.

Diese ganze Welt, die uns wirklich etwas angeht, in der unsere Bedürfnisse, Begierden, Freuden, Hoffnungen, Farben, Linien, Phantasien, Gebete und Flüche wurzeln — diese ganze Welt haben wir Menschen geschaffen — und haben es vergessen, so daß wir nachträglich noch einen eigenen Schöpfer für alles das erdachten, oder uns mit dem Problem des Woher? zerquälten. Wie die Sprache das Urgedicht eines Volkes ist, so ist die ganze anschauliche empfundene Welt die Urdichtung der Menschheit, und schon die Thiere haben hier angefangen zu dichten. Das erben wir alles auf einmal, wie als ob es die Realität selber sei.

352.

Meine Aufgabe: alle die Schönheit und Erhabenheit, die wir den Dingen und den Einbildungen geliehen, zurückzufordern als Eigenthum und Erzeugniß des Menschen und als schönsten Schmuck, schönste Apologie desselben. Der Mensch als Dichter, als Denker, als Gott, als Macht, als Mitleid. Oh über seine königliche Freigebigkeit, womit er die Dinge beschenkt hat, um sich zu verarmen und elend zu fühlen! Das ist

seine größte „Selbstlosigkeit", wie er bewundert und anbetet, und nicht weiß und wissen will, daß er schuf, was er bewundert. — Es sind die Dichtungen und Gemälde der Urmenschheit, diese „wirklichen" Naturscenen; — damals wußte man noch nicht anders zu dichten und zu malen, als indem man in die Dinge etwas hineinsah. Und diese Erbschaft haben wir gemacht. — Es ist diese erhabene Linie, dies Gefühl von trauernder Größe, dies Gefühl des bewegten Meeres alles erdichtet von unseren Vorfahren. Dieses Fest- und Bestimmtsehen überhaupt!

353.

„Aber wohin fließen denn zuletzt alle Flüsse des Großen und Größten am Menschen? Giebt es für sie allein keinen Ozean?" — Sei dieser Ozean: so giebt es einen.

2. Bemerkungen über das Christenthum.

354.

Wie gemein hat sich das Christenthum gegen das Alterthum benommen, indem es dasselbe ganz durchteufelte. Gipfel aller verleumderischen Bosheit!

355.

Man aß das Fleisch nicht, weil man nicht die Seelen von Menschen verspeisen wollte, es war also nur ein Abscheu vor der Menschenfresserei, bei Pythagoras wie den Indern. Nicht Mitleiden mit den Thieren! Schmerz machen durch Tödtung ist gar nicht nöthig: und in Hinsicht auf den wahrscheinlichen natürlichen Tod hat der

Mensch, der die Thiere tödtet, im Allgemeinen das Loos der Thierwelt gemildert, zumal sie keine Voraussehung des Todes haben. — Wer nicht „von Lebendem" leben will, möge sich der Pflanzen auch enthalten! — Das Mitleiden der christlichen Heiligen war das Mitleiden mit Wesen, in denen der Teufel wohnt — nicht mit dem „Lebendigen".

356.

Diese Toleranzprediger! Ein paar Dogmen („fundamentale Wahrheiten") nehmen sie doch immer aus! Sie unterscheiden sich nur in der Meinung darüber von den Verfolgern, was für das Heil nothwendig sei.

357.

Sich an die Vernunft halten wäre schön, wenn es eine Vernunft gäbe! Aber der Tolerante muß sich von seiner Vernunft, ihrer Schwäche abhängig machen! Dazu: es ist zuletzt nicht einmal diese, welche den Beweisen und Widerlegungen ihr Ohr schenkt und entscheidet. Es sind Neigungen und Abneigungen des Geschmacks. Die Verfolger sind gewiß nicht weniger logisch gewesen als die Freidenker.

358.

Die Thatsache an der Hexerei ist, daß ungeheure Massen Menschen damals die Lust empfanden, anderen zu schaden und sich schädigend zu denken, ebenfalls in Gedanken sinnlich auszuschweifen und sich mächtig im Bösen und Gemeinsten zu fühlen. Woher das? — ist die Frage.

359.

Die Hexen wollten den Schaden *sehen*, die christlichen Verfolger und Inquisitoren auch, auch Gott vor der Hölle. Dies der Einfluß der Barbaren (Deutschen) auf Europa — ein Rückschritt. Die Sklaven haben die Demuth und die Barbaren die Grausamkeit in's Christenthum gebracht.

360.

Die Jesuiten vertraten gegen Pascal die Aufklärung und die Humanität.

361.

Wallfahrten als die Badereisen der Armen — und die Kirchen ihr Palast und ihre Vornehmheit.

VIII.

Kunst.

1. Kunst, Schriftstellerei, Dichtung.

362.

Zwei Ursprünge der Kunst:

1) auf eine unschädliche Weise getäuscht werden (Taschenspieler, Schauspieler, Erzähler u. s. w., auch Architektur — als ob der Stein redete (von dem Haus- oder Tempeleinwohner) —);

2) auf eine unschädliche Weise überwältigt werden: Rausch, Musik, Lyrik u. s. w.

Zuerst Besorgniß, Verwunderung, daß nichts Böses erfolgt, keine Gefahr da ist, — bei beiden. So werden die Zustände, die am meisten gefürchtet werden und den höchsten Reiz ausüben, erstrebenswerth: Täuschung und Überwältigung. So von Seiten der Genießenden aus betrachtet.

363.

Ästhetische Urtheile sind Überreste unserer Urtheile über glücklich und unglücklich, zum Beispiel in einer Landschaft der Reichthum an Farben, an Genießbarem, an Ruhe, an festen Linien, — es sind alles die Abzeichen und Symbole eines Menschen, der uns einst

als der Glückliche galt. So andere Male die leidenschaftliche Gegend, — wir hielten auch die Leidenschaft für den Zustand des Glückes. Die fromme Gegend, die heilige Gegend, die verehrte Gegend, die alterthümliche, die kindliche, die weibliche, die stolze, die schlafende.

364.

Es ist in der Wollust etwas Berauschendes, dies haben die alten Religionen benutzt. Und noch jetzt suchen Dichter und Musiker durch Erregung erotischer Nachempfindungen diesen Theil berauschender Kraft sich zu Nutze zu machen. — Die Künstler wirken mit allen möglichen Wirkungsmitteln, sehr unbefangen.

365.

Nach dem periodischen Stile greifen alle, wie nach einem Gewande, welche sich nicht nackt zeigen wollen, — sei es nun, daß sie ungestaltet sind, sei es, daß sie sich allzu schamhaft gewöhnt haben. Ihre Gedanken sind scheu und linkisch ohne Hülle, — das Wenige von Anmuth, dessen sie fähig sind, zeigt sich erst, wenn die Falten der Periode ihnen Muth und Glauben an die eigene Würde geben. Dies wollen wir an ihnen ertragen und selbst gutheißen: nur bitten wir diese Mantelträger und Faltenreichen, aus sich kein Gesetz der Moral und Schönheit zu machen: der periodische Stil ist und bleibt ein Nothbehelf —

366.

Frauen, die allzu lebhaft sind und den Eindruck davon dämpfen möchten, wählen blaue Farben: und ebenso

giebt es in Büchern blaue Farbentöne, mit denen ihr Urheber seine springende Reizbarkeit zu balanciren sucht.

367.

Werde fort und fort der, der du bist — der Lehrer und Bildner deiner selber! Du bist kein Schriftsteller, du schreibst nur für dich! So erhältst du das Gedächtniß an deine guten Augenblicke und findest ihren Zusammenhang, die goldene Kette deines Selbst! So bereitest du dich auf die Zeit vor, wo du sprechen mußt! Vielleicht, daß du dich dann des Sprechens schämst, wie du dich mitunter des Schreibens geschämt hast, daß es noch nöthig ist, sich zu interpretiren, daß Handlungen und Nicht-Handlungen nicht genügen, dich mitzutheilen. Ja, du willst dich mittheilen! Es kommt einst die Gesittung, wo Viel-Lesen zum schlechten Tone gehört: dann wirst du auch dich nicht mehr schämen müssen, gelesen zu werden: während jetzt jeder, der dich als Schriftsteller anspricht, dich beleidigt; und wer dich deiner Schriften halber lobt, giebt dir ein Zeichen, daß sein Takt nicht fein ist, er macht eine Kluft zwischen sich und dir, — er ahnt gar nicht, wie sehr er sich erniedrigt, wenn er dich so zu erheben glaubt. Ich kenne den Zustand der gegenwärtigen Menschen, wenn sie lesen: pfui! Für diesen Zustand sorgen und schaffen zu wollen!!

368.

Wer die Tragödie moralisch genießt, der hat noch einige Stufen zu steigen.

369.

Hinter jeder Tragödie steckt etwas Witziges und Widersinniges, eine Lust am Paradoxon, zum Beispiel das Schlußwort der letzten tragischen Oper: „ja ich habe sie getödtet, meine Carmen, meine angebetete Carmen!“ Diese Art von Pfeffer fehlt dem Epos ganz, — es ist unschuldiger und wendet sich an kindlichere und plumpere Geister, denen alles Sauere, Bittere und Scharfe noch widersteht. Die Tragödie ist ein Vorzeichen, daß ein Volk witzig werden will, — daß der esprit seinen Einzug halten möchte.

370.

Warum überkommt mich fast in regelmäßigen Zeiträumen ein solches Verlangen nach Gil Blas und wiederum nach den Novellen Mérimée's? Hat mich nicht Carmen mehr bezaubert als irgend eine Oper, in der mir diese geliebte Welt (die ich im Grunde nur auf halbe Jahre verlasse) wiederklingt?

371.

Sophokles giebt oder schafft jeder Person Recht.

372.

Es ist durchaus nicht das Wünschenswertheste, alles verdauen zu können, was die Vergangenheit hervorbrachte: so wünschte ich, Dante gienge uns gründlich wider Geschmack und Magen.

373.

Hamlet für eine Spitze des menschlichen Geistes anzusehen, das heiße ich bescheiden über Geist und

Spitzen urtheilen. Vor allem ist es ein mißrathenes Werk: sein Urheber würde es mir wohl lachend eingestehen, wenn ich's ihm in's Gesicht sagte.

374.

Von den deutschen Dichtern hat Clemens Brentano am meisten Musik im Leibe.

375.

Emerson. — Ich habe mich nie in einem Buche so zu Hause und in meinem Hause gefühlt als — ich darf es nicht loben, es steht mir zu nahe.

376.

Der gedankenreichste Autor dieses Jahrhunderts ist bisher ein Amerikaner gewesen (leider durch deutsche Philosophie verdunkelt — Milchglas).

2. Musik.

a) Allgemeines.

377.

Beim Clavierspiel ist die Hauptsache, daß man den Gesang singen läßt und die Begleitung begleiten läßt. Ich vertrage eine Musik, worin nicht in dieser Weise zwischen Musik und Begleitung geschieden ist, jetzt nur noch als ein kurzes Zwischenspiel, als einen idealen Lärm, der uns begierig nach dem Wiederbeginn des Gesanges macht.

378.

Die Menschenstimme ist die Apologie der Musik.

379.

Die beste Musik ist wenig, wenn nicht ein Sänger, eine Sängerin uns durch Stimme und Kunst in sanfte Trunkenheit versetzt, — und in *diesem* Falle wird *geringe* Musik unsäglich gehoben!

380.

Die Fioriturен und Cadenzen in der Musik sind wie süßes Eis im Sommer.

381.

In Deutschland, wo die besten Stimmen durch die häßliche Sprache ruinirt werden, so daß zuletzt schöne Blasinstrumente übrig bleiben und nicht *mehr* —

382.

Wer erfindet uns das tragische Ballet mit Musik? Besonders nöthig bei Völkern, die nicht singen können und die sich durch die dramatische Musik die Kehlen gebrochen haben.

383.

Das ist etwas *Neues* an der jetzigen Musik, wie ich sie eben hörte! Sie *repräsentirt* Gefühle, *sie erregt sie nicht mehr*, — man ist zufrieden, mit ihrer Hülfe zu *verstehen*! Wie bescheiden!

384.

Die Musik ist mein und unser Vorläufer — so persönlich sprechen und so gut und edel! Unsäglich vieles hat noch kein Wort gefunden und keinen Gedanken — das beweist unsere Musik — nicht, daß kein Gedanke und kein Wort da zu finden wäre.

385.

Es ist unsere Aufgabe, die Reinheit der Musik festzuhalten und zu verhüten, daß sie, nachdem sie in der Form des Barockstils und nach langer Einverleibung jetzt ungeheurer plötzlicher Wirkungen fähig gemacht ist, jetzt zu mystischen, halbreligiösen Zwecken mißbraucht wird. Jeder kommende Hexenmeister und Cagliostro wird versuchen, mit Musik und Spiritismus zu wirken, und es sind Wiedererweckungen religiöser und sittlicher Instinkte auf diesem Wege möglich: — vielleicht daß man dem christlichen Abendmahle wieder eine innere Gluth durch Musik zu geben versuchen wird. — Daß sie keine Worte nöthig hat, ist ihr größter Vorsprung vor der Dichtkunst, welche an die Begriffe appellirt und folglich an die Philosophie und Wissenschaft stößt: — aber man merkt es nicht, wenn uns die Musik von der Philosophie und Wissenschaft weg führt, verführt!

386.

Musik — eine verkappte Befriedigung der religiosi. Vom Worte absehen! Das ist ihr Vortheil! Ja, auch von Bildern! Damit sich der Intellekt nicht schäme! So ist es gesund und eine Erleichterung für jene Triebe, welche doch befriedigt sein wollen!

b) Richard Wagner.

387.

Richard Wagner wollte eine große Cultur, um einen Platz für seine Kunst zu haben — aber es fehlte ihm der neue Gedanke. So machte er Anleihen überall: zuletzt christliche Empfindungen, wenn auch noch nicht christliche Gedanken.

388.

Die große Form eines Kunstwerkes wird an's Licht treten, wenn der Künstler die große Form in seinem Wesen hat! An sich die große Form fordern ist albern und verdirbt die Kunst, es heißt den Künstler zur Heuchelei verführen oder das Große und Seltene zur Conventionsmünze umstempeln wollen. Ein ehrlicher Künstler, der diese gestaltende Kraft in seinem Charakter nicht hat, ist ehrlich, sie auch nicht in seinen Werken haben zu wollen: — wenn er sie überhaupt leugnet und verunglimpft, so ist dies begreiflich und mindestens zu entschuldigen: er kann da nicht über sich. So Wagner. Aber die „unendliche Melodie" ist ein hölzernes Eisen — „die nicht Gestalt gewordene, fertig gewordene Gestalt" — das ist ein Ausdruck für das Unvermögen der Form und eine Art Prinzip aus dem Unvermögen gemacht. Dramatische Musik, und überhaupt Attitüden-Musik, verträgt sich freilich am besten mit der formlosen, fließenden Musik — ist deshalb aber niederer Gattung.

389.

Verdi ist arm an den Erfindungen schöner Sinnlichkeit und läßt gar noch merken, daß er äußerst sparsam

mit ihnen umzugehen hat. Aber er hält sein Publikum mit seinen paar Einfällen fest — sie sind alle ärmer geworden, wie er, und wollen trotzdem nichts anderes, ganz wie er, — so ist er ihr Mann und Meister. Auch Wagner hat eine arme Sinnlichkeit und eine in Bezug auf Melodie an's Verrückte streifende Widerspenstigkeit in der Armuth — aber wie hat er daraus sich eine Brücke zum Ideal zu bauen gewußt!

390.

Im Lohengrin giebt es viele blaue Musik. Wagner kennt die opiatischen und narkotischen Wirkungen und braucht sie gegen die ihm gut bewußte nervöse Zerfahrenheit seiner musikalischen Erfindungskraft.

391.

Wagner's Musik gleicht der Wolke, — und man muß von der Art der Rosenkranz und Güldenstern sein, um, gleich einigen Ästhetikern, in dieser Wolke ein Kameel zu sehen und nicht mehr.

392.

Es könnte noch immer eine Musik kommen, gegen welche die ganze Wagnerische Kunst unter den Begriff und die Rechtfertigung des recitativo secco fiele: und der, welcher der sublimen Frage nach der Moralität der Musik nachhängt, wird auch jene Möglichkeit in Betrachtung zu ziehen haben.

393.

Wir alten eingefleiſchten Wagnerianer ſind doch die dankbarſten Bellini- und Roſſini-Hörer.

394.

Was Richard Wagner werth iſt, das wird uns erſt der ſagen, der den beſten Gebrauch von ihm macht. Einſtweilen haben wir Wagner geglaubt, was er gern geglaubt haben möchte.

IX.

Weib, Liebe, Ehe.

395.

Um die Schönheit dieser Frau ganz zu sehen, muß man sie mit schwachen Augen ansehen: um aber ihren Geist ganz zu sehen, wird man das schärfste Augenglas anwenden müssen — denn sie verbirgt ihn aus Eitelkeit in ihrem Gesichte, soweit er nur zu verbergen ist: denn Geist macht Frauen alt.

396.

Die Lebensweise der Frauen, welche im Wesentlichen ernährt werden und nicht arbeiten, könnte sofort in eine philosophische Existenz umgewandelt werden! Aber man sehe sie vor einem Schauladen voller Putz und Wäsche!

397.

Die Menschheit wäre ausgestorben, wenn der Geschlechtstrieb nicht einen so blinden, unvorsichtigen, eilfertigen, gedankenlosen Charakter hätte. An sich ist ja seine Befriedigung durchaus nicht mit der Fortpflanzung der Gattung verbunden. Wie unsäglich selten ist der coitus die Absicht der Fortpflanzung! — Und ebenso

ſteht es mit der Luſt am Kampf und der Rivalität: nur ein paar Grade Erkältung der Triebe mehr — und das Leben ſteht ſtill! Es iſt an eine hohe Temperatur und an eine Siedehitze der Unvernunft gebunden.

398.

Die Ehe. — Unſere meiſten Ehefrauen ſind zu hoch geſtellt. Geſchlechtsbefriedigung ſoll nie das Ziel der Ehe ſein. — Eine Arbeiterbevölkerung braucht gute Hurenhäuſer. — Zeitchen.

399.

Man überträgt fälſchlich Empfindungen, die bei jetzigen Zuſtänden, zum Beiſpiel Ehe, erklärlich ſind, auf Urzeiten, wo die Ehe anders war und gar nicht Liebe der Gatten unter ſich hervorbringen konnte!

400.

Die Verworrenheit der Mittel, die Ehe aufrecht zu erhalten: das Weib glaubt, prädeſtinirt nur für dieſe zu ſein. In Wahrheit iſt alles gemeiner Zufall, und hundert andere Männer thäten ihr ebenſo gut. Sie will gehorchen: ſie arbeitet für den Mann und denkt und ſagt: „was habe ich alles für dich gethan!“ — aber es war nicht für „dich“, ſondern für irgend einen, der ihren Trieben in den Wurf kam. — Der Beruf und die tägliche Arbeit trennt die Gatten und hält ſo die Erträglichkeit aufrecht. — Weil die Männer und Frauen früher nicht erfahren haben, was eigentlich Freundſchaft iſt, ſo ſind ſie auch nicht enttäuſcht über den Verkehr: weder die Liebe,

noch die Freundschaft ist ihnen bekannt. Die Ehe ist auf verkümmerte Halbmenschen eingerichtet.

401.

Die lange Liebe ist deshalb möglich — auch wenn sie glücklich ist — weil ein Mensch nicht leicht zu Ende zu besitzen, zu Ende zu erobern ist, — es thun sich immer neue, noch unentdeckte Gründe und Hinterräume der Seele auf, und auch nach diesen streckt sich die unendliche Habsucht der Liebe aus. — Aber die Liebe endet, sobald wir das Wesen als begrenzt empfinden. — Der Conflikt der langen und der kurzen Leidenschaft entsteht, wenn der Eine den Anderen zu Ende zu besitzen glaubt, und der Andere noch nicht, — da wendet jener sich ab, entzieht sich und reizt nun durch die Ferne den Anderen noch mehr auf, neue Werthe zu suchen — zuletzt oft mit dem Entschluß, ihn lieber zu tödten, als einen Anderen in den Besitz kommen zu lassen. — Glücklicherweise haben die Dinge keine Seele, sonst sähen wir fortwährend diesen Conflikt: und die Natur, wenn sie den unendlichen Menschen wirklich geliebt hätte, würde ihn längst aus Liebe aufgezehrt haben, — sei es auch nur, um ihn nicht zum Beispiel einem Gotte zur Beute zu lassen.

402.

Während in sehr vielen Fällen das erste Kind einer Ehe einen genügenden Grund abgiebt, keine weiteren Kinder in die Welt zu setzen: wird doch die Ehe dadurch nicht gelöst, sondern trotz des voraussichtlichen Nachtheils neuer Kinder (zum Schaden aller Späteren!)

festgehalten! Wie kurzsichtig! Aber der Staat will und wollte keine bessere Qualität, sondern Masse! Deshalb liegt ihm an der Züchtung der Menschen nichts! — Einzelne ausgezeichnete Männer sollten bei mehreren Frauen Gelegenheit haben, sich fortzupflanzen; und einzelne Frauen, mit besonders günstigen Bedingungen, sollten auch nicht an den Zufall eines Mannes gebunden sein. Die Ehe wichtiger zu nehmen!

403.

Die Erlaubniß, Kinder zu zeugen, sollte als eine Auszeichnung verliehen werden und auf jedem Wege dem so üblichen geschlechtlichen Verkehre der Charakter eines Mittels der Fortpflanzung genommen werden: sonst werden immer mehr die niedrig gesinnten Menschen die Oberhand bekommen, denn die höheren Geister sind nicht zu eifrig in erotischen Dingen. Wohl sind dies die Tapferen und Kriegerischen, — und ihnen verdankt man im Ganzen die bessere Art von Menschen, die noch bestehen. Kommt aber der Handelsgeist zur Übermacht über den kriegerischen, so —

404.

Gegen Verbrecher sei man wie gegen Kranke: auch darin, daß man es verabscheut, sie sich fortpflanzen zu machen. Dies ist die erste allgemeine Verbesserung der Sitten, welche ich wünsche: der Kranke und der Verbrecher sollen nicht als fortpflanzbar anerkannt werden.

X.

Cultur.

1. Allgemeines; Hiſtoriſches.

405.

Meint ihr, ein Grieche, dem man *unſere* Cultur ſchildert, werde dieſelbe bewundern oder erſehnenswerth finden? Oder ſelbſt ein Wilder? Jeder Zuſtand hat ſein Ideal aus ſich: ein ganz anderer iſt immer eine Art Widerſpruch zu dieſem Ideal und deshalb *peinlich* und *verächtlich*.

Wonach ſoll der Begriff „Fortſchritt der Cultur“ gemeſſen werden! Jeder meint, *er* ſei auf der Höhe und *ſein* Ideal ſei das Ideal der Menſchheit. Die Geſchichte dieſer Geſchmacke an Idealen! — Auch fehlt an jedem Ideal das, was einem anderen Ideal ſeinen Werth, ſeine *Schmackhaftigkeit* für ſeine Verehrer giebt.

Nun, giebt es denn einen Fortſchritt der *Küche*? Ja, innerhalb einzelner Kreiſe, Völker, Städte, Familien: das Ideal entwickelt ſich. — Das freie *Individuum* hat ſeinen Privatgeſchmack, es muß ſehr *ſtark* ſein, ſonſt wird es ein *Gelüſtchen* ſein und nicht *mehr*, im Verhältniß zu Familien- und Volksgeſchmack.

406.

Ihr sagt: „jene Irrthümer waren für jene Stufe nothwendig, als Heilmittel, — die Cur des Menschengeschlechts hat einen nothwendig-vernünftigen Verlauf!“ In diesem Sinne leugne ich die Vernünftigkeit. Es ist zufällig, daß dieser und jener Glaubensartikel siegte, nicht nothwendig — dieselbe Heilwirkung wäre vielleicht auch von einem anderen ausgegangen. Aber vor allem! Die Folge der Heilwirkungen ist sehr beliebig, sehr unvernünftig gewesen! Zudem brachten fast alle eine tiefe andere Erkrankung mit sich! Diese ganze Cur der Menschheit ist aber von ihr vertragen worden — das ist das Merkwürdigste! Es war gewiß nicht die vernünftigste, noch die einzig-mögliche! Aber möglich war sie!

407.

Wir sind nicht die Reste und Überbleibsel der Menschheit (wie wir dies gewiß von der organisch werdenden Welt sind). Vieles Neue kann von uns noch ausgehen, was den Charakter der Menschheit verändert.

408.

Die Verwandlung des Menschen braucht erst Jahrtausende für die Bildung des Typus, dann Generationen: endlich läuft ein Mensch während seines Lebens durch mehrere Individuen.

Warum sollen wir nicht am Menschen zu Stande bringen, was die Chinesen am Baume zu machen verstehen — daß er auf der einen Seite Rosen, auf der anderen Birnen trägt?

Jene Naturprozesse der Züchtung des Menschen zum Beispiel, welche bis jetzt grenzenlos langsam und ungeschickt geübt wurden, könnten von den Menschen in die Hand genommen werden: und die alte Tölpelhaftigkeit der Rassen, Rassenkämpfe, Nationalfieber und Personeneifersuchten könnte, mindestens in Experimenten, auf kleine Zeiten zusammengedrängt werden. — Es könnten ganze Theile der Erde sich dem bewußten Experimentiren weihen!

409.

Das Zeitalter der Experimente! Die Behauptungen Darwin's sind zu prüfen — durch Versuche! Ebenso die Entstehung höherer Organismen aus den niedersten. Es müssen Versuche auf Tausende von Jahren hin eingeleitet werden! Affen zu Menschen erziehen!

410.

Die Sinne der Menschen im Fortschritt der Civilisation sind schwächer geworden, Augen und Ohren: weil die Furcht geringer wurde und der Verstand feiner. Vielleicht wird mit der Vermehrung der Sicherheit die Feinheit des Verstandes nicht mehr nöthig sein: und abnehmen: wie in China! In Europa hat der Kampf gegen das Christenthum, die Anarchie der Meinungen und die Concurrenz der Fürsten, Völker und Kaufleute bis jetzt den Verstand verfeinert.

411.

Tiefster Irrthum in der Beurtheilung der Menschen: wir schätzen sie ab nach ihren Wirkungen,

mit dem Maaße effectus aequat causam. Aber der Menſch übt nur Reize auf andere Menſchen aus, es kommt darauf an, was im anderen Menſchen vorhanden iſt, daß das Pulver explodirt oder daß der Reiz faſt nichts ausmacht. Wer würde ein Streichholz darnach abſchätzen, daß es in ſeiner Nachwirkung eine Stadt zerſtörte! So machen wir es aber! Die Wirkungen beweiſen, welche Elemente in den anderen Menſchen der Zeit da waren: daß er einen Reiz ausübte: und mit welchen Mitteln und mit was für eigentlichen Abſichten, muß man noch fragen! — Es iſt Teleologie, zu glauben, daß der Große eben den vorhandenen zur Exploſion bereiten Elementen zur Zeit kommen muß. Wichtig iſt jedenfalls, daß die anreizende Kraft eines Menſchen nach ſeinem Tode übrig bleiben kann, durch ſeine Werke oder durch die Fabel, die von ſeinem Leben ſich bildet; darauf ſollen die denken, welche auf die Zeit keinen „Reiz“ üben.

Zuletzt: wir irren ebenſo über die Dinge, weil wir ſie nach den Wirkungen in uns beurtheilen: wie verſchieden ſcheint uns Blau und Roth, und es handelt ſich um etwas mehr oder weniger Länge des Nerven! Oder dieſelben chemiſchen Beſtandtheile, ſo und ſo der Lage nach geſtellt, ergeben Verſchiedenes, und wie empfinden wir dieſe Verſchiedenheit! Wir meſſen alles nach der Exploſion, die ein Reiz in uns hervorruft, als groß, klein u. ſ. w.

412.

„Wirkung“. Der Reiz, den einer ausübt, die Anregung, die er giebt, bei der andere ihre Kräfte auslöſen (zum Beiſpiel der Religionsſtifter), iſt gewöhnlich mit der

Wirkung verwechselt worden: man schließt aus großen Kraft-Auslösungen auf große „Ursachen“. Falsch! Es können unbedeutende Reize und Menschen sein: aber die Kraft war angesammelt und lag zur Explosion bereit! — Blick auf die Weltgeschichte!

413.

Die größten Einwirkungen übersehen wir nicht: wir können immer noch die Rasse zu Grunde richten, — denn wir messen die Wirkungen nach Individuen, höchstens nach Jahrhunderten. Ob zum Beispiel der Kaffee oder der Alkohol nicht Gifte sind, die in der regelmäßigen Weise eingenommen, wie es geschieht, in 2000 Jahren die Menschheit vernichtet haben?

414.

Durch Alkohol bringt man sich auf Stufen der Cultur zurück, die man überwunden hat. Alle Speisen haben irgend eine Offenbarung über die Vergangenheit, aus der wir wurden.

415.

Habt ihr kein Mitleiden mit der Vergangenheit? Seht ihr nicht, wie sie preisgegeben ist und von der Gnade, dem Geiste, der Billigkeit jedes Geschlechts wie ein armes Weibchen abhängt? Könnte nicht jeden Augenblick irgend ein großer Unhold kommen, der uns zwänge, sie ganz zu verkennen, der unsere Ohren taub gegen sie machte, oder uns gar eine Peitsche in die Hand gäbe,

sie zu mißhandeln? Hat sie nicht dasselbe Loos wie die Musik, die beste Musik, die wir haben? Ein neuer böser Orpheus, den jede Stunde gebären könnte, wäre vielleicht im Stande, uns durch seine Töne zu überreden, wir hätten noch gar keine Musik gehabt, und das Beste sei, allem, was bisher so hieß, aus dem Wege zu laufen.

416.

Das Meer nimmt ab, der Mensch, das feste Land, nimmt immer zu, — aber weil er nur sieht, daß sich alles verändert, so glaubt und fühlt er umgekehrt und meint, seine Unfestigkeit sei im Wachsen, und er werde schließlich dem Meere nicht mehr Widerstand leisten können. — Die Langsamkeit der Vorgänge in der Geschichte des Menschen ist nicht dem menschlichen Zeitgefühl angemessen, — und die Feinheit und Kleinheit alles Wachsens spottet der menschlichen Sehkraft. Deshalb wird sie immer nur ein Glaubensartikel sein: diese wirkliche Menschengeschichte! Und deshalb hat sie so schweren Kampf gegen alle anderen Glaubensartikel, sie kann sich gleichfalls nicht ad oculos demonstriren. — Ja, wider alle unsere „Wahrheiten" spricht der Augenschein und wird dabei leicht zum Advokaten alles Scheins und selber der Lüge.

417.

Feinere Sinne und einen feineren Geschmack haben, an das Ausgesuchte und Allerbeste wie an die rechte und natürliche Kost gewöhnt sein, eines starken und kühnen Körpers genießen, der zum Wächter und Erhalter und noch mehr zum Werkzeug eines noch stärkeren,

kühneren, waghalsigeren, gefahrsuchenderen Geistes bestimmt ist: wer möchte nicht, daß dies alles gerade sein Besitz, sein Zustand wäre! Aber er verberge sich nicht: mit diesem Besitz und diesem Zustand ist man das leidensfähigste Geschöpf unter der Sonne, und nur um diesen Preis kauft man die Auszeichnung, auch das glücksfähigste Geschöpf unter der Sonne zu sein! Die Fülle der Arten des Leides fällt wie ein unendlicher Schneewirbel auf einen solchen Menschen, wie ebenfalls an ihm die stärksten Blitze des Schmerzes sich entladen. Allein unter dieser Bedingung, von allen Seiten und bis in's Tiefste hinein dem Schmerze immer offen zu stehen, kann er den feinsten und höchsten Arten des Glücks offen stehen: als das empfindlichste, reizbarste, gesundeste, wechselndste und dauerhafteste Organ der Freude und aller gröberen und feineren Entzückungen des Geistes und der Sinne: wenn nämlich die Götter ihn nur ein wenig in Schutz nehmen und nicht aus ihm (wie leider gewöhnlich!) einen Blitzableiter ihres Neides und Spottes auf die Menschheit machen. — An solchen Menschen war Athen ein paar Jahrhunderte lang sehr reich, zu anderen Zeiten einmal Florenz und noch neuerlicher Paris. Und im Angesichte solcher letzten und höchsten Erzeugnisse der bisherigen Cultur gilt immer noch der gute Glaube der Aufklärer, daß Glück, mehr Glück die Frucht der wachsenden Aufklärung und Cultur sein werde, und niemand setzt hinzu: auch Unglück, mehr Unglück, mehr Leidensfähigkeit, vielartigeres und größeres Leid als je! — Warum doch brachen die philosophischen Schulen Athens im vierten Jahrhundert gerade inmitten der höchsten bisher erreichten Aufklärung und Cultur so mächtig hervor, und warum suchten sie, jede auf ihre Weise, den damaligen Athenern eine harte, zum Theil

fürchterliche oder mindestens überaus beschwerliche und kümmerliche Lebensweise und als Ziel Schmerzlosigkeit und eine Art von Starrheit aufzureden? Sie hatten die leidensfähigsten Menschen um sich und gehörten zu ihnen, — sie verzichteten allesammt auf das Glück im Schooß dieser höchsten Cultur, weil dieses „Glück“ nicht ohne die Bremse: Schmerz und deren ewige Anstachelung zu haben war! Daß, gut gerechnet, ein der Erkenntniß und dem nil admirari geweihtes Leben selbst unter den härtesten Entbehrungen und Unbequemlichkeiten erträglicher sei als das Leben der Glücklichen, Reichen, Gesunden, Gebildeten, Genießenden, Bewundernden, Bewunderten einer solchen „höchsten Cultur“, — mit dieser Paradoxie führte sich die Philosophie in Athen ein und fand im Ganzen doch sehr viel Gläubige und Nachsprecher! — und gewiß nicht nur unter den Freunden des Paradoxen! — Man kann die Seltsamkeit dieser Thatsache nicht lange genug ansehen. — —

418.

Die Entstehung vieler freier Individuen bei den Griechen: Ehe nicht der Wollust wegen. Die Knabenliebe als Ableitung von der Weiber-Verehrung und -Verzärtelung, — und somit Verhinderung der Übernervosität und Schwäche der Weiber. Der Wettkampf und die Billigung des Neides. Die einfache Lebensweise. Die Sklaven und die Taxation der Arbeit. Die Religion keine Moralpredigerin, also Sitten frei lassend, im Ganzen. Die Tödtung des Embryo, Beseitigung der Früchte unglücklicher Coitus u. s. w.

419.

Die griechischen Gesetzgeber haben den agon so gefördert, um den Wettkampfgedanken vom Staate abzulenken und die politische Ruhe zu gewinnen. (Jetzt denkt man an die Konkurrenz des Handels.) Das Nachdenken über den Staat sollte durch agonale Erhitzung abgelenkt werden; ja turnen und dichten sollte man: dies hatte den Nebenerfolg, die Bürger stark, schön und fein zu machen. — Ebenso förderten sie die Knabenliebe, einmal um der Übervölkerung vorzubeugen (welche unruhige, verarmte Kreise erzeugt, auch innerhalb des Adels), sodann als Erziehungsmittel zum agon: die Jungen und die Älteren sollten bei einander bleiben, sich nicht trennen und das Interesse der Jungen festhalten, sonst hätte sich der Ehrgeiz der abgesonderten Älteren auf den Staat geworfen, aber mit Knaben konnte man nicht vom Staate sprechen. So benutzte vielleicht Richelieu die Galanterie der Männer, um die ehrgeizigen Triebe abzulenken und andere Gespräche als über den Staat in Curs zu bringen.

420.

Die Beängstigungen einer feigen, furchtsamen und argwöhnischen Seele, die Unfähigkeit, irgend einen boshaften Einfall zurückzuhalten, wenn er Geist hatte, machen die Komödie in Rousseau's Leben aus.

421.

. . . Die Polen galten mir als die begabtesten und ritterlichsten unter den slavischen Völkern; und die Begabung der Slaven schien mir höher als die der Deutschen,

ja ich meinte wohl, die Deutschen seien erst durch eine starke Mischung mit slavischem Blute in die Reihe der begabten Nationen eingerückt. Es that mir wohl, an das Recht des polnischen Edelmanns zu denken, mit seinem einfachen Veto den Beschluß einer Versammlung umzuwerfen; und der Pole Copernikus schien mir von diesem Rechte gegen den Beschluß und Augenschein aller anderen Menschen eben nur den größten und würdigsten Gebrauch gemacht zu haben. Die politische Unbändigkeit und Schwäche der Polen, ebenso wie ihre Ausschweifung waren mir eher Zeugnisse für ihre Begabung als gegen dieselbe. An Chopin verehrte ich namentlich, daß er die Musik von den deutschen Einflüssen, von dem Hange zum Häßlichen, Dumpfen, Kleinbürgerlichen, Täppischen, Wichtigthuerischen freigemacht habe: Schönheit und Adel des Geistes und namentlich vornehme Heiterkeit, Ausgelassenheit und Pracht der Seele, insgleichen die südländische Gluth und Schwere der Empfindung hatten vor ihm in der Musik noch keinen Ausdruck. Mit ihm verglichen, war mir selbst Beethoven ein halbbarbarisches Wesen, dessen große Seele schlecht erzogen wurde, so daß sie das Erhabene vom Abenteuerlichen, das Schlichte vom Geringen und Abgeschmackten nie recht zu unterscheiden gelernt hat. (Unglücklicherweise, wie ich jetzt hinzufügen will, hat Chopin einer gefährlichen Strömung des französischen Geistes zu nahe gewohnt, und es giebt nicht wenige Musik von ihm, welche bleich, sonnenarm, gedrückt und dabei reich gekleidet und elegant daherkommt — der kräftigere Slave hat die Narkotika einer überfeinerten Cultur nicht von sich abweisen können.)

422.

Aus der Ferne und im Auslande sieht man die Dinge der Heimath nicht gerade schwarz oder weiß, aber gewiß nicht so bunt, als sie wirklich sind: man vereinfacht die Farben. Als Beispiel einer großen Vereinfachung der Farben gebe ich dies Urtheil: „die Deutschen zerfallen jetzt in Juden und Mischjuden: letztere möchten gar zu gern wirkliche Deutsche sein.“

423.

Kühnheit nach innen und Bescheidung nach außen, nach allem „Außen“ — eine deutsche Vereinigung von Tugenden, wie man ehemals glaubte, — habe ich bisher am schönsten bei schweizerischen Künstlern und Gelehrten gefunden: in der Schweiz, wo mir jetzt überhaupt alle deutschen Eigenschaften bei weitem reichlicher, weil bei weitem geschützter, aufzuwachsen scheinen als im Deutschland der Gegenwart. Und welchen Dichter hätte Deutschland dem Schweizer Gottfried Keller entgegenzustellen? Hat es einen ähnlichen wegesuchenden Maler wie Böcklin? Einen ähnlichen weisen Wissenden wie Jakob Burckhardt? Thut die große Berühmtheit des Naturforschers Häckel der größeren Ruhmwürdigkeit Rütimeyer's irgend welchen Eintrag? — um eine Reihe guter Namen nur zu beginnen. Immer noch wachsen dort Alpen- und Alpenthalpflanzen des Geistes, und wie man zur Zeit des jungen Goethe sich aus der Schweiz selbst seine hohen deutschen Antriebe holte, wie Voltaire, Gibbon und Byron dort ihren übernationalen Empfindungen nachzuhängen lernten, so ist auch jetzt eine zeitweilige Verschweizerung ein rathsames Mittel, um ein wenig über die deutsche Augenblicklichkeits-Wirthschaft hinauszublicken.

2. Modernität und Zukunft.

424.

Unsere Gesetze sind Versuche, aus Papier den weisen Mann zu machen, der allen Umständen gewachsen ist, und dessen Gerechtigkeit so groß ist wie seine Unerschrockenheit; — ach, wo ist das ehrfurchterweckende Gesicht des Gesetzgebers hin, welcher mehr bedeuten muß als das Gesetz, nämlich den Wunsch, es *aus Liebe und Ehrfurcht heilig zu halten*?

425.

Die Menschen des Mittelalters, die unbeugsamen, würden uns *verachten*, wir sind unter ihrem Geschmack.

426.

Unsere jetzige Erziehung hat den Werth einer Art *Wanderzwangs* in der Zeit des Mittelalters und der Zünfte. Das Gegengewicht, es sich zu Hause nach heimatlichem Werthmaaße bequem einzurichten, wirkte ehemals. Jetzt wirkt die Absicht auf Sinnen-Wohlstand, und *daneben* das Bild aller anderen Culturen, welche etwas wollten *über* oder *wider* den Sinnen-Wohlstand.

427.

Oh über diesen neuen Ehrgeiz der Gegenwärtigen! Es ist unter seinen Künstlern das Zeitalter der nachgeahmten Originalität und namentlich der nachgeahmten Leidenschaften: sie haben nämlich die alte Furcht vor

dem Auslande, man möchte ihnen nicht genug Leidenschaft und überhaupt nicht die Leidenschaften zutrauen, deshalb machen sie sofort Grimassen und Ausschweifungen in Ton und Gebärde, nicht aus der Stärke des Affekts heraus, sondern um sich Glauben an die Stärke ihres Affekts zu schaffen. Ihre Theaterfiguren wie die Gestalten auf ihren Gemälden laufen den Leidenschaften so nach, daß man jeden für toll halten würde, der es so im Leben machte. Aber es steht zu befürchten, daß diese öffentliche Schule die Deutschen dahin treibt, sich auch im Leben, zum Beispiel in der Politik, wie toll zu gebärden. Ihre ehemaligen Neigungen zum Behaglichen und Gemüthlichen machen ihnen jetzt Scham, sie argwöhnen, daß man sich mit solchen Neigungen zur Mittelmäßigkeit des Geistes verurtheilt habe und unfähig sei, in großen Dingen mitzureden, zum Beispiel über die Frage des Glückes. Man will jetzt nicht das Glück selber, aber man will jedenfalls den Stolz, zu den letzten Richtern und Meßkünstlern des Glückes zu gehören — man hat den Ehrgeiz des Geistes und der Leidenschaft zugleich. So zum Beispiel in Betreff des Glückes der Liebe: daraus machen die deutschen Künstler jetzt ein vampyrisches Gebilde: ihre „Liebe" will im Glück die ganze Welt ausstechen, austrinken und gleichsam trocken zurücklassen: und wenn ihr dies nicht gelingt, so will sie wenigstens an allem, was noch von Glück sonst übrig bleibt, Rache nehmen. Aber das ist die Liebe im Irrenhause — oder sie gehört in's Irrenhaus: oder sie macht ein Irrenhaus. —

428.

Man redet dem Luxus jetzt das Wort als dem stärksten Reizmittel auf Arme, Arbeit-Geplagte und Ver-

heirathete: um seinetwillen streben sie nach Reichthum: man befeindet die Zufriedenheit und die idyllische Philosophie als Schädiger des National-Reichthums und der -Arbeitskraft. Möglichst viel Reichthum, möglichst viel Neid und Unlust, möglichst viel Conkurrenz! In reichen Staaten seien die Künste am besten gefördert worden, durch Luxusmenschen, — die Kunst ein Mittel den Neid der Niederen zu erregen, als ein Stück Luxus. — Andererseits soll ihr Emporwachsen im Luxus eine Apologie des Luxus und der Absicht auf Unzufriedenheit sein: Künste vorübergehend die Unlust solcher Zustände beschwichtigend und betäubend, jedenfalls verherrlichend.

429.

Ein Mensch sinkt in meiner Achtung 1. wenn er 200—300 Thaler jährlich hat und trotzdem Kaufmann, Beamter oder Soldat noch wird, bei der Wahl eines Lebensberufes; 2. wenn er soviel verdient und trotzdem ein noch zeitraubenderes Amt sucht (auch als Gelehrter). Wie! Sind das intellektuelle Menschen! Sich verheirathen wollen und den Sinn des Lebens darüber verlieren!

430.

Diese Sklaven sind oft müde und regelmäßig müde — deshalb nehmen sie mit ihren Vergnügungen so fürlieb (was das seltsamste Merkmal unserer Zeit ist). Ihre Bier- und Weinstuben, ihr Maaß angenehmer Unterhaltung, ihre Feste, ihre Kirchen — alles ist so mittelmäßig, denn es darf da nicht viel Geist und Kraft verbraucht werden, also auch nicht gefordert werden — man will sich ausruhen. — Ja! Otium! Das ist der Müßiggang solcher, die noch alle Kraft bei sich haben.

431.

Die Mittelstände streben mit allem Eifer die Arbeiter in ihre Lage zu bringen: sind sie denn glücklicher?

432.

Der Wohlstand, die Behaglichkeit, die den Sinnen Befriedigung schafft, wird jetzt begehrt, alle Welt will vor allem das. Folglich wird sie einer geistigen Sklaverei entgegengehen, die nie noch da war. Denn das Ziel ist zu erreichen, die größten Beunruhigungen jetzt dürfen nicht täuschen. Die Chinesen sind der Beweis, daß auch Dauer dabei sein kann. Der geistige Cäsarismus schwebt über allem Bestreben der Kaufleute und Philosophen.

433.

Die Sklaverei ist allgemein sichtbar, obwohl sie sich das nicht eingesteht; — wir müssen darnach streben, überall zu sein, alle Verhältnisse derselben zu kennen, alle ihre Meinungen am besten zu vertreten; so allein können wir sie beherrschen und benutzen. Unser Wesen muß verborgen bleiben: gleich dem der Jesuiten, welche eine Diktatur in der allgemeinen Anarchie ausübten, aber sich als Werkzeug und Funktion einführten. Welches ist unsere Funktion, unser Mantel der Sklaverei? Lehrerthum? — Die Sklaverei soll nicht vertilgt werden, sie ist nothwendig. Wir wollen nur zusehen, daß immer wieder solche entstehen, für welche gearbeitet wird, damit diese ungeheure Masse von politisch-commerziellen Kräften nicht umsonst sich verbraucht. Selbst schon, daß es Zuschauer und Nicht-mehr-Mitspieler giebt!

434.

Die neue Erziehung hat zu verhindern, daß die Menschen einer ausschließlichen Neigung verfallen und zum Organ werden, gegenüber der natürlichen Tendenz zur Arbeitstheilung. Es sollen die herrschenden, überschauenden Wesen geschaffen werden, die dem Spiel des Lebens zuschauen und es mitspielen, bald hier, bald dort, ohne allzuheftig hineingerissen zu werden. Ihnen muß schließlich die Macht zufallen, ihnen wird sie anvertraut, weil sie keinen heftigen, ausschließlich auf ein Ziel gerichteten Gebrauch davon machen. Zunächst giebt man ihnen das Geld in die Hand zum Zwecke der Erziehung (die ersten Erzieher müssen sich selber erziehen!), dann weil Geld in ihren Händen am sichersten ist (überall sonst wird es verbraucht für überheftige, einseitige Tendenzen). So bildet sich eine neue regierende Kaste.

435.

Die Weisen müssen das Monopol des Geldmarktes sich erwerben: darüber erhaben durch ihre Lebensweise und Ziele, und Richtung gebend für den Reichthum —: es ist absolut nöthig, daß die höchste Intelligenz ihm die Richtung giebt.

436.

Aus dem Geiste der Funktion heraus denken jetzt die Philosophen darüber nach, die Menschheit in einen Organismus zu verwandeln, — es ist der Gegensatz meiner Tendenz: möglichst viele wechselnde, verschiedenartige Organismen, die, zu ihrer Reife und Fäulniß gekommen, ihre Frucht fallen lassen: die Indi-

viduen, von denen zwar die Meisten zu Grunde gehen, aber auf die Wenigen kommt es an. — Der Sozialismus ist eine Gährung, welche eine Unzahl von Staats-Experimenten ankündigt, also auch von Staats-Untergängen und neuen Eiern. Das Reifwerden von jetzigen Staaten geschieht schneller; die militärische Gewaltsamkeit wird immer größer.

437.

Im Allgemeinen ist die Richtung des Sozialismus wie die des Nationalismus eine Reaktion gegen das Individuellwerden. Man hat seine Noth mit dem ego, dem halbreifen, tollen ego: man will es wieder unter die Glocke stellen.

438.

Es bildet sich ein Sklavenstand — sehen wir zu, daß auch ein Adel sich bildet.

439.

Ihr Selbsteigenen! Ihr Selbstherrlichen! Jene alle, deren Wesen die Zugehörigkeit ist, jene Ungezählten, Unzähligen arbeiten nur für euch, wie es auch dem Oberflächlichen anders erscheinen möge! Jene Fürsten, Kaufleute, Beamten, Ackerbauer, Soldaten, die sich vielleicht über euch hinausglauben, — sie alle sind Sklaven und arbeiten mit einer ewigen Nothwendigkeit nicht für sich selber: niemals gab es Sklaven ohne Herren — und ihr werdet immer diese Herren sein, für die da gearbeitet wird: ein späteres Jahrhundert wird das Auge für dieses Schauspiel haben! Laßt jenen doch ihre Ansichten und Einbildungen, mit denen sie ihre Sklaven-

Arbeit vor sich selber rechtfertigen und verhehlen — kämpft nicht gegen Meinungen, welche eine Barmherzigkeit für Sklaven sind! Aber haltet immer fest, daß diese ungeheure Bemühung, dieser Schweiß, Staub und Arbeitslärm der Civilisation für die da ist, die dies alles zu benutzen wissen, ohne mitzuarbeiten: daß es Überschüssige geben muß, welche mit der allgemeinen Überarbeit erhalten werden, und daß die Überschüssigen der Sinn und die Apologie des ganzen Treibens sind! So seid denn die Müller und laßt von diesen Bächen euch die Räder umdrehen! Und beunruhigt euch nicht über ihre Kämpfe und das wilde Tosen dieser Wasserstürze! Was für Staats- und Gesellschaftsformen sich auch ergeben mögen, alle werden ewig nur Formen der Sklaverei sein, — und unter allen Formen werdet ihr die Herrschenden sein, weil ihr allein euch selber gehört und jene immer Zubehöre sein müssen!

440.

Fortwährend findet ein Fortschritt in der klimatischen Anpassung statt, und jetzt ist er ungeheuer beschleunigt, weil die Ausscheidung der ungeeigneten Personen so leicht ist: und ebenfalls, weil jetzt die Anpassung durch die Wissenschaft unterstützt wird (zum Beispiel Wärme, Grundwasser u. s. w.).

Die thierischen Gattungen haben meistens, wie die Pflanzen, eine Anpassung an einen bestimmten Erdtheil erreicht, und haben nun darin etwas Festes und Festhaltendes für ihren Charakter, sie verändern sich im Wesentlichen nicht mehr. Anders der Mensch, der immer unstät ist und sich nicht einem Klima endgültig anpassen will; die Menschheit drängt hin zur Erzeugung

eines allen Klimaten gewachsenen Wesens (auch durch solche Phantasmen wie „Gleichheit der Menschen“): ein allgemeiner Erdenmensch soll entstehen, deshalb verändert sich der Mensch noch (wo er sich angepaßt hat, zum Beispiel in China, bleibt er durch Jahrtausende fast unverändert). Der überklimatische Kunstmensch, der die Nachtheile jedes Klimas zu compensiren weiß und die Ersatzmittel für das, was dem Klima fehlt (zum Beispiel Öfen), in jedes Klima schleppt, — ein anspruchsvolles, schwer zu erhaltendes Wesen! Die „Arbeiternoth“ herrscht dort, wo das Klima im Widerspruch zum Menschen steht, und nur wenige die Ersatzmittel sich schaffen können (im Kampfe natürlich und tyrannisch).

441.

Ich möchte, Deutschland bemächtigte sich Mexiko's, um auf der Erde durch eine musterhafte Forstcultur im conservativen Interesse der zukünftigen Menschheit den Ton anzugeben. — Die Zeit kommt, wo der Kampf um die Erdherrschaft geführt werden wird, — er wird im Namen philosophischer Grundlehren geführt werden. Schon jetzt bilden sich die ersten Kräftegruppen, — man übt sich ein in dem großen Prinzip der Bluts- und Rassenverwandtschaft. „Nationen“ sind viel feinere Begriffe als Rassen, im Grunde eine Entdeckung der Wissenschaft, die man jetzt dem Gefühle einverleibt: Kriege sind die großen Lehrmeister solcher Begriffe und werden es sein. — Dann kommen soziale Kriege — und wieder werden Begriffe einverleibt werden! Bis endlich Begriffe nicht mehr nur Vorwände, Namen u.s.w. für Völkerbewegungen abgeben, sondern der mächtigste Begriff sich durchsetzen muß.

Die sozialen Kriege sind namentlich Kriege gegen den Handelsgeist und Einschränkungen des nationalen Geistes. Klimatische Entscheidungen über Bevölkerungen und Rassen in Amerika. — Slavisch-germanisch-nordische Cultur! — die geringere, aber kräftigere und arbeitsamere!

442.

Die Geschichte der Philosophie ist bis jetzt erst kurz: es ist ein Anfang; sie hat noch keine Kriege geführt und die Völker zusammengeführt; das höchste ihres Vorstadiums sind die kirchlichen Kriege, das Zeitalter der Religion ist noch lange nicht zu Ende. Später wird man philosophische Meinungen einmal so als Lebens- und Existenzfragen nehmen, wie bisher mitunter religiöse und politische, — der Geschmack und der Ekel in Meinungen wird so groß, daß man nicht mehr leben will, so lange noch eine andere Meinung besteht. Die ganze Philosophie wird vor diesem Forum des Massen-Geschmacks und Massen-Ekels durchgelebt werden —: wahrscheinlich gab es vor dem Zeitalter der Religionen auch schon vorlaufende, aber gänzlich gleichgültige religiöse Einzelne, entsprechend den vorlaufenden und gleichgültigen einzelnen Philosophen. — Als „Wahrheit" wird sich immer das durchsetzen, was nothwendigen Lebensbedingungen der Zeit, der Gruppe entspricht: auf die Dauer wird die Summe von Meinungen der Menschheit einverleibt sein, bei welchen sie ihren größten Nutzen, das heißt die Möglichkeit der längsten Dauer hat. Die wesentlichsten dieser Meinungen, auf denen die Dauer der Menschheit beruht, sind ihr längst einverleibt, zum Beispiel der Glaube an Gleichheit, Zahl, Raum u.s.w. Darum wird sich der Kampf nicht drehen —:

es kann nur ein Ausbau von diesen irrthümlichen Grundlagen unserer Thierexistenz sein. — Wichtig als bedeutendstes Denkmal des Dauergeistes ist die chinesische Denkweise. — Es wird also schwerlich die Geschichte der „Wahrheit" werden, sondern die eines organischen Irrthümer-Aufbaues, welcher in Leib und Seele übergeht und die Empfindungen und Instinkte endlich beherrscht. Es wird eine fortwährende Selektion des zum Leben Gehörigen geübt. Der Anspruch auf Lebenserhaltung wird immer tyrannischer an die Stelle des „Wahrheitssinnes" treten, das heißt er wird den Namen von ihm erhalten und festhalten. — Leben wir Einzelnen unser Vorläufer-Dasein, überlassen wir den Kommenden Kriege um unsere Meinungen zu führen — wir leben in der Mitte der menschlichen Zeit: größtes Glück!

443.

Das „Wissen" um die Zukunft hat immer züchtend gewirkt, — so daß die Hoffen-Dürfenden übrig blieben.

XI.

Kritische persönliche Bemerkungen.

(1881—1883.)

444.

Mir die ganze Immoralität des Künstlers in Hinsicht auf meinen Stoff (Menschheit) zu erobern: das war die Arbeit meiner letzten Jahre, — die geistige Freiheit und Freudigkeit mir zu erobern, um schaffen zu können und nicht durch fremde Ideale tyrannisirt zu werden. Im Grunde kommt wenig darauf an, wovon ich mich loszumachen hatte: meine Lieblings-Form der Losmachung aber war die künstlerische: das heißt, ich entwarf ein Bild dessen, was mich bis dahin gefesselt hatte: so Schopenhauer, Wagner, die Griechen, Genie, der Heilige, die Metaphysik, alle bisherigen Ideale, die höchste Moralität — zugleich ein Tribut der Dankbarkeit.

445.

Es sind vorläufige Abrechnungen mit dem, was mich am meisten im Leben gehemmt und gefördert hat, Versuche, von einigem loszukommen, dadurch daß ich es verunglimpfte oder verherrlichte —: ach, die Dankbarkeit im Guten und Bösen hat mir immer viel zu schaffen gemacht! — So weit ich etwas von meinen Zeitgenossen

weiß, habe ich von Schopenhauer und Wagner den besten Gebrauch gemacht: vielleicht nicht zu ihrem Vortheil, denn ich habe sie um einen Zoll zu tief kennen gelernt.

Ich könnte sie Juvenilia et Juvenalia nennen, deutlich genug, wie ich meine, aber in einer Latinität, welche mich erröthen macht. Viel Jugendliebe und Jugendhaß ist darin, in allen Arten.

Geburt der Tragödie 1) gegen Wagner's Satz „die Musik ist Mittel zum Zweck" und zugleich Apologie meines Geschmacks an Wagner; 2) gegen Schopenhauer und die moralische Deutung des Daseins, — ich stellte darüber die ästhetische, ohne die moralische zu leugnen oder zu ändern.

446.

„Dies habe ich zu hoch geschätzt und zu theuer bezahlt — wie so vieles! Ich wähnte zu bezahlen und ich beschenkte. Ich bin arm geworden, weil ich an einige Dinge geglaubt habe, als seien sie überaus schätzenswerth — ach, und so, wie ich bin, werde ich immer noch ärmer werden!"

447.

Hinter meiner ersten Periode grinst das Gesicht des Jesuitismus, ich meine: das bewußte Festhalten an der Illusion und zwangsweise Einverleibung derselben als Basis der Cultur. Oder aber: Buddhismus und Verlangen in's Nichts. (Der Schopenhauerische Widerspruch zwischen Theorie und Praxis unhaltbar.) Der ersten Gefahr ist Wagner erlegen.

448.

Es that noth, mich von dem Wahne zu erlösen, daß die Natur verlernen müsse, Ziele zu haben. Lösung von der Weltmüdigkeit: dafür jetzt meine Lehre von der Erlösung des Menschen von sich selber.

„Sie haben erkannt, und es ekelt sie zu handeln.“ (Geburt der Tragödie p. 55.) „Sie rettet die Kunst, und durch die Kunst rettet sie sich das Leben.“ Grundgedanke. Mein weiteres Leben ist die Consequenz.

Künstler (Schaffender), Heiliger (Liebender) und Philosoph (Erkennender) in einer Person zu werden: — mein praktisches Ziel!

Die Bescheidung: um Raum und Kraft und Muth zum Schaffen zu finden. Begrenzung auf das Menschliche, im Gegensatz zu „Weltprozeß“ und „Hinterwelt.“

Um mir Freiheit von den alten Idealen zu schaffen, wandte ich mich mit Wohlwollen hin nach den entgegengesetzten Idealen: ich suchte das Beste auch an dieser Zeit heraus.

449.

Eisumschläge. — Mein Ekel an den Menschen war zu groß geworden. Ebenso der Gegenekel an der moralischen Arroganz meines Idealismus. Ich näherte mich dem Verachteten, ich suchte in mir alles das, was ich verachtete: ich wollte meine Gluth dämpfen. Ich nahm die Partei gegen alle die Ankläger der Menschheit — ich entriß ihnen und mir das Recht zu hohen Worten.

Der kritische Trieb wollte das Leben. —

Heroismus darin von der geringsten Kost zu leben: Wüste.

Heroismus, sich den intellektuellen Trieb selber zu erniedrigen, als Affekt auszudenken. Ich verunglimpfte den Affekt, um nachher zu sagen: ich hatte einen Affekt, nichts mehr!

Das Leben unter der Moral gar nicht auszuhalten (Bedrückung Wagner's schon früher).

450.

Wagner hat viele Wohlthaten von seinen Zeitgenossen empfangen: aber er meinte, die grundsätzliche Ungerechtigkeit gegen Wohlthäter gehöre zum „großen Stile": er lebte immer als Schauspieler und im Wahne der Bildung, wie sie Schauspieler zu haben pflegen.

Ich selber bin vielleicht sein größter Wohlthäter gewesen. Es ist möglich, daß in diesem Falle das Bild länger lebt als der, welchen es abschilderte: das liegt darin, daß in meinem Bilde noch Raum ist für eine ganze Anzahl wirkliche Wagner: und vor allem für viel reicher begabte und reiner wollende.

451.

Ich habe hoch über Wagner die Tragödie mit Musik gesehen — und hoch über Schopenhauer die Musik in der Tragödie des Daseins gehört.

452.

Zur Überwindung der bisherigen Ideale (Philosoph, Künstler, Heiliger) that eine Entstehungs-Geschichte noth.

An Stelle des Heiligen-Liebenden stellte ich den, der alle Phasen der Cultur liebevoll-gerecht nachempfindet: den historischen Menschen der höchsten Pietät.

An Stelle des Genie's setzte ich den Menschen, der über sich selber den Menschen hinausschafft (neuer Begriff der Kunst, gegen die Kunst der Kunstwerke).

An Stelle des Philosophen setzte ich den freien Geist, der dem Gelehrten, Forscher, Kritiker überlegen ist und über vielen Idealen noch leben bleibt: der, ohne Jesuit zu werden, trotzdem die unlogische Beschaffenheit des Daseins ergründet: den Erlöser von der Moral.

453.

Es gereicht einem Zeitalter nicht immer zum Vorwurf, wenn es seinen größten Geist nicht erkennt und für das erstaunlichste Gestirn, das aus seiner eigenen Nacht emporsteigt, keine Augen hat. Vielleicht ist dieser Stern bestimmt, viel ferneren Welten zu leuchten; vielleicht wäre es sogar ein Verhängniß, wenn er zu früh erkannt würde — es könnte sein, daß damit das Zeitalter von seiner Aufgabe weggelockt würde und dadurch wieder einem kommenden Zeitalter Schaden zufügte: dadurch daß es ihm eine Arbeit übrig ließ, die bereits hätte abgethan sein sollen und welche vielleicht gerade den Kräften dieses kommenden Zeitalters weniger angemessen ist.

454.

Meine Gedanken betreffen zu hohe und ferne Dinge, sie könnten nur wirken, wenn der stärkste persönliche Druck hinzukäme. Vielleicht wird der Glaube an meine

Autorität erſt durch Jahrhunderte ſo ſtark, um die Menſchen zu vermögen, ohne Beſchämung das Buch dieſer Autorität ſo ſtreng und ernſt zu interpretiren wie einen alten Klaſſiker (zum Beiſpiel Ariſtoteles). Der Glaube an den Menſchen muß wachſen, damit ſein Werk nur den nöthigen Grad von entgegenkommender Intelligenz findet: der Glaube alſo und das Vorurtheil. Deshalb beſtand man ehemals ſo auf „Inſpiration“: jetzt — — —

455.

Mir iſt nie einen Augenblick der Gedanke gekommen, daß etwas von mir Geſchriebenes nach ein paar Jahren einfach todt ſei und ſomit einen Erfolg in der Bälde haben müſſe, wenn es einen Erfolg haben wolle. Ohne je den Gedanken der gloria gehabt zu haben, iſt mir nie der Zweifel aufgeſtiegen, daß dieſe Schriften länger leben als ich. Dachte ich je an Leſer, ſo immer nur an verſtreute, über Jahrhunderte hin ausgeſäte Einzelne: und mir geht es nicht ſo wie dem Sänger, dem erſt ein volles Haus die Stimme geſchmeidig, das Auge ausdrucksvoll, die Hand geſprächig macht.

456.

Im Alterthum hatte jeder höhere Menſch die Begierde nach dem Ruhme, — das kam daher, daß jeder mit ſich die Menſchheit anzufangen glaubte und ſich genügende Breite und Dauer nur ſo zu geben wußte, daß er ſich in alle Nachwelt hinein dachte, als mitſpielenden Tragöden der ewigen Bühne. Mein Stolz dagegen iſt: „ich habe eine Herkunft“, — deshalb brauche ich den Ruhm nicht. In dem, was Zarathuſtra,

Moses, Muhammed, Jesus, Plato, Brutus, Spinoza, Mirabeau bewegte, lebe ich auch schon, und in manchen Dingen kommt in mir erst reif an's Tageslicht, was embryonisch ein paar Jahrtausende brauchte. Wir sind die ersten Aristokraten in der Geschichte des Geistes — der historische Sinn beginnt erst jetzt.

457.

Wenn ich von Plato, Pascal, Spinoza und Goethe rede, so weiß ich, daß ihr Blut in dem meinen rollt — ich bin stolz, wenn ich von ihnen die Wahrheit sage — die Familie ist gut genug, daß sie nicht nöthig hat, zu dichten oder zu verhehlen: und so stehe ich zu allem Gewesenen, ich *bin stolz auf die Menschlichkeit*, und stolz gerade in der unbedingten Wahrhaftigkeit.

458.

Was liegt an meinem Buche, wenn es nicht aushält, wenigstens sub specie trecentorum annorum betrachtet zu werden?

459.

Ich will das Ganze als eine Art Manfred und ganz persönlich schreiben. Von den Menschen suche ich weder „*Lob noch Mitleid noch Hülfe*", ich will sie vielmehr „*durch mich überwältigen*".

460.

Ihr beklagt euch darüber, daß ich schreiende Farben gebrauche? Nun, ich nehme die Farben aus der Natur, — was kann ich für die Natur! Aber ihr sagt, es sei

dies meine Natur und nicht die eure und die aller Welt! Und ihr habt vielleicht Recht: vielleicht habe ich eine Natur, welche *schreit*, — „wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser". Wäret ihr selber dieses frische Wasser, wie gefällig würde euch meine Stimme klingen! Aber ihr seid verdrießlich darüber, mir nicht von meinem Durste helfen zu können — und ihr möchtet vielleicht mir so gerne helfen? — —

461.

Rede ich wie einer, dem es offenbart worden ist? So verachtet mich und hört mir nicht zu. — Seid ihr noch solche, welche Götter nöthig haben? Hat eure Vernunft noch keinen Ekel dabei, so billig und schlecht sich speisen zu lassen?

462.

Sind diese Dinge denn wichtig? Ich gehe durch große Städte und finde keinen, der sie dafür halten würde — oder solche, die es heucheln — von Berufs wegen. *Wichtig ist aber, daß sie es nicht mehr wichtig nehmen!* Savonarola in Florenz ist vorüber! ganz!

463.

Erst müssen die Menschen die neue *Begierde* lernen, — und dazu muß jemand da sein, der sie ihnen erregt, ein Lehrer: ich vertraue, daß sie dann schon fein und erfindsam genug sein werden, die Wege zur Befriedigung der Begierde selber zu finden, — schritt- und versuchsweise, wie sie es gewöhnt sind. — Es thut nichts, wenn meine Vorschläge „unpraktikabel" sind, — sie sollen nur dem Appetit Reiz geben.

464.

Ich verwundere mich mehr über einen Tadel als ein Lob; ich verachte das Lob mehr als den Tadel.

465.

Es lebt niemand, der mich loben dürfte.

466.

Warum finde ich die Menschen nicht unter den Lebenden, die höher hinaus schauen als ich und mich unter sich sehen müssen? Habe ich denn nur schlecht gesucht? — Und es verlangt mich so gerade nach solchen!!

467.

Was habe ich gelernt bis heute (15. Oktober 1881)? Mir selber aus allen Lagen heraus wohlzuthun und anderer nicht zu bedürfen.

468.

Ich habe etwas zu lange in der Nähe des Todes gelebt, um mich noch vor dem Leben zu fürchten!

469.

Meine Art, krank und gesund zu sein, ist ein gutes Stück meines Charakters — und rechtfertigt sich und mich.

470.

Meine Virtuosität: das zu ertragen, was mir unangenehm ist, ihm gerecht zu sein, ja artig dagegen — Mensch und Erkenntniß. Darin bin ich am besten geübt.

471.

Ich bin am verbindlichsten gegen Leute, die mich sehr gut kennen (mich selber eingerechnet): gegen einen Fremden bin ich vorsichtig, bis er meine Vorgebirge und Klippen gewahr geworden ist: ich will nicht, daß er sich an mir stoße und sich über sich selber dabei verdrieße.

472.

So will ich es doch eingestehen, — ich stelle mich vor mir selber erzürnt über die gelegentliche Kälte und Vernachlässigung, die ich von Freunden und ehemaligen Vertrauten erfahre: — im tiefsten Grunde läßt dies alles mich unbewegt, und das Gefühl dieser gewöhnlichen Unbewegtheit ist es, welches mich mitunter wünschen macht, es möchte etwas recht stark mich erschüttern und herumreißen. Ich suche ein Mittel gegen die Langeweile, wenn ich mich erzürnt über solche Dinge stelle, und es gelingt mir schlecht damit — ich bin euch gut und bleibe der Mensch des versöhnlichsten Herzens! —

473.

„Gut von den Menschen denken — das begreift sich bei dir! Sie verstellen sich in deiner Gegenwart und werden vielleicht sogar besser, — genug, du lernst sie

so kennen, als ob sie Spiegel wären, in denen du selber wiederstrahlst". Auf Reisen! ego.

474.

Ich habe eine Neigung, mich bestehlen, ausbeuten zu lassen. Aber als ich merkte, daß alles darauf aus war, mich zu täuschen, gerieth ich in den Egoismus.

475.

Gelegentlich habe ich eine ungeheure Geringschätzung der Guten — ihre Schwäche, ihr Nichts-erleben-wollen, ihr Nichts-sehen-wollen, ihre willkürliche Blindheit, ihr banales Sich-drehen im Gewöhnlichen und Behaglichen, ihr Vergnügen an ihren guten „Eigenschaften" u. s. w.

476.

Jene haben nöthig, Nacht zu machen, um ihr Licht leuchten zu lassen, — was hätte ich mit ihnen zu thun, der ich nicht zum Nachtlicht tauge? Ja, ich leugne öfter, als gut ist, die Nacht, wo sie nicht erst zu machen ist.

477.

Es soll für mich keinen Menschen geben, vor dem ich Ekel oder Haß habe.

478.

Meine stärkste Eigenschaft ist die Selbstüberwindung. Aber ich habe sie auch am meisten nöthig, — ich bin immer am Abgrunde.

479.

So wie ich vom Leben und der Welt denke: sitze ich gleichsam inmitten eines tragischen Hausraths, und wohin ich blicke, sind Anreizungen, Tragödien zu dichten — ja kaum kann ich verhindern, daß diese heimlichen leidenschaftlichen Mücken nicht selber Tragödie spielen und mich in ihr Spiel hineinlocken: ein solcher Drang ist um mich jetzt.

480.

Mit meinen halbblinden und arbeitsscheuen Augen gehe ich jetzt die Wege am liebsten, wo meine Füße nicht mehr zu denken brauchen, — ich kann und mag nicht mehr im Gebirge und in schlecht gepflegten Kleinstädten wohnen, wo Leben und Stolpern zusammengehört.

481.

Dazu sehe ich schlecht und meine Phantasie ist (im Traum und im Wachen) an manches gewöhnt und hält manches für möglich, was anderen nicht immer bereit sein würde. — Ich fliege im Traum, ich weiß, daß es mein Vorrecht ist, ich erinnere mich darin nicht eines Zustandes, wo ich nicht zu fliegen vermöchte. Jede Art von Bogen und Winkeln mit einem leichten Impuls auszuführen, eine fliegende Mathematik — das ist ein so eignes Glück, daß es gewiß bei mir die Grundempfindung des Glücks auf die Dauer durchtränkt hat. Wenn es mir ganz wohl zu Muthe werden will, bin ich immer in einem solchen freien Schweben, nach Oben, nach Unten, willkürlich, ohne Spannung das Eine und ohne Herablassung

und Erniedrigung das Andere. „Aufschwung“ — so wie viele dies beschreiben, ist mir zu muskelhaft und gewaltsam. — Ich verstehe die Korybanten und selbst das dionysische Wesen am besten als Versuche von ungeflügelten Thieren, sich Flügel einzubilden und sich über die Erde zu heben. Lärm gewaltsamster Bewegung wie ein ungeheures Flügelschlagen — es wirkt zuletzt fast, als ob sie in der Höhe wären.

482.

Ich gehe immer noch allem Leuchtenden nach — und du legst die Hand über die Augen, wenn du aussiehst.

483.

Ich stehe still, ich bin auf einmal müde. Voran, scheint es, geht es abwärts, blitzschnell, ringsum Abgrund — ich mag nicht hinsehen. Hinter mir ragt das Gebirge. Ich greife zitternd nach einem Halt. Wie? ist alles um mich plötzlich zum Gestein und Absturz geworden? Hier das Gesträuch — es zerbricht in meiner Hand, und vergilbte Blätter und ärmliche Würzelchen rieseln abwärts. Mich schaudert und ich schließe das Auge. — Wo bin ich? Ich sehe in eine purpurne Nacht, sie zieht mich an sich und winkt mir. Wie ist mir doch? Was geschah, daß die Stimme dir plötzlich versagt und du dich wie verschüttet fühlst unter einer Last trunkener und undurchsichtiger Gefühle? Woran leidest du jetzt! — ja leiden — das ist das rechte Wort! — Welcher Wurm biß dir in's Herz?

484.

Unglückseliger! Du hast nun auch das Leben des Einsamen, Freien durchschaut: und wieder, wie ehedem, hast du dir den Weg dazu eben durch dein Erkennen verschlossen.

Ich will alles, was ich verneine, ordnen und das ganze Lied absingen: es giebt keine Vergeltung, keine Weisheit, keine Güte, keine Zwecke, keinen Willen: um zu handeln, mußt du an Irrthümer glauben; und du wirst noch nach diesen Irrthümern handeln, wenn du sie als Irrthümer durchschaut hast.

485.

Ich würde an jedem einzelnen meiner Affekte zu Grunde gegangen sein. Ich habe immer einen gegen den anderen gesetzt.

486.

Man hat gut reden von aller Art Immoralität: aber sie aushalten können! Zum Beispiel würde ich ein gebrochenes Wort oder gar einen Mord nicht aushalten: — langes oder kürzeres Siechthum und Untergang wäre mein Loos! ganz abgesehen vom Bekanntwerden der Unthat und von der Bestrafung derselben.

487.

Ich muß ein Engel sein, wenn ich leben will: ihr habt nicht so harte Bedingungen!

488.

Aus der vollendeten alten Moralität heraus verlangte mich nach der Selbstsucht.

489.

Er schämte sich seiner Heiligkeit und verkleidete sie.

490.

Es ist vornehm, sich seiner besten Dinge zu schämen, weil wir sie allein haben.

491.

Ah, wie ich der tragischen Gesichte und Worte satt bin!

492.

Nein, dazu bin ich nicht gemacht, das Gewissen der Menschen noch zu beschweren! Ich will, daß sie ihres Glückes mehr Acht haben, „aller der hundert Quellen, selbst in der Wüste", wie ein deutscher Dichter sagt, — und daß sie selber von ihrem Unglücke, Unvermögen und Untugenden besser denken als bisher, — sie nützen damit ebenfalls, und wahrscheinlich sogar liegen da ihre eignen Lust- und Glücks- und Kraft- und Tugend-Bedingungen.

493.

Zuerst das Nöthige — und dies so schön und vollkommen, als du kannst! „Liebe das, was nothwendig ist" — amor fati, dies wäre meine Moral. Thue ihm alles Gute an und hebe es über seine schreckliche Herkunft hinauf zu dir.

XII.

Verschiedenes.

494.

Zur Erklärung der sogenannten „spiritistischen Erscheinungen". — Ein Theil der intellektuellen Funktionen des Mediums verläuft ihm unbewußt: sein Zustand ist darin hypnotisch (Trennung eines wachen und schlafenden Intellektes). Auf diesen unbewußten Theil conzentrirt sich die Nervenkraft. — Es muß zwischen den durch die Hände verbundenen Personen eine elektrische Leitung nach dem Medium zu stattfinden, vermöge dessen Gedanken einer jeden Person in das Medium übergehen. Eine solche Leitung von Gedanken ist nicht wunderbarer, als die Leitung vom Gehirn zum Fuße, im Fall eines Stolperns, innerhalb eines Menschen. Die Fragen werden durch die Intellektualität der betheiligten Personen beantwortet: wobei das Gedächtniß oft etwas leistet und liefert, was für gewöhnlich vergessen scheint. Folge der nervösen Emotion. (— Es giebt kein Vergessen. —) Auch unbewußter Betrug ist möglich: ich meine, ein betrügerisches Medium fungirt mit allerlei betrügerischen Manipulationen, ohne darum zu wissen: seine Art Moralität äußert sich instinktiv in diesen Handlungen. — Zuletzt geht es immer so zu, bei allen unseren

Handlungen. Das Wesentliche verläuft uns unbewußt, und der Schelm ist sich unbewußt hundertmal mehr und häufiger Schelm als bewußt.

Elektrizitäts-Erscheinungen, kalte Ströme, Funken sind möglich dabei. Gefühle (Angefaßt-werden) können die Sache der Täuschung sein, Halluzinationen der Sinne: wobei möglich ist, daß es für mehrere Personen Halluzinations-Einheit giebt. (Wie bei den alten orgiastischen Culten.)

Der Glaube an die Wiederbegegnung mit Todten ist die Voraussetzung des Spiritismus. Es ist eine Art Freigeisterei. Wirkliche Fromme haben diesen Glauben nicht nöthig. (Buckle über Unsterblichkeit.)

495.

Das Unorganische bedingt uns ganz und gar: Wasser, Luft, Boden, Bodengestalt, Elektrizität u. s. w. Wir sind Pflanzen unter solchen Bedingungen.

496.

Wie fremd und überlegen thun wir hinsichtlich des Todten, des Anorganischen, und inzwischen sind wir zu drei Viertel eine Wassersäule und haben anorganische Salze in uns, die über unser Wohl und Wehe vielleicht mehr vermögen, als die ganze lebendige Gesellschaft!

497.

Grundfalsche Werthschätzung der empfindenden Welt gegen die todte. Weil wir sie sind! Dazu

gehören! Und doch geht mit der Empfindung die Oberflächlichkeit, der Betrug los: was hat Schmerz und Lust mit dem wirklichen Vorgange zu schaffen! — Es ist ein Nebenher, welches nicht in die Tiefe dringt! Aber wir nennen's das Innere, und die todte Welt sehen wir als äußerlich an — grundfalsch! Die „todte" Welt: ewig bewegt und ohne Irrthum, Kraft gegen Kraft! Und in der empfindenden Welt alles falsch, dünkelhaft!

Es ist ein Fest, aus dieser Welt in die „todte Welt" überzugehen — und die größte Begierde der Erkenntniß geht dahin, dieser falschen dünkelhaften Welt die ewigen Gesetze entgegenzuhalten, wo es keine Lust und keinen Schmerz und Betrug giebt. Ist dies Selbstverneinung der Empfindung, im Intellekt? Der Sinn der Wahrheit ist: die Empfindung als die äußerliche Seite des Daseins zu verstehen, als ein Versehen des Seins, ein Abenteuer. Es dauert dafür kurz genug! Laßt uns diese Komödie durchschauen und so genießen! Laßt uns die Rückkehr in's Empfindungslose nicht als einen Rückgang denken! Wir werden ganz wahr, wir vollenden uns. Der Tod ist umzudeuten! Wir versöhnen uns so mit dem Wirklichen, das heißt mit der todten Welt.

498.

Vom Leben erlöst zu sein und wieder todte Natur werden, kann als Fest empfunden werden — von Sterbenwollenden. Die Natur lieben! Das Todte wieder verehren! Es ist nicht der Gegensatz, sondern der Mutterschooß, die Regel, welche mehr Sinn hat als die Ausnahme: denn Unvernunft und Schmerz sind bloß bei der sogenannten zweckmäßigen Welt, im Lebendigen.

499.

Der Selbstmord als übliche Todesart: neuer Stolz des Menschen, der sich sein Ende setzt und eine neue Festfeier erfindet — das Ableben.

500.

Die Nesselsucht: jetzt eine Krankheit, scheint mir ursprünglich ein Vertheidigungszustand der Haut zu sein, gegen Insekten und dergleichen, aus der Zeit her, wo der Mensch noch längere und härtere Haare hatte; vielleicht konnte der Mensch diesen Zustand kleiner Hautverhärtungen willkürlich herbeiführen: jetzt ein Atavismus. Bei manchen Menschen entsteht es, wenn sie gewisse Früchte, zum Beispiel Erdbeeren essen: vielleicht weil die Insekten, gegen die man ehemals so sich schützte, gerade um diese Früchte schwärmten und man das Schutzmittel anwendete, um diese Früchte genießen zu können?

501.

Es giebt einen Theil der Nacht, von welchem ein Einsiedler sagen wird: „Horch! jetzt hört die Zeit auf!" Bei allen Nachtwachen, insbesondere wenn man sich auf ungewöhnlichen nächtlichen Fahrten und Wanderungen befindet, hat man in Bezug auf diesen Theil der Nacht (ich meine die Stunden von Eins bis Drei) ein wunderliches, erstauntes Gefühl, eine Art von „viel zu kurz!" oder „viel zu lang!", kurz den Eindruck einer Zeit-Anomalie. Sollten wir es in jenen Stunden, als ausnahms-

weiſe Wachende, abzubüßen haben, daß wir für gewöhnlich um jene Zeit uns in dem Zeit-Chaos der Traumwelt befinden? Genug, Nachts von Eins bis Drei haben wir „keine Uhr im Kopfe“. Mich dünkt, daß eben dies auch die Alten ausdrückten mit „intempestiva nocte“ und „ἐν ἀωρονυκτί“ (Äſchylos), alſo „da in der Nacht, wo es keine Zeit giebt“; und auch ein dunkles Wort Homer's, zur Bezeichnung des tiefſten, ſtillſten Theiles der Nacht, lege ich mir etymologiſch auf dieſen Gedanken zurecht, mögen die Überſetzer es immerhin mit „Zeit der Nachtmelke“ wiederzugeben glauben: — wo in aller Welt war man denn je dermaaßen thöricht, daß man da die Kühe des Nachts zwiſchen Eins und Drei melkte! — Aber wem erzählſt du da deine Nachtgedanken? —

502.

Ich will nur eine Gleichheit: die, welche die äußerſte Gefahr und der Pulverdampf um uns giebt. Da haben wir alle einen Rang! Da können wir alle miteinander luſtig ſein!

503.

Die Morgenröthe hat geleuchtet — aber wo iſt die Sonne? Dieſer Tag wird Sturm bringen — Sturmwolken ziehen um den Horizont.

504.

Die Sonne gieng hinter das Meer, und die Felſen, auf denen ſie tagsüber ſich ausgeruht hatte, athmen einen warmen Hauch aus.

505.

Das Erste, was man in einer fremden Sprache zu lernen hat, sind die Höflichkeiten des fremden Landes — das Zweite sind die Namen der Bedürfnisse. Aber erst das Zweite — im schlimmsten Falle kommt man schon mit den Höflichkeiten aus: wer läßt einen Höflichen (dem es nicht an Anstand und Geld fehlt) hungern?

506.

Im Norden hat man eine Furcht vor den warmen Farben, — sie gelten da als gemein, als pöbelhaft. Darin gehöre ich also zum Pöbel, — aber im Süden nicht mehr!

507.

Paracelsi mirabilia. Nacherzählt von F. N. — Von allem Wunderbaren, — so erzählte mir Paracelsus — was ich je sah und hörte, ist eins das Erstaunlichste, und ich muß nicht nur ein muthiges Herz wie ein Löwe, sondern auch die unschuldige Geduld eines Lammes dazu haben, es gerade so zu berichten, wie es sich zugetragen hat. Denn gesetzt, es wäre das Blendwerk eines mir übel wollenden Geistes gewesen, so gab es nie für mich eine ärgere Versuchung: und sprach das, was mir erschien, die Wahrheit —

508.

Von wem hast du das Alles gelernt, fragte Saadi einen weisen Mann. „Von dem Blinden, der den Fuß nicht eher in die Höhe hebt, als bis er zuvor den Boden, auf den er treten soll, mit dem Stocke untersucht hat."

509.

Rezept wider die Medizin. — „Das ſind lauter neue Lehren und lauter neue Medizinen, — ſagt ihr mir; das will uns nicht ſchmecken!“ Nun, macht es nur ſo, wie es alle klugen Kranken machen, — trinkt den Trank in einem langen Zuge hinunter, und dann ſchnell noch etwas Süßes und Würziges hinterdrein, das euch den Gaumen wieder rein ſpüle und euer Gedächtniß betrüge! Die „Wirkung“ wird trotzdem nicht ausbleiben — deſſen ſeid verſichert! Denn ihr habt nunmehr „den Teufel im Leibe“, wie alle alten Medizinmänner euch ſagen werden.

Aus der Zeit

des

Zarathuſtra.

(1882—1886.)

Sprüche und Sentenzen.

(1882—1884.)

I.

1.

Jedes Ding hat zwei Geſichter, eins des Vergehens, eins des Werdens.

2.

Das Zukünftige iſt ebenſo eine Bedingung des Gegenwärtigen wie das Vergangene. „Was werden ſoll und werden muß, iſt der Grund deſſen, was iſt.“

3.

Blicke in die Welt, wie als ob die Zeit hinweg ſei: und dir wird alles Krumme gerade werden.

4.

Mit feſten Schultern ſteht der Raum geſtemmt gegen das Nichts. Wo Raum iſt, da iſt Sein.

5.

Meine Brüder, die Natur iſt dumm: und ſoweit wir Natur ſind, ſind wir alle dumm. Auch die Dummheit hat einen ſchönen Namen: ſie nennt ſich Nothwendigkeit. Kommen wir doch der Nothwendigkeit zu Hülfe!

6.

Ihr sagt: „Wehe! es ist alles Schein!“ Aber es ist alles Lüge. Ihr sagt: „Alles ist Leiden und Untergehen!“ Aber ihr sagt immer nicht genug: denn alles will leiden machen und untergehen machen!

7.

Dieser sagt: alle Welt ist Gedanke, Wille, Krieg, Liebe, Haß: meine Brüder, ich sage euch: alles dies einzeln ist falsch, alles dies zusammen ist wahr.

8.

Wenn ihr den Zweck denkt, müßt ihr auch den Zufall und die Thorheit denken.

9.

Müßte man nicht mehr Vernunft haben, um aus dem Leben eine Vernunft zu machen?

10.

Die Natur muß nach Analogie des Menschen vorgestellt werden, als irrend, versuchend, gut und böse — als kämpfend und sich überwindend.

11.

Ich fand einen Übermuth in allen Dingen, den heiße ich göttlich. Und weil ich diesen Übermuth auch in meiner Seele fand, heiße ich auch meine Seele göttlich.

12.

Der Gedanke ist nur ein Zeichen, wie das Wort nur ein Zeichen für den Gedanken ist.

13.

Erkennen, das heißt: alle Dinge zu unserem Besten verstehen.

14.

So beginnt die ehrliche Wissenschaft: sie fragt: Was ist? und nicht: Was ist es werth?

15.

Sehen und doch nicht glauben — ist die erste Tugend des Erkennenden; der Augenschein ist sein größter Versucher.

16.

Was uns von innen her bewegt, das staunen wir an, als unbegreiflich: nun erfinden wir Ton und Wort dafür — und nun meinen wir auch, es sei begreiflich worden. Dieser Aberglaube ist in allem, was tönt: der Wahn des Ohres.

17.

Sie lernten die Namen tauschen: und so täuschten sie sich über die Dinge. Siehe da die ganze Kunst der Weisesten!

18.

Wir verachten alles, was sich erklären läßt. Irgend eine Dummheit hat sich überraschen lassen und stand nackend da vor ihrem Erklärer.

19.

Wir dichten da nicht: wir rechnen. Aber damit wir rechnen können, hatten wir zuerst gedichtet.

20.

Unser Auge sieht falsch, es verkürzt und zieht zusammen: ist dies ein Grund, das Sehen zu verwerfen und zu sagen: es ist nichts werth?

21.

Da die Erkennenden allein von dem Erkennen redeten, so ist viel Verlogenheit dabei — sie hatten ein Interesse daran, es als den werthvollsten Zustand erscheinen zu lassen.

22.

Auch die Wahrheit verlangt, gleich allen Weibern, daß ihr Liebhaber um ihretwillen zum Lügner werde, — aber nicht ihre Eitelkeit verlangt dies, sondern ihre Grausamkeit.

23.

Das Leben um der Erkenntniß willen ist vielleicht etwas Tolles: aber doch ein Zeichen von Frohmüthigkeit. Der Mensch dieses Willens ist so lustig anzusehn wie ein Elephant, welcher versucht, auf seinem Kopfe zu stehen.

24.

Liebhaber der Erkenntniß! Und du hast noch nicht einmal einen Menschen getödtet, um dies Gefühl kennen zu lernen!

25.

Vernunft ist auch noch im Weisesten die Ausnahme: Chaos und Nothwendigkeit und Wirbel der Sterne — das ist die Regel.

26.

Auch die Wahrhaftigkeit ist nur eins von den Mitteln zur Erkenntniß, eine Leiter — aber nicht die Leiter.

27.

Für den Erkennenden hört alles Eigenthums-Recht auf.

28.

Die Wahrheit thut weh, weil sie einen Glauben zerstört: nicht an sich.

29.

Der Besitz der Wahrheit ist nicht schrecklich, sondern langweilig, wie jeder Besitz.

30.

Wer das Auge des Denkers stark zu empfinden vermag, der hat dabei jenen schrecklichen Eindruck, welchen jene Thiere machen, deren Auge sich langsam wie an einem Stiele aus dem Kopfe herausschiebt und um sich blickt.

31.

Ihr Wissenden, sorgt nur, daß es euch nicht an der Scham gebreche! Denn zum guten Apfel gehört auch der Flaum.

32.

Der höchste Muth des Erkennenden zeigt sich nicht da, wo er Staunen und Schrecken erregt, — sondern da, wo er von den Nicht-Erkennenden als oberflächlich, niedrig, feige, gleichgültig empfunden werden muß.

33.

„Ich könnte dies oder das oder jenes thun, alles würde lehrreich sein, zumal wenn es mir mißriethe und mich in Noth brächte" — so denkt und redet der freie Geist, der Liebhaber der Erkenntniß: er lacht darüber, wenn man ihm deshalb Willens-Schwäche und Unvernunft vorwirft.

34.

Es ist ein Fehler des Geschmacks, wenn der Mensch der Erkenntniß sich noch als „moralischer Mensch" aufputzt: ihm soll man gerade ansehen, daß er die Moral „nicht nöthig hat".

35.

Die Gefahr der Weisen ist, sich in die Thorheit zu vernarren.

36.

Das Vergnügen im Erkennen ist ein äußerst intensives Glauben. Bringt man es nicht dazu, so giebt es ein Erkennen-Wollen nach Reizen, zum Beispiel als Begierde nach Sicherheit oder Neuigkeiten oder Begierde nach Begehrenswerthem, das zu entdecken wäre.

37.

Er hat seiner Erkenntniß Menschen geopfert und ist auf nichts so stolz als auf diese Grausamkeit gegen sich selber.

38.

Weib und Genie arbeiten nicht. Das Weib war bisher der höchste Luxus der Menschheit. In allen Augenblicken, wo wir unser Bestes thun, arbeiten wir nicht. Arbeit ist nur ein Mittel zu diesen Augenblicken.

39.

Was nützt es, den Geist frei zu machen, wenn er dann keine Flügel hat, um davonzufliegen?

40.

Der freie Geist. — Wer fliegen kann, weiß, daß er sich zum Fortfliegen nicht erst stoßen lassen muß: wie ihr festgesessenen Geister es nöthig habt, um überhaupt „fortzukommen".

41.

Ob die Wahrheit euch oder mir nützt und schadet — was geht's mich an! Laßt uns Menschen schaffen, denen die Wahrheit nützt!

42.

Sein Gold ungemünzt bei sich tragen ist unbequem; so thut der Denker, der keine Formeln hat.

43.

Der Erkennende vermeidet die Selbsterkenntniß und läßt seine Wurzeln in der Erde stecken.

44.

Die höchsten tragischen Motive sind bisher unbenutzt geblieben: die Dichter wissen von den hundert Tragödien des Erkennenden nichts aus Erfahrung.

45.

Faust, die Tragödie der Erkenntniß? Wirklich? Ich lache über Faust.

46.

Was wißt ihr davon, wie ein Wahnsinniger die Vernunft liebt, wie ein Fieberkranker das Eis liebt!

47.

Als ich die Lust an der Wahrheit haben wollte, da erfand ich die Lüge und den Schein, das Nahe und das Ferne, das Vergangene und das Künftige; da legte ich in mich selber den Trug und die Dämmerung.

48.

Wahrlich, ihr Wachgewordenen! Vom Leben sollt ihr mir träumen lernen: und ich selber will euch mit dem Gürtel des Traumes an's Leben binden.

Denn vom Leben zu träumen — das heißt mir erst: „Wach-sein."

49.

Ihr Fieberkranken seht alle Dinge als Gespenster, und ihr Fieberlosen als leere Schatten: und doch braucht ihr beide die gleichen Worte!

50.

In einem bestimmten krankhaften Zustand kann man gar nicht anders, als geizig sein. Geiz ist ein Affekt. Ihr liebt mir die Nüchternheit des Geistes zu sehr: auch dieser Geiz ist Krankheit.

51.

Kalt auf die Dinge sehen, so daß sie nackt und ohne Flaum und Farbe daliegen — das nennt sich „Liebe zur Wahrheit", und ist nur die Ohnmacht zu lügen.

52.

Erst wenn ihr durstet, sollt ihr trinken: und erst wenn der Geist euch treibt, sollt ihr tanzen. Und lernt erst lügen, damit ihr versteht, was Wahrheit-reden ist!

Der Hunger erst soll euch zur Wahrheit zurücktreiben: und wenn ihr voll seid der guten Weine der Wahrheit, werdet ihr auch tanzen wollen.

53.

In große Worte seid ihr verliebt wie in bunte Bälge: und auf Teppichen von Lügen versteht euer Fuß sich ein Fest zu machen, ihr Weichlinge!

54.

Noch war euch der Geist keine Sorge und Herzeleid: noch ist euer Brod des Lebens nicht vom Gedanken durchsäuert.

55.

Seid redlich: ich errieth, woran ihr am besten glaubt. Nun will ich, daß all euer Erkennen diesem besten Glauben diene!

56.

Du hast nicht den Muth dich zu verbrennen und zu Grunde zu gehen: und so weißt du niemals ein Neues. Das, was mir heute Flügel, Farbe, Kleid und Kraft ist, soll morgen mir Asche sein.

57.

Der Erkennende muß es auch verstehen, sich seinen eigenen Siegeskranz aufzusetzen: er kann nicht warten, weil es ihn zu neuen Verwandlungen drängt.

58.

— Ihr Leichen-Räuber, die ihr allen diesen Todten noch etwas abzustehlen wißt! —

59.

Ihr wolltet beweisen, daß euer Großvater Recht hatte und daß die Wahrheit immer bei den Großvätern war.

Mehr Volk ist nämlich der Großvater stets als irgend ein Enkel.

60.

Keine erbärmlichere Gesellschaft giebt es, als die von Gelehrten: jene wenigen abgerechnet, die militärische Gelüste im Leibe und Kopfe haben.

61.

Süß und matt wie der Geruch alter Mädchen, ihr Gelehrten!

62.

Sie wollen Würfel spielen mit den kleinsten Würfelchen oder tanzen sehen, was schwer zu sehn ist: die Zwerge des Daseins, die lustigen Urkörperchen: aber sie nennen's Wissenschaft und schwitzen dabei.

Aber Kinder sind es nur, die ihr Spiel wollen: und wenn etwas Lachen bei ihrem Spiele wäre, so wollte ich ihre „fröhliche Wissenschaft" gut heißen.

63.

Mit dem Geiste selber habt ihr geschachert, mit Schacher habt ihr euer Blut vergiftet: verblutend nur könnt ihr euch von eurem Gifte heilen!

64.

Ihr wähnt, frei zu sein: aber ihr dreht euch nach unsern Drähten. Werthe und Meinungen hängen über und in euch: von uns den Schätzenden seid ihr aufgezogen worden, ihr Uhrwerke!

65.

Ich will wissen, ob du ein schaffender oder ein umsetzender Mensch bist, in irgend einem Betrachte: als Schaffender gehörst du zu den Freien, als Umsetzender bist du deren Sklave und deren Werkzeug.

66.

Wollust und Selbstverstümmelung sind nachbarliche Triebe. Es giebt auch unter den Erkennenden Selbstverstümmler: sie wollen durchaus nicht Schaffende sein.

67.

Ihr Selbständigen — ihr müßt euch selber stellen lernen oder ihr fallt um. —

68.

„Ich glaube an nichts mehr" — das ist die richtige Denkweise eines schöpferischen Menschen.

69.

Alles Schaffen ist Mittheilen. Der Erkennende, der Schaffende, der Liebende sind Eins.

70.

„Religiöser Mensch", „Narr", „Genie", „Verbrecher", „Tyrann", — das sind schlechte Namen und Einzelheiten an Stelle eines Unnennbaren.

71.

Durchschauen durch das vergängliche Netz und den letzten Schleier — das wäre die große Müdigkeit und aller Schaffenden Ende.

72.

Erkennen: das ist ein Begehren und Durst und Schätzen und Kampf der Werthe. Als ein Schaffen muß aber alles Erkennen auch ein Nicht-Erkennen sein.

73.

Seid menschlich gegen die Schaffenden! Es ist in ihrer Art, daß sie arm an Nächstenliebe sind.

74.

Der Trieb zur Zeugung, zum Zwecke, zur Zukunft, zum Höheren — das ist die Freiheit in allem Wollen. Nur im Schaffen giebt es Freiheit.

75.

Wer schafft, liebt sich selber darin; so muß er sich auch am tiefsten hassen — er ist ausschweifend in diesem Hasse.

76.

Der Wille zum Leiden: ihr müßt zeitweilig in der Welt leben, ihr Schaffenden. Ihr müßt beinahe zu Grunde gehen — und hinterdrein euer Labyrinth und eure Verirrung segnen. Ihr könnt sonst nicht schaffen,

sondern nur absterben. Ihr müßt eure Auf- und Untergänge haben. Ihr müßt euer Böses haben und zeitweilig wieder auf euch nehmen. Ihr ewig Wiederkehrenden, ihr sollt selber aus euch eine Wiederkehr machen.

77.

Schaffen: das heißt etwas aus uns hinausstellen, uns leerer, ärmer und liebender machen. Als Gott die Welt geschaffen hatte, da war er nichts mehr als ein hohler Begriff — und Liebe zum Geschaffenen.

78.

Einem schöpferischen Menschen kommt nach jeder Erntezeit das Gefühl, daß nunmehr der Wind über die abgemähten Felder wehe und irgend einen ungeheuren Verlust beseufze.

79.

Als Schaffender lebst du über dich hinweg — du hörst auf, dein Zeitgenosse zu sein.

80.

Wer ein Führer der Menschen werden will, muß ihnen eine gute Zeit als ihr gefährlichster Feind gelten wollen.

81.

Ich gieng den Ursprüngen nach: da entfremdete ich mich allen Verehrungen — es wurde fremd um mich und einsam.

Aber das Verehrende selber in mir — heimlich schlug es aus; da erwuchs mir der Baum, in dessen Schatten ich sitze, der Baum der Zukunft.

82.

Hellere Augen will ich euch geben und Grausen vor dem Wirklichen: so will ich euch lehren, mir nachzuschweben in ferne Zukünfte.

83.

Die Vergangenheit befruchten und die Zukunft zeugen — das sei mir Gegenwart!

84.

Das Gewürm, mit dem ich kämpfe — das habe ich mir zum Drachen erst geschaffen: so jung und klein war es noch, und so kämpfe ich den Kampf mit eurer Zukunft.

Aber, wenn ihr kämpfen und siegen wolltet, so müßte ich euch erst die Drachen von heute in Regenwürmer verwandeln!

85.

Ein Brand und eine Gefahr will ich heißen allen trockenen Seelen; glühende Asche soll vor mir herstäuben.

86.

Niesen sollt ihr mir ob meines Getränkes, und meine schäumenden Weine sollen eure Nasen kitzeln und wollüstig machen.

87.

Schüttelt mich zusammen mit allen Thränen, mit allem Menschen-Elend: immer wieder muß ich obenauf sein, wie Öl auf Wasser.

Und muß ich einmal der Erde gram werden: so reißt meine Bosheit die Sterne zu ihr herab vom Himmel: das ist mir meine liebste Rache.

88.

— Nun brüllt die Unterwelt, alle Schatten zeugen wider dich und schreien: Leben — das ist Folterung! — und doch willst du dem Leben fürsprechen?

89.

Ich bin ein Seher: aber unerbittlich folgt meinem Schauen das Gewissen: also bin ich auch der Deuter meiner Gesichte.

90.

Schlief ich je auf meinem Ruhm ein? Wie ein Bett von Stacheln war mir jeder Ruhm.

91.

Ich that Buße für tausend Lügen des Verehrenden und den Willen seines Auges zur Blindheit. Mit tausend Bosheiten nahm ich Rache an aller Verschönerei und Schwarmgeisterei.

92.

Erkennen wollte ich: grausam mußte ich sein. Floh ich die Rache? Wußte ich nicht um die stummen Augen aller Verletzten?

93.

„Wie will ich Athem holen und die Glieder strecken, wenn ich meine Last auf die letzte Höhe getragen haben

werde!“ — so dachte oft der Held unterwegs. Aber als er oben war und die Last niederwarf, da that er nicht so, — da bezwang er auch noch seine Müdigkeit: und hierbei lief ihm ein göttlicher Schauer über den Leib.

94.

Ein neues Heimweh zehrt mich, die Noth der freiesten Seelen, wie nenne ich's? Das Heimweh ohne Heim, die leidigste, schneidigste Herzensfrage, welche fragt: „wo darf ich — heimisch sein?“

95.

Bist du ein Stern? So mußt du auch wandern wollen und ohne Heimath sein, du Unstäter!

96.

Wenn der, welcher befehlen könnte, überredet und seine königlichen Hände unter dem Mantel birgt: Höflichkeit heiße ich das.

97.

Wie hoch ich wohne? Niemals noch zählte ich, wenn ich stieg, die Treppen bis zu mir: wo alle Treppen aufhören, da beginnt mein Dach und Fach.

98.

Ein Ungeheuer von Ueberfluß und Vernunft, ein Verschwender mit tausend Händen, gleichgültig darin gleich einer Sonne —

99.

Im dunklen Gewitter will ich verschwinden: und für meine letzten Augenblicke will ich Mensch zugleich und Blitz sein.

100.

Und ich selber, meine thörichten Freunde! — was bin ich denn, wenn ich nicht das bin, worüber zu streiten ist: ein Geschmack!

101.

„Ihr wollt euch an mir wärmen? Kommt mir nicht zu nahe, rathe ich euch: — ihr möchtet euch sonst die Hände versengen. Denn seht doch, ich bin überheiß. Mit Mühe zwinge ich meine Flammen, daß sie mir nicht aus dem Leibe brechen."

102.

Das ist so der Hang der kleinen Seelen: sie möchten das Große zu sich herabschmeicheln, daß es mit ihnen zu Tische sitze.

103.

Knirschend schlage ich an das Ufer eurer Flachheit, knirschend wie eine wilde Woge, wenn sie widerwillig in den Sand beißt —

104.

Wie müßte man zu euch reden, damit ihr verstündet! Erst wenn ihr krank werdet, bekommt ihr Ohren.

105.

Wie ist es möglich, sich mitzutheilen? Wie kann man gehört werden? Wann komme ich aus der Höhle in's Freie? Ich bin der Versteckteste aller Versteckten.

106.

Und wozu ist alle Natur geschaffen, wenn nicht dazu, daß ich Zeichen habe, mit denen ich zu den Seelen reden kann!

107.

Mein süßestes Wort soll ihm zum Sauerteige werden, dem Geist der Schwere: überschwellen über den Topf soll seine Rache.

Und erst wenn er mir ganz durchsäuert ist und aufgegangen in seiner Bosheit, will ich ihn schmecken und schmackhaft finden: diesen Geist der Schwere.

Seine Heimlichkeiten will ich an's Licht bringen: dazu lache ich ihm in's Antlitz mein Gelächter der Höhe.

108.

Ich weiß euch schon bunte Decken aufzulegen: und wer sich auf's Pferd versteht, versteht sich wohl auch auf's Satteln.

109.

Ihr fürchtet den gespannten Bogen: wehe, es könnte einer einen Pfeil darauf legen —

110.

Die Wahrnehmung, daß ich mit anderen übereinstimme, macht mich leicht mißtrauisch gegen das, worüber wir übereinstimmen.

111.

Dies ist ein Gegengrund, und ich bin dir dankbar. Nun aber widerlege mir noch den Gegengrund, Freund!

112.

Gieb mir zu rathen: dein Beweisen ermüdet den Hunger meines Geistes.

113.

Seltsam! Sobald ich mir einen Gedanken verschweigen und fernhalten will, kommt mir gewiß dieser Gedanke in leibhafter Gestalt, als Mensch, entgegen, und ich muß nun mit diesem „Engel Gottes“ artig thun!

114.

Er ist einsam und hat nichts als seine Gedanken: was Wunder, daß er oft gegen sie zärtlich und neckisch ist und sie an den Ohren zupft! — Aber ihr Plumpen sagt, er sei ein Skeptiker.

115.

Vorausgesetzt, daß einer einen starken Willen hat, so ist eine skeptische Philosophie die beste, um seinen Willen so gut als möglich zur That zu bringen.

116.

Wessen Gedanke nur ein Mal die Brücke zur Mystik überschritten hat, kommt nicht davon ohne ein Stigma auf allen seinen Gedanken.

117.

Wenn Skepsis und Sehnsucht sich begatten, entsteht die Mystik.

118.

Wem ein Widerwille gegen das Erhabene zu eigen ist, findet nicht nur das Ja, sondern auch das Nein schon zu pathetisch: — er gehört nicht zu den verneinenden Geistern, und wenn er auf deren Wege geräth, so macht er plötzlich einmal Halt und läuft fort — in die Büsche der Skepsis.

119.

Ein labyrinthischer Mensch sucht niemals die Wahrheit, sondern immer nur seine Ariadne, — was er uns auch sagen möge.

120.

Ich unterscheide unter den philosophischen Menschen zwei Gattungen: die einen sinnen immer über ihre Vertheidigung nach, die andern über einen Angriff auf ihre Feinde.

121.

Voller Leidenschaften, aber herzlos und schauspielerisch: so waren die Griechen, so waren selbst die griechischen Philosophen, wie Plato.

122.

Freund, alles, was du liebteſt, hat dich enttäuſcht: die Enttäuſchung wurde endlich deine Gewohnheit: und deine letzte Liebe, die du „Liebe zur Wahrheit“ nennſt, iſt vielleicht eben die Liebe zur — Enttäuſchung.

II.

123.

Moral ist eine Wichtigthuerei des Menschen vor der Natur.

124.

Was ist aller gemeinen Dinge Gemeinstes? Ein Schluß, aller Schlüsse ältester und jüngster Schluß: „Es thut weh, also ist es schlecht“.

Seit ich dies „also“ verstand und diesen Ursprung des Schlechten, lache ich über all euer „Gut und Schlecht“. Jenseits von „Gut und Schlecht“ tönt mein Gelächter.

125.

„Es will mir befehlen? Wohlan, ringen wir mit einander: vielleicht ist mein Wille der Stärkere!“ — zur Entstehung der Bösen.

126.

Nichts ist kostspieliger als ein falscher Wahn über Gut und Böse!

127.

Mit eurem Gut und Böse habt ihr euch das Leben verleidet, euren Willen müde gemacht; und euer Schätzen selber war das Zeichen des absteigenden Willens, der zum Tode sich sehnt.

128.

Als du beim Schädlichen Grauen fühltest, da sagtest du: „das ist böse“: aber als du Ekel fühltest, da entstand „das Schlechte“.

129.

Das Böse kommt erst dann in Verruf, wenn es mit dem Niedrigen und Ekelhaften verwechselt wird. Bis dahin zieht es an und reizt zur Nachahmung.

130.

Man soll den verächtlichen Menschen nicht durch ein Wort mit dem furchtbaren Menschen zusammenkoppeln.

131.

Alles Gute ist die Verwandlung eines Bösen: jeder Gott hat einen Teufel zum Vater.

132.

Ideal bilden, das heißt seinen Teufel zu seinem Gott umschaffen. Und dazu muß man erst seinen Teufel geschaffen haben.

133.

Wer als Gott das Gute neu schafft, den haben die Bewahrer des alten Guten immer für einen Teufel ausgegeben.

134.

„Vielleicht erfand ein Teufel die Moral, um die Menschen durch Stolz zu quälen: und ein zweiter Teufel nimmt sie ihnen irgendwann einmal, um sie durch Selbstverachtung zu quälen" —

135.

Nicht die angenehmen Gefühle nannte man gut — sondern die *vollen, mächtigen* Zustände.

136.

Der Grad von psychologischer Feinheit entscheidet, ob einer seine Handlungen gut oder böse *auslegt*. Und nicht nur Feinheit, sondern seine Rachsucht, Verstimmung, Gutartigkeit, Leichtsinnigkeit u. s. w. —

137.

Es giebt keine sittlichen Triebe, aber *alle* Triebe sind durch unsere Werthschätzungen *gefärbt*.

138.

Die Worte des Werthes sind Fahnen, dort aufgepflanzt, wo eine *neue Seligkeit* erfunden wurde — ein neues *Gefühl*.

139.

Wenn ich ein Gefühl ehre, so wächst die Ehre in das Gefühl hinein.

140.

Der Auslegung bedarf jede That: allen Räthselrathern winkt sie. Neue Worte und Weisen gab ich den Auslegern: daß sie die Wetterzeichen des Menschen besser reden machen.

141.

Alle Schätzungen sind geschaffen: jede Schätzung vernichtet. Aber das Schätzen selber, wie könnte das vernichtet werden! Ist doch das Leben selber — Schätzen!

142.

Was können alle? — loben und tadeln. Das ist die Tugend des Menschen, das ist der Wahnsinn des Menschen.

143.

Je näher du der völligen Erkaltung kommst, in Bezug auf alles bisher Werthgeschätzte, um so mehr näherst du dich auch einer neuen Erhitzung.

144.

Werthe ansetzen das heißt ebenso Unwerthe ansetzen. Um die Glückseligkeit der Werthschätzungen zu haben — muß man alles Böse mitnehmen und alle Unlust der Verachtung.

145.

Die Skepsis an allen moralischen Werthen ist ein Symptom davon, daß eine neue moralische Werthtafel im Entstehen ist.

146.

Die moralischen Zustände und Strebungen sind nur Mittel der Erkenntniß, die unmoralischen auch.

147.

„Die Moral selber war der erste Sündenfall: die Moral selber ist die Erbsünde" — so denkt jeder Erkennende.

148.

Die vollkommene Erkenntniß der Nothwendigkeit würde alles „Soll" aufheben, — aber auch die Nothwendigkeit der „Solls" begreifen, als Consequenz der Unkenntniß.

149.

Die Moral ist die Sache jener, welche sich von ihr nicht frei machen können: für sie gehört sie eben deshalb unter die „Existenz-Bedingungen". Existenz-Bedingungen kann man nicht widerlegen: man kann sie nur — nicht haben!

150.

Die Moral ist durch die Freigeisterei auf die Spitze getrieben und überwunden.

151.

Erst wenn der Geist in die Moral fährt, geht der Teufel los.

152.

Man wird euch die Vernichter der Moral nennen: aber ihr seid nur die Erfinder von euch selber.

153.

Jesus von Nazareth liebte die Bösen, aber nicht die Guten: der Anblick von deren moralischer Entrüstung brachte selbst ihn zum Fluchen. Überall, wo gerichtet wurde, nahm er Partei gegen die Richtenden: er wollte der Vernichter der Moral sein.

154.

In jeder Handlung eines höheren Menschen ist euer Sittengesetz hundertfach gebrochen.

155.

Die Stärke eines Guten liegt darin, daß sein Böses stark ist.

156.

Das Böse und der große Affekt erschüttern uns und werfen alles um, was morsch und klein an uns ist: ihr müßt erst versuchen, ob ihr nicht groß werden könnt.

157.

„Der schwächere Mensch ist der bessere" — sagen unsere Moralprediger.

158.

Ihr werdet immer nur die Moral haben, die zu eurer Kraft paßt.

159.

Der Zweck ist es, der jedes Ding und Thun entheiligt: denn was ist Heiligkeit, wenn sie nicht im Herzen und Gewissen des Dings und Thuns sitzt!

160.

Ich lache eures freien Willens und auch eures unfreien: Wahn ist mir das, was ihr Willen heißt, es giebt keinen Willen.

Aus Schmerzen und Gedanken gebar sich dieser Wahn, den ihr Wille heißt. Und weil kein Wille ist, so ist auch kein Müssen.

161.

Sie wollen alle etwas: aber über allen schwebt nicht der Sinn eines Willens.

Wozu lebt dieser? Wozu stirbt jener? Niemand kann es wissen, denn es giebt kein Wozu darin.

Ehedem hielt man die Hand auf, wenn der Tod kam, und sagte „ein Geschenk von Oben".

162.

Der Mensch macht eine Handlung werthvoll: aber wie sollte eine Handlung den Menschen werthvoll machen!

163.

Jede Handlung schafft uns selber weiter, sie webt unser buntes Gewand. Jede Handlung ist frei, aber das Gewand ist nothwendig. Unser Erlebniß — das ist unser Gewand.

164.

Wer das Daſein rechtfertigen will, muß auch Gottes Anwalt vor dem Teufel ſein können.

165.

Damit es des Hemmſchuhs bedürfe, bedarf es vorerſt des Rades! Die Guten ſind der Hemmſchuh: ſie halten auf, ſie erhalten.

166.

Man ſoll das Böſe ſchonen, wie man den Wald ſchonen ſoll. Es iſt wahr, daß durch das Lichten und Ausroden des Waldes die Erde wärmer wurde — —

167.

Ob jemand zu den Guten oder Böſen gehört, das liegt durchaus nicht an ſeinen Handlungen, — ſondern an ſeinen Meinungen über dieſe Handlungen.

168.

Nun iſt alle Luft erhitzt, Brand iſt der Athem der Erde. Nun geht ihr alle nackend, ihr Guten und Böſen! So hat der Erkennende ſein Feſt.

169.

La Rochefoucauld blieb auf halbem Wege ſtehen: er leugnete die „guten“ Eigenſchaften des Menſchen — er hätte auch die „böſen“ leugnen ſollen.

170.

Immer noch fehlt der umgekehrte La Rochefoucauld: der, welcher zeigt, wie die Eitelkeit und Selbstsucht der Guten gewisse Eigenschaften des Menschen verrufen und endlich böse und schädlich — gemacht hat.

171.

Wenn der moralische Skeptiker beim Mißtrauen gegen die Moral angelangt ist, so bleibt ihm noch ein Schritt zu thun — die Skepsis gegen sein Mißtrauen. Leugnen und Vertrauen — das giebt einander die Hände.

172.

Wenn der Teufel sich häutet, fällt auch sein Name mit ab.

173.

Nur der Lasterhafte ist unglücklich, bei dem das Bedürfniß zum Laster zusammen mit dem Ekel vor dem Laster wächst — und niemals von ihm überwachsen wird.

174.

Unbezwingliches Bedürfniß nach etwas und zugleich Ekel davor — das macht das Gefühl des Lasterhaften.

175.

Was ist denn das, was ihr euer Gewissen nennt? Nicht ein Gesetz, sondern daß ihr ein Gesetz nöthig habt und einen Arm, der euch halte, ihr trunkenen Stolperer!

176.

Gewissen ist das Gefühl, in dem uns die Rangordnung unserer Triebe zum Bewußtsein kommt.

177.

„Was ist Freiheit? — Ein gutes Gewissen" — sagte Periander, der siebente Weise.

178.

Hatte ich je einen Gewissensbiß? — Mein Gedächtniß schweigt auf diese Anfrage still.

179.

Das schlechte Gewissen ist die Steuer, welche die Erfindung des guten Gewissens den Menschen auflegt.

180.

Die moralischen Menschen haben ihre Selbstgefälligkeit beim Gewissensbiß.

181.

Es giebt einen Grad von eingefleischter Verlogenheit, den nennt man „das gute Gewissen."

182.

„Gehorsam" und „Gesetz" — das klingt aus allen moralischen Gefühlen heraus. Aber „Willkür" und „Freiheit" könnte am Ende noch der letzte Klang der Moral werden.

183.

Der Haß gegen das Böse ist der Prunkmantel, mit dem der Pharisäer seine persönlichen Antipathien verkleidet.

184.

Seine Neigungen und Abneigungen als seine Pflicht auslegen — ist die große Unreinlichkeit der „Guten".

185.

Unter den Verbrechern soll man nicht die Schufte suchen, sondern unter denen, die nichts „verbrechen".

186.

„Du sollst" klingt den Meisten angenehmer, als „ich will": in ihren Ohren sitzt immer noch der Heerden-Instinkt.

187.

Die schwachen Menschen sagen „ich muß", die starken „es muß".

188.

Ach, wie weich seid ihr gebettet! Ihr habt ein Gesetz und einen bösen Blick gegen den, der gegen das Gesetz auch nur denkt. Wir aber sind frei: was wißt ihr von der Qual der Verantwortlichkeit gegen sich selber! —

189.

Gegen Mücken und Flöhe soll man kein Mitleid haben. Man thäte Recht, nur die kleinen Diebe, die kleinen Verleumder und Ehrabschneider zu hängen.

190.

Es kommt in der Weltgeschichte nur auf die großen Verbrecher an, eingerechnet jene Vielen, welche eines großen Verbrechens fähig waren, durch Zufall aber es nicht thaten.

191.

Wehe, wenn die Guten, die ewigen Pharisäer, Geschichte treiben! Sie überpinseln die großen Menschen der Vergangenheit so lange, bis sie dick und brav wie gute Menschen aussehen!

192.

So wie wir auch nur einen Schritt über das Mittelmaaß menschlicher Güte hinausgehen, erregen unsere Handlungen Mißtrauen. Die Tugend ruht nämlich „in der Mitte".

193.

Gegen einen unabhängigen Menschen, welcher es verschmäht, Leithammel zu sein, nährt der europäische Mensch einen Verdacht, als ob er ein schweifendes Raubthier sei.

194.

Begriff und Gefühl „edel" hat eine andere Vorgeschichte als Begriff und Gefühl „gut".

195.

Immer wurde Gerechtigkeit am besten gelobt: sie hat das Lob der Meisten — derer, die gleiches Recht nicht haben durften!

196.

Gleiches Recht für alle — das ist die ausbündigste Ungerechtigkeit; denn dabei kommen die höchsten Menschen zu kurz.

197.

Es handelt sich gar nicht um ein Recht des Stärkeren, sondern Stärkere und Schwächere sind alle darin gleich: sie dehnen ihre Macht aus, so weit sie können.

198.

In der Moralität äußert sich, physiologisch zu reden, der Assimilationstrieb der Schwachen hin zu den Starken.

199.

Wie man am besten zur Masse redet? Ich weiß es nicht, es gehört nicht zu meiner Aufgabe. Es scheint mir, daß man ihr das Leben sehr erschweren muß durch die Forderungen strenger Tugenden: sonst werden sie faul und genüßlich, auch im Denken.

200.

Für die niederen Menschen gelten die umgekehrten Werthschätzungen: es kommt darauf an, in sie die Tugenden zu pflanzen. Die absoluten Befehle, furchtbare Zwingmeister, sie dem leichten Leben entreißen —

201.

Die Masse muß man zu ihrer Vernunft zwingen und selbst zu ihrem Nutzen noch peitschen.

202.

Seid ihr zu schwach, euch selber Gesetze zu geben, so soll ein Tyrann auf euch sein Joch legen und sagen: „gehorcht!“ „knirscht und gehorcht!“ — und alles Gute und Böse soll im Gehorsam gegen ihn ertrinken.

203.

Da stehen sie da, die Kleinen, wie Gras und Kraut und Gestrüpp — unschuldig an ihrer Erbärmlichkeit. Und nun schleiche ich mich durch sie hindurch und zertrete so wenig ich kann — aber der Ekel frißt mir dabei am Herzen.

204.

Sie klammern sich an Gesetze an und möchten Gesetze „festes Land“ heißen, denn sie sind der Gefahren müde; aber im Grunde suchen sie einen großen Menschen, einen Steuermann, vor dem sich die Gesetze selber auswischen.

205.

Durch den guten Willen, zu helfen, mitzuleiden, sich zu unterwerfen, persönliche Ansprüche aufzugeben, werden auch die unbedeutenden und oberflächlichen Menschen vielleicht für das Auge etwas Erträgliches: man soll ihnen ja nicht ausreden, dieser Wille sei „die Tugend selber“.

206.

Wer die Menschen am meisten verachtete, war er nicht eben dadurch ihr größter Wohlthäter?

207.

Willst du das Leben leicht haben? So bleibe immer bei der Heerde und vergiß dich über der Heerde.

208.

Moral ist jetzt die Ausrede für die Überflüssigen und Zufälligen, für das geistes- und kraftarme Gewürm, das nicht leben *sollte*, — Moral ist insofern eine Barmherzigkeit: denn sie sagt zu jedem „du bist doch etwas sehr Wichtiges“: — was freilich eine Lüge ist.

209.

Erlöser? Binder waret ihr und Bändiger: das soll man euch zu Ehren sagen.

210.

Die Krankheit zu entkräften, habt ihr den Kranken entkräftet, ihr Afterärzte.

211.

Mit vielen kleinen Pulvern kann man den Muthigen zum Feiglinge machen: aber auch den Feigling zum Muthigen.

212.

Euer Leben in den Lüften ist eine Selbstpeinigung: und beides sind Krankheiten und Unwürdigkeiten.

213.

Die Schweine wälzen sich im Genießen: und wer das Genießen predigt, siehe zu, er trägt wohl auch seinen Schweine-Rüssel? —

214.

„Liebe deinen Nächsten" — das heißt zu alleroberst: „laß deinen Nächsten laufen!" — Und gerade dieser Theil der Tugend ist der schwerste!

215.

Wenn wir unser selber satt werden, so ist zur Kur die Nächstenliebe anzurathen: insofern die Nächsten sehr bald uns nöthigen werden, an unsere „Liebenswürdigkeit" zu glauben.

216.

Wäre es wahr, daß das Leben nicht verdient bejaht zu werden, so triebe der moralische Mensch gerade durch seine Selbstverleugnung und Hülfsbereitschaft Mißbrauch mit seinem Nächsten — zu seinem persönlichsten Vortheil.

217.

Aus der Ferne denkt man übel von einander. Aber zwei Menschen beisammen — wie sollten sie sich nicht wohlwollen!

218.

Wenn der Nutzen vieler unser Nutzen ist, so sollen wir's nicht Tugend nennen, wenn wir vielen nützen. Zur Nächstenliebe.

219.

Saht ihr wirklich je einen Menschen, der that, was ihm nützlich ist?

220.

Zum Eigennutz sind die Meisten zu dumm —

221.

Das utile ist nur ein Mittel; sein Zweck ist immer irgend ein dulce — seid doch ehrlich, meine Herren Dulciarier!

222.

Was liegt daran, daß möglichst viele Menschen möglichst lange leben? Ist ihr Glück eine Rechtfertigung alles Daseins? Und nicht vielmehr eine verächtliche Sache?

223.

Ihr vergaßt die Zukünftigen, als ihr rechnetet: ihr vergaßet das Glück der Meisten.

224.

Nicht das Nützliche, sondern das Schwere bestimmt den Werth: der Edle ist das Resultat vieler Arbeit.

225.

Die Liebe ist die Frucht des Gehorsams und die Freiheit ist die Frucht der Liebe: aber oft liegen Geschlechter zwischen Frucht und Wurzel.

226.

Einſtmals war das Ich in der Heerde verſteckt: und jetzt iſt im Ich noch die Heerde verſteckt.

227.

Willſt du dein Eigenſtes, dein Individuum nicht vertreten, ſondern widerſprichſt du ihm, ſo gehört der Widerſpruch in dein Individuum.

228.

Individuum est aliquid novum: man hat keine Handlung mit jemandem gemeinſam.

229.

Wenn wir lieben, ſchaffen wir Menſchen nach dem Ebenbilde unſeres Gottes: und dann erſt haſſen wir unſeren Teufel von Grund aus.

230.

Man haßt an ſeinem Nächſten, daß er nicht unſer Ideal haben kann.

231.

Zuerſt wurde das „für alle“ heilig, dann das „für den Anderen“, endlich das „für meinen Gott“.

232.

Nur dem allein ſoll eure Tugend nützlich werden, um deſſentwillen ihr euch und euren Nutzen verachtet. Sonſt ſei Verachtung der Nützlichkeit im Blick eurer Tugend.

233.

Ich erkläre auch eure Tugenden aus dem Zukünftigen.

234.

An dem Schlimmsten ehre ich's noch, wenn er redlich schlimm ist; und ein Grau Heuchelei macht mir auch den Heiligsten übelriechend: so will es meine Nase und mein Geschmack.

Aber freilich, was soll heute solche Rede? Sollte man nicht gerade zu den Heutigen reden: „viel und selten ist schon ein Korn Redlichkeit"? Stinkt nicht die Heuchelei der Besten heute zum Himmel?

235.

Weil ihr über das, was ist, lügt, darum entsteht euch nicht der Durst nach dem, was werden soll.

236.

Sie werfen die Bilder um und sagen: es giebt nichts Hohes und Anbetungswürdiges — weil sie selber kein Bild und keinen Gott schaffen können.

Erbarmt euch ihrer! Hört doch die Verachtung aus ihrer Wuth gegen die Bilder — die große Verachtung gegen sich selber!

237.

Das sind meine Feinde: die wollen umwerfen und sich selber nicht aufbauen. Sie sagen: „alles das ist ohne Werth" — und wollen selber keinen Werth schaffen.

238.

Nicht die Größe des menschlichen Egoismus ist das Schwert, das über der Menschheit hängt, sondern umgekehrt dessen Schwäche, vermöge deren die Menschheit gar zu leicht ihrer selber satt werden könnte.

239.

Ich kenne euch Menschen nicht: aber was ich kenne und wessen ich müde wurde, das sind die höchsten Menschen.

240.

Und wenn das Gewürm euch Ekel macht, daß ihr einen Schritt seinetwegen schneller emporsteigt — so soll es zu Recht bestehen!

241.

Mein Auge sieht die Ideale anderer Menschen, und dieser Anblick entzückt mich oft: aber ihr Kurzsichtigen denkt dann, es seien meine Ideale!

242.

Und wenn ihr frei werden wollt, so müßt ihr nicht nur die lästigen Ketten von euch werfen: die Stunde muß kommen, wo ihr von eueren Liebsten flieht.

Dein Weib mußt du verlassen können, dein Land, deinen Nutzen, deinen wertheften Glauben: und eine Zeitlang soll die Sonne deines Lebens dir untergehen.

243.

Liebe ich die Menschen? Liebe ich mich? Aber sie gehören zu meinem Vorhaben, gleich mir.

244.

Dies lehrte ich mich: die Menschen haben sich alle Moral gegeben: obschon sie jetzt glauben, sie hätten sie nur genommen. Wohlan! Auch wir können uns noch ein Gutes und ein Böses *geben*!

245.

Das Recht zu meinen eigenen *Werthen* — woher nahm ich das? Aus den Rechten aller alten Werthe und den Grenzen dieser Werthe.

246.

Ein großer Mensch, ein Solcher, der um seiner Sache willen sein Mitleiden hinwirft und sein billiges Herz zu zerbrechen weiß: der es wagt und von sich erlangt, viele und vieles zu opfern, damit er gedeihe —

247.

Wenn du auch nur *dein* Ideal willst, mußt du alle Welt dazu zwingen.

248.

Stehst du hoch genug, so *mußt* du erziehen, zu dir hinauf ziehen!

249.

Auch dein Ideal ist noch nicht deine Grenze: weiter reicht deine Kraft als die Sehnsucht deines Auges.

250.

Herrschen — und nicht mehr Knecht eines Gottes sein: — dies Mittel blieb zurück, den Menschen zu veredeln.

251.

Was ich euch thun muß, das könntet ihr mir nicht wieder thun: es giebt keine Vergeltung!

252.

Sein Liebstes thun, ohne es mit hohen Worten zu nennen — kann Heroismus sein. Scham vor den erhabenen Gebärden.

253.

Ich liebe den, welcher seinem Gegner nicht nur seine Fehlgriffe verzeiht, sondern auch seinen Sieg.

254.

Er opfert sich, aber nicht aus Mitleiden, sondern aus Reichthum: er giebt ab, er giebt sich ab!

255.

Ihr heißt mich einen Aufopfernden: aber wer je Opfer brachte, weiß, daß es nicht Opfer waren, was er brachte.

256.

Es geht eine falsche Rede: „Wer sich selber nicht erlösen kann, wie könnte der andere erlösen?“ Aber wenn ich den Schlüssel zu deiner Kette habe, warum müßte dein und mein Schloß dasselbe sein?

257.

Du hast dich selber überwunden: aber warum zeigst du dich mir nur als den Überwundenen? Ich will den Siegreichen sehen: wirf Rosen in den Abgrund und sprich: „hier mein Dank dem Unthiere dafür, daß es mich nicht zu verschlingen wußte!“

258.

Man gewinnt etwas lieb: und kaum hat man es von Grund aus lieb gewonnen, so ruft jener Tyrann in uns: „gerade das gieb mir zum Opfer!“ — und wir geben's.

259.

Das kleine Leiden verkleinert uns, das große vergrößert uns. Der Wille zum großen Leiden sollte also eine Forderung der Selbstsucht sein.

260.

Ich kann auf der schmalsten Stufe des Lebens noch stehen: aber wer wäre ich, wenn ich diese Kunst euch zeigte? Wollt ihr einen Seiltänzer sehen?

261.

Zwischen zwei Gefahren läuft mein schmaler Weg: eine Höhe ist meine Gefahr, die heißt „Über-Muth“, ein Abgrund ist meine Gefahr, die heißt „Mitleiden“.

262.

Ich liebe den, der so mitleidig ist, daß er aus der Härte seine Tugend und seinen Gott macht.

263.

Heute liebe ich mich wie meinen Gott: wer könnte mich heute einer Sünde zeihen? Ich kenne nur Sünden an meinem Gott; wer aber kennt meinen Gott?

264.

Wir müssen so gut grausam als mitleidig sein: hüten wir uns, ärmer zu werden, als die Natur es ist!

265.

Es ist schon möglich, sich selber auszuhalten: aber wie hält man seinen Nächsten aus? er leidet zu viel.

266.

Wir sind zu geduldig gegen schlechte Luft: und du selber bist anderen schlechte Luft.

267.

Ich kam euch zu helfen, und ihr beklagt euch, daß ich nicht mit euch weinen will.

268.

Man hat zum Verkehre mit Menschen die Lüge nicht mehr nöthig, wenn man genug der Wahrheit hat: mit ihr kann man sie betrügen und verführen, wohin man nur will.

269.

Zwei Wege giebt es, vom Leid euch zu erlösen: den schnellen Tod und die lange Liebe.

270.

Wer sehr leidet, auf den wird der Teufel neidisch und wirft ihn hinaus in den Himmel.

271.

Ihr habt euch noch gar nicht entschlossen zum Leben, sondern fürchtet euch und zittert, wie Kinder vor dem Wasser, in das sie tauchen sollen. Und inzwischen verläuft eure Zeit, und ihr trachtet nach Lehren, die euch sagen: „fürchtet und zittert vor dem Meere, welches Leben heißt," — und ihr heißt die Lehre gut und sterbt frühe.

272.

Dein Leben sei ein hundertfältiger Versuch: dein Mißlingen und Gelingen sei ein Beweis; und sorge dafür, daß man wisse, was du versucht und bewiesen hast.

273.

Bekenne dich zu deinem Willen und sprich zu uns allen „nur dies will ich sein": hänge dein eigenes Gesetz der Strafe über dich auf: wir wollen ihre Vollstrecker sein!

274.

„Was muß ich thun, damit ich selig werde?" Das weiß ich nicht, aber ich sage dir: sei selig und thue dann, wozu du Lust hast.

275.

„So du weißt, was du thust, bist du selig. So du es aber nicht weißt, bist du verflucht und ein Frevler am Gesetz“ — sagte Jesus zu einem, der den Sabbath brach — ein Wort für alle Brecher und Verbrecher.

276.

Ihr führt Krieg? Ihr fürchtet euren Nachbar? So nehmt doch die Grenzsteine weg: so habt ihr keinen Nachbar mehr. Aber ihr wollt den Krieg: und darum erst setztet ihr die Grenzsteine.

277.

Eure Tugenden passen euch nicht auf den Leib: eures Leibes Krankheiten verklagen eure Tugenden, deren ihr euch brüstet.

278.

Sie haben alle keinen Charakter: was half's! sie mußten sich einen stehlen.

279.

Alle Tugend ist erworbene Tugend, es giebt keine zufällige Tugend. Von Vätern her angesammelt —

280.

Die bürgerlichen und die ritterlichen Tugenden verstehen einander nicht und verleumden sich.

281.

Ihr seid mir zu arm an Leben geworden: nun wollt ihr, daß die Sparsamkeit die Tugend selber sei.

282.

Wie! Tugend ist das, was still, starr, kalt, glatt, was zum Bilde und zur Säule macht? Was sich an Tempeln zur Schau aufstellt?

283.

Verwerfe ich denn eure Tugenden? Ich verwerfe eure Tugendhaften.

284.

„Du glaubst an Tugenden, wie das Pöbel-Volk an Wunder glaubt: wie unreinliche junge und alte Weibchen, so glaubst du an Reinheit.“

285.

Vor Tugenden und Entsagenden auf den Knieen, wie aller Pöbel: sonderlich aber vor der großen Unschuld: da betest du an.

286.

Ich suchte mich und wo mein Ich heim sein dürfte: — das war meine schwerste Heimsuchung.

Ich suchte mein schwerstes Joch: da fand ich meine Selbst-Sucht.

287.

Und alles, was gut sie heißt, diese heilige Selbstsucht, das heißt ihr „gut für mich“; sie blickt nicht begehrlich nach den Tugenden der Schwachen.

An vielen Tugenden geht sie vorüber wie an hübschen Mägden: einer hohen Herrin gilt ihre hohe Liebe; und sie verachtet nicht immer, wo sie doch vorübergeht.

288.

Wenn die Selbstsucht erst einmal größer, klüger, feiner, erfinderischer geworden ist, wird die Welt „selbstloser“ aussehen.

289.

Die Selbstsucht ist bei Dieben, Räubern, Wucherern und Spekulanten im Grunde anspruchslos und bescheiden genug: man kann ja nicht leicht weniger von den Menschen wollen, als wenn man nur ihr Geld will.

290.

Nicht das Verbrechen des Verbrechers, sondern seine Feigheit und Albernheit nach dem Verbrechen läßt uns überhaupt verächtlich von Verbrechern denken.

291.

Mit den Gründen, durch die man die Strafe eines Verbrechens rechtfertigt, kann man auch das Verbrechen rechtfertigen.

292.

Mit der Rache würde man auch die Dankbarkeit verlernen müssen: aber nicht die Liebe.

293.

Es ist unmöglich, zu leiden, ohne irgend wen es entgelten zu lassen; schon jede Klage enthält Rache.

294.

Man nehme sich vor den Menschen der moralischen Entrüstung in Acht: sie haben den Stachel der feigen, vor sich selber maskirten Bösartigkeit.

295.

Die moralische Entrüstung ist die perfideste Art der Rache.

296.

Was aus Liebe gethan wird, das ist nicht moralisch, sondern religiös.

297.

Deine Tugend ward dir lieb: so heiße sie nunmehr auch nicht mehr Tugend, sondern deinen Geschmack: — so nämlich will es guter Geschmack!

298.

Unser Zartgefühl hält uns in der Verstellung und macht uns gedrückt; sagen wir frei: „so gefällt es mir — was gehen mich Gründe an!“

299.

Wir werden am härtesten für unsere Tugenden bestraft. Und also lerne rathen, wo deine Tugend liegt: dort, wo du am härtesten bestraft worden bist.

300.

Du würdest an dieser Tugend zu Grunde gehen, mein Freund: aber der Himmel schenkte dir eine zweite, die dich bisweilen der ersten untreu macht.

301.

Nicht wo euer Auge aufhört zu erkennen, sondern schon dort, wo eure Redlichkeit aufhört, da sieht das Auge nichts mehr.

302.

So blind ihr schon seid: größer fand ich in euren Augen den Willen zur Blindheit.

Ach, ich kenne die blauen Abend-Fernen eurer Falschheit: lieber noch als eure Lügen ist mir die Lüge dessen, der um seine Lügen weiß!

303.

Dieser gute, feine, strenge Sinn im Erkennen, aus dem ihr durchaus euch keine Tugend machen wollt, ist die Blüthe vieler Tugenden: aber das „Du sollst" ist nicht mehr zu sehen, aus dem er entsprang; die Wurzel ist unter der Erde.

304.

Bekenne dich zu etwas, zum Beispiel „ich will gerecht sein!" Nur eine Sünde: Feigheit.

305.

Seine Seele jauchzt im Verborgenen darob, daß Rache noch in aller Gerechtigkeit geübt wird: und die

meine darob, daß noch in aller Rache ein Funken vom Ambos der Gerechtigkeit abspringt.

306.

Wer die Leidenschaft zur Gerechtigkeit hat, empfindet auch seinen schmerzhaftesten Affekt noch als eine Erleichterung.

307.

Die eigentlich gerechten Menschen sind unbeschenkbar: sie geben alles zurück. Weshalb sie den Liebenden ein Greuel sind.

308.

Es giebt gebende Naturen, es giebt zurückgebende.

309.

Jedem das Seine geben: das wäre die Gerechtigkeit wollen und das Chaos erreichen.

310.

Das heiße ich Gnade und gnädigen Sinn, fremdes Unrecht auf seine Schultern heben und unter einer doppelten Last keuchen.

311.

Zwei neue Tugenden — die weise Vergeßlichkeit und die Kunst, die Segel nach dem Wind zu stellen.

312.

— Und muß ich schuldig sein, so will ich, daß alle meine Tugenden vor meiner Schuld auf den Knieen liegen.

313.

Er hat sich von der Tugend überwinden lassen: und nun nimmt all sein Schlimmes in ihm Rache dafür.

314.

Ich hasse die Menschen, die nicht zu vergeben wissen.

315.

Bevor man vergeben kann, muß man erst erleben, was einem angethan ist: und bei tiefen Menschen dauern alle Erlebnisse lange.

316.

Es genügt nicht, etwas wieder gut zu machen, man muß auch sich selber wieder gut machen, sich selber wieder gut werden, zum Beispiel durch eine kleine überflüssige Bosheit oder Wohlthat.

317.

Das Unheil aller öffentlichen Strafen liegt darin, daß sie lehren, eine Handlung um einer äußerlichen Folge willen nicht zu thun.

318.

Die natürlichen Folgen einer Handlung werden wenig erwogen, so lange öffentliche Strafen und Beschimpfungen unter diesen Folgen sind. Hier fließt die große Quelle aller Oberflächlichkeit.

319.

Eigennutz und Leidenschaft sind mit einander verheirathet: diese Ehe nennt man Selbstsucht: diese unglückliche Ehe!

320.

Die Lüge ist die Menschenfreundlichkeit der Erkennenden.

321.

Die Oberflächlichen müssen immer lügen, weil sie keinen Inhalt haben.

322.

Erziehen: das heißt für gewöhnlich „zum Lügen erziehen".

323.

Ursprünglich war die Lüge moralisch. Man *gab* die Meinungen der Heerde *vor*.

324.

Der Wahrhaftige endet damit, zu begreifen, daß er immer lügt.

325.

Der Anblick des naiven Menschen ist meine Wollust, wofern er von Natur böse ist und Geist hat.

326.

Der Instinkt in moralischen Dingen bedarf wie in künstlerischen des feinsten ausgebildeten auswählenden Geschmacks. Die meisten menschlichen Handlungen sind „nicht zum Ansehen“ für mich.

327.

Wenn du blau siehst, was nützt es dir, dich selber zu überwinden und zu dir zu sprechen: du sollst nicht blau sehen!

328.

Der Vollkommene nützt so wenig mit Absicht, als er mit Absicht schadet.

329.

Selten ist der Wille, der Ungeheures fordert: leichter findest du den, welcher es thut.

330.

Menschen, die nach Größe streben, sind gewöhnlich böse Menschen: es ist ihre einzige Art, sich zu ertragen.

331.

Dem wehethun, den wir lieben — ist die eigentliche Teufelei. In Bezug auf uns selber ist es der Zustand des heroischen Menschen — die höchste Vergewaltigung. Das Streben in den Gegensatz gehört hierzu.

332.

Heroismus — das ist die Gesinnung eines Menschen, welcher ein Ziel erstrebt, gegen das gerechnet er gar nicht mehr in Betracht kommt. Heroismus ist der gute Wille zum Selbst-Untergange.

333.

Der Gegensatz des heroischen Ideals ist das Ideal der harmonischen All-Entwickelung: ein schöner Gegensatz und ein sehr wünschenswerther! Aber nur ein Ideal für gute Menschen!

334.

Wer selber den Willen zum Leiden hat, steht anders zur Grausamkeit: er hält sie nicht an sich für schädlich und schlecht.

335.

Wer ein Finder seiner selber werden will, muß lange als ein Verlorener gelten.

336.

Etwas wollen und es durchsetzen: gilt als Zeichen des starken Charakters. Aber etwas nicht einmal wollen und es doch durchsetzen, ist den Stärksten eigenthümlich, welche sich als fleischgewordenes Fatum fühlen.

337.

Unter Umständen ist der allgemeine Schaden geringer, wenn einer seine Affekte an anderen, als wenn

er sie an sich selber ausläßt: namentlich gilt dies von den schöpferischen Menschen, deren Nutzen in die Ferne geht.

338.

Den, der uns liebt, zu verführen, daß er thut, worüber er Scham leidet vor sich und uns, — das ist das Grausamste des Grausamen.

339.

Die Grausamkeit des Gefühllosen ist der Gegensatz des Mitleidens; die Grausamkeit des Gefühlvollen ist die höhere Potenz des Mitleidens.

340.

Grausamkeit ist eine versetzte und geistiger gewordene Sinnlichkeit.

341.

Es giebt viele Grausame, die nur zu feige zur Grausamkeit sind.

342.

Man muß sowohl mitleidig als grausam sein, um eins von beidem sein zu können.

343.

Ich liebe das Mitleiden, das sich unter einer harten Schale birgt: ich liebe das Mitleiden, um dessen willen man sich einen Zahn ausbeißt.

344.

Daß ihr mitleidig seid, setze ich voraus: ohne Mitleid sein heißt krank im Geiste und Leibe sein. Aber man soll viel Geist haben, um mitleidig sein zu dürfen! Denn euer Mitleid ist euch und allen schädlich.

345.

Der Cultus des Mitleidens ist nur anständig für Menschen, welche es nicht aus ihrer Erfahrung kennen.

346.

Die schönsten Farben, in denen die Tugenden leuchten, sind die Erfindung derer, welche ihrer ermangelten. Woher stammt zum Beispiel der sammtene Glanz der Güte und des Mitleids? — Gewiß nicht von den Guten und Mitleidigen.

347.

„Lieber zu Bett liegen und sich krank fühlen, als etwas thun müssen" — nach diesem heimlichen Grundsatze leben alle Selbstquäler.

348.

Es ist ein großer Herzenstrost, zu verachten, wo man nicht mehr verehren kann: aber ich verlernte, mich also zu trösten.

349.

Im Verehren ist mehr des Ungerechten noch als im Verachten.

350.

Habe Mitleiden mit deinem Fuße, daß er nicht auf Moraſt trete: und alſo ſollſt du den, der ſeinen Freund verrieth, nicht einmal mit dem Fuße treten.

351.

Er that mir Unrecht — das iſt ſchlimm. Aber daß er mir nun gar noch ſein Unrecht abbitten will, das iſt zum Aus-der-Haut-fahren!

352.

Ich begreife nicht, wozu man nöthig hat, zu verleumden. Will man jemandem ſchaden, ſo braucht man ja nur über ihn irgend eine Wahrheit zu ſagen.

353.

Goldene Zeit, da man den Übermuth für die Quelle des Böſen hielt!

354.

Aus ſeiner Erbitterung gegen einen Menſchen macht man ſich die moraliſche Empörung zurecht — und bewundert ſich dann: und aus dem Müdewerden ſeines Haſſes die Vergebung — und bewundert ſich noch einmal.

355.

Es iſt leichter, ſeinem Feinde zu vergeben als ſeinem Freunde.

356.

Ich empfehle allen Märtyrern zu überlegen, ob nicht die Rachſucht ſie zum Äußerſten trieb.

357.

Ich wollte es nicht vorher; so muß ich es schon nachher wollen — alles muß ich also „gut machen".

358.

Auch wenn ein Volk rückwärts geht, läuft es einem Ideale nach: es glaubt immer an ein Vorwärts.

359.

Wer nicht nöthig hat, zu lügen, thut sich etwas darauf zu Gute, nicht zu lügen.

360.

Die Unschuld des Egoismus ist dem Kinde eigen: und so ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nie in dies Himmelreich kommen.

361.

Muß der Vater nicht dem Sohne auch noch in seinem Besten widerstreben? Und wer je sich ein Recht nahm, wird aus Liebe dies Recht auch dem eigenen Sohne nicht geben.

362.

Der Hund bezahlt Wohlwollen mit Unterwerfung. Die Katze genießt sich selber dabei und hat ein wollüstiges Kraftgefühl: sie giebt nicht zurück.

363.

Nimm dich vor den Katzen in Acht: sie geben nie, sie vergelten nicht einmal — sie entgegnen nur und schnurren dabei.

364.

Der Glaube an Ursache und Wirkung hat seinen Sitz im stärksten der Instinkte, in dem der Rache.

365.

Daß uns jemand bequem fällt, rechnen wir seiner Moralität zu Gute.

366.

Um die unangenehmen Folgen der eigenen Thorheit wirklich seiner Thorheit und nicht seinem Charakter zur Last zu legen — dazu gehört mehr Charakter, als die Meisten haben.

367.

Die Menschen zerfallen in solche, welche einer fürchterlichen Handlung fähig sind, und in solche, die es nicht sind.

368.

„Ernst", „streng", „moralisch" — so nennt ihr ihn. Mir scheint er böse und ungerecht gegen sich selber, immer bereit, uns dafür zu strafen und an uns den Henker zu spielen — und verdrossen darüber, daß wir es ihm nicht erlauben.

369.

Er möchte, daß endlich die Sternbilder seiner Tugend leuchten: dazu hat er seinen Geist verdunkelt und eine neue Nacht sich vorgehängt.

370.

„Wer in seinem Urtheile über andere zu streng ist, den halte ich für schlecht" — sage ich mit Demosthenes.

371.

Du willst nach deinen Absichten bemessen sein und nicht nach deinen Wirkungen? Aber woher hast du denn deine Absichten? Aus deinen Wirkungen!

372.

Die Einsamkeit macht uns härter gegen uns und sehnsüchtiger gegen die Menschen: in beidem verbessert sie den Charakter.

III.

373.

Wille — das ist eine Annahme, welche mir nichts mehr erklärt. Für den Erkennenden giebt es kein Wollen.

374.

Sobald der Wille auftritt, hat das Gefühl den Eindruck der Befreiung. Das Gefühl ist nämlich leidend — und sobald der Wille auftritt, pausirt es und leidet nicht. Das nennt man Freiheit des Willens.

375.

Wer die Unfreiheit des Willens fühlt, ist geistes-krank: wer sie leugnet, ist dumm.

376.

Daß es ein Vergessen giebt, ist noch nie bewiesen worden: sondern nur, daß uns mancherlei nicht einfällt, wenn wir wollen.

377.

Der Mensch eine Atomgruppe, vollständig in seinen Bewegungen abhängig von allen Kräften, Vertheilungen und Veränderungen des Alls — und andererseits wie jedes Atom unberechenbar, ein An-und-für-sich.

378.

— Und wohin ich auch steige, überallhin folgt mir mein Hund, der heißt „Ich“.

379.

Du sagst „ich liebe mich“, „ich verachte mich“, „ich bedaure mich“ — mein Freund und Gottesleugner, ich will dir dein „Ich“ nicht streitig machen, aber dies dein „Mich“ ist ebenso erdichtet und erfunden, wie irgend ein Gott es ist! — du mußt es auch leugnen!

380.

Ich und Mich sind immer zwei verschiedene Personen.

381.

Ich begreife nur ein Wesen, welches zugleich eins ist und vieles, sich verändert und bleibt, erkennt, fühlt, will, — dies Wesen ist meine Urthatsache.

382.

Bewußt werden wir uns nur als eines Haufens von Affekten: und selbst die Sinneswahrnehmungen und Gedanken gehören unter diese Offenbarungen der Affekte.

383.

Man spricht von den Ursachen der Affekte und meint ihre Gelegenheiten.

384.

Seinen Affekt besiegen heißt in den meisten Fällen, ihn zeitweilig hemmen und aufstauen: also die Gefahr größer machen.

385.

Für den, der viel von seiner Vernunft beschwert wird, ist der Affekt eine Erholung: nämlich als eine Unvernunft.

386.

Seiner Affekte hat man sich nicht zu schämen, dazu sind sie zu unvernünftig.

387.

Im Affekt enthüllt sich nicht der Mensch, sondern sein Affekt.

388.

Will denn ein Trieb, wie ihr lehrt, „befriedigt" sein? Will er frei von sich selber sein und Frieden haben? Wollte jemals ein Wille das Nicht-Wollen?

Daß er schaffe, das ist aller Triebe Treiben: und wenn er eine Weile schläft, so schläft er sich nur aus, um nachher — sich auszuwachen.

389.

Ist denn Schlaf eine Erfindung zum Tode? Und wer schlafen will, wäre ein Sterbensmüder? Schnaufen und schnarchen kann auch der Lebendigste.

Aber ihr mißkehrtet des Willens Wesen zum Widerwillen und Wider-sich-wollen, ihr mißdeutet immer des

müden Willens Stimme und das Schnaufen und Schnarchen des Schlafenden.

390.

Man hat den Tod nahe genug, um ſich nicht vor dem Leben fürchten zu müſſen.

391.

Die Krankheit iſt ein plumper Verſuch, zur Geſundheit zu kommen: wir müſſen mit dem Geiſte der Natur zu Hülfe kommen.

392.

Faſt in jedem Lebenden ſteckt ein Paraſit.

393.

„Es giebt gar keine Menſchen, denn es gab keinen erſten Menſchen“: ſo ſchließen die Thiere.

394.

Man hat nie: denn man iſt nie. Man gewinnt oder verliert beſtändig.

395.

Hier ſteht mein Wille: an ihm bricht ſich noch meines Stolzes Brandung.

396.

Im Kampfe giebt man wohl ſein Leben dran; aber der Siegende iſt verſucht, ſein Leben wegzuwerfen. In jedem Sieg iſt Verachtung des Lebens.

397.

Unsere Mängel sind unsere besten Lehrer: aber gegen die besten Lehrer ist man immer undankbar.

398.

Es giebt eine Härte, welche als Stärke verstanden werden möchte.

399.

Der beständige Feuereifer für eine Sache und sei es die höchste, die eigene, verräth, wie alle Dinge, die auf unbedingtem Glauben beruhen, einen Mangel an geistiger Vornehmheit: deren Abzeichen ist nämlich immer — der kühle Blick.

400.

Das Herz ist es, das begeistert: und der Geist ist es, der beherzt und kalt in der Gefahr macht. Oh über die Sprache!

401.

Seit ich das Meer im Sturm und über ihm einen reinen leuchtenden Himmel sah, mag ich alle die sonnenlosen, umwölkten Leidenschaften nicht mehr, die kein anderes Licht kennen, als den Blitz.

402.

Die Eifersucht ist die geistreichste Leidenschaft und trotzdem noch die größte Thorheit.

403.

Jede heftige Erwartung überlebt ihre Erfüllung, wenn sie eher eintritt, als man erwartete.

404.

Wir werden mißtrauisch, nicht weil wir einen Grund dazu finden, sondern „wir finden immer einen Grund dazu", mißtrauisch zu sein, wenn wir mißtrauisch werden.

405.

Man erschrickt bei der Vorstellung, plötzlich erschreckt zu werden.

406.

Vieles kleine Glück beschenkt uns mit vielem kleinen Elend: und verdirbt damit den Charakter.

407.

Alles kleine Glück soll man benutzen wie ein Kranker das Bett: zur Genesung — und sonst gar nicht.

408.

Die Liebe zum Leben ist beinahe der Gegensatz der Liebe zum Lang-Leben. Alle Liebe denkt an den Augenblick und die Ewigkeit, — aber nie an „die Länge".

409.

Man glaubt an vieles nur deshalb nicht, weil man nicht an die Erklärung glaubt, die im Schwange ist.

410.

Zum Verdauen gehört, von Gesundheits wegen, eine Art Faulheit. Auch zum Verdauen eines Erlebnisses.

411.

Der Mensch allein widerstrebt der Richtung der Gravitation: er möchte beständig nach oben — fallen.

412.

Es ist verrätherisch, wenn jemand nach Größe strebt. Die Menschen der besten Qualität streben nach Kleinheit.

413.

Schauspieler des Großen ohne Bewußtsein der Schauspielerei wirken wie ächte Größen und haben vor ihnen sogar — den Glanz voraus.

414.

Der Blick der Menschheit war bisher zu stumpf, zu erkennen, daß die mächtigsten Menschen große Schauspieler waren.

415.

Elf Zwölftel aller großen Männer der Geschichte waren nur Repräsentanten einer großen Sache.

416.

„Hohe Empfindungen"! — In der Höhe fühlt man sich nicht hoch, sondern tief und endlich einmal auf festem Grunde: sofern man wirklich die Unschuld der Höhe hat.

417.

Wer von seiner Zeit angefeindet wird, ist noch nicht weit genug über sie hinaus — oder hinter ihr zurück.

418.

Mancher wird erst nach seinem Tode groß — durch den Widerhall.

419.

Du glaubst an dein „Leben nach dem Tode"? So mußt du lernen, während deines Lebens todt zu sein.

420.

Es dauert lange, bis man zum zweiten Male stirbt: das gilt von jedem, der nach seinem Tode wieder zum Leben kam.

421.

Vieles erleben, vieles Vergangene dabei miterleben, vieles eigene und fremde Erleben als Einheit erleben: dies macht die höchsten Menschen; ich nenne sie „Summen".

422.

Die tragischen Naturen zu Grunde gehen sehen und noch lachen können, über das tiefste Verstehen, Fühlen und Mitleiden mit ihnen hinweg, — ist göttlich.

423.

Ehret mir die Schauspieler und sucht die besten ja nicht auf der Bühne!

424.

Der Mensch des Erhabenen wird beim Anblick des Erhabenen frei, fest, breit, ruhig, heiter: aber der Anblick des vollkommenen Schönen erschüttert ihn und wirft ihn um: vor ihm verneint er sich selber.

425.

Wer im Erhabenen nicht zu Hause ist, fühlt das Erhabene als etwas Unheimliches und Falsches.

426.

Es giebt Personen, welche jedermann zu einem Ja oder Nein in Bezug auf ihre ganze Person nöthigen möchten: zu ihnen gehörte Rousseau: ihr Leiden am Größenwahn stammt aus ihrem Mißtrauen gegen sich.

427.

Lange und große physische Schmerzen erziehen zum Tyrannen.

428.

Die sogenannten Liebenswürdigen wissen uns auf die kleine Münze der Liebe herauszugeben.

429.

Von besserem Stoffe dünkt ihr euch, ihr Schwärmerischen? Daß ihr euch nur nicht bloß besser auf Kleider und Verkleidung versteht! Ihr wißt euren Stoff besser zu bemänteln!

430.

Hier diese Beiden haben im Grunde denselben schlechten Geschmack: aber der Eine von ihnen möchte sich und uns überreden, daß es der beste sei. Und der Andere schämt sich seines Geschmackes und möchte sich und uns überreden, daß er einen anderen und besseren habe — unseren Geschmack. Von einer dieser zwei Arten sind alle Bildungs-Philister.

431.

Pfui über das gebildete Gesindel, welches sich zu sagen schämt: „Hier fühle ich nichts!“ „hier weiß ich nichts!“

432.

Schauspieler haben keine Zeit, auf Gerechtigkeit zu warten: und oft sah ich mir die Ungeduldigen darauf an, ob es nicht Schauspieler seien.

433.

Man verwechsele nicht: Schauspieler gehen am Ungelobtsein, ächte Menschen am Ungeliebtsein zu Grunde.

434.

Diese machen das Volk wahnsinnig und strotzend, so daß das Gefäß überläuft — sie dienen dem Tyrannen: und jene machen, daß der Tyrann strotzt und springt und platzt — so dienen sie dem Volke.

435.

Mancher findet sein Herz nicht eher, als bis er — seinen Kopf verliert.

436.

An diesem Menschen ist nicht sein Äußeres, sondern sein Inneres hinzugelogen: er will durchaus nicht Schein und Oberfläche scheinen, was er doch ist.

437.

Das Bedürfniß des Gemüthes ist nicht zu verwechseln mit dem Bedürfniß nach Gemüth, das einige kalte Personen haben.

438.

Die schlauen Menschen sind gewöhnlich einfache und nicht complizirte Menschen.

439.

Nimm dich vor dem in Acht: er redet nur, um nachher hören zu dürfen, — und du hörst eigentlich nur, weil es nicht angeht, immerfort zu reden: das heißt du hörst schlecht, und er hört nur zu gut.

440.

Dies ist seine Narrheit: er kann alle Warner und Vogelstimmen nicht aushalten — er läuft in seinen Abgrund, weil er vor ihm gewarnt wurde.

441.

Auch noch in der Befriedigung ihrer Begierde (nach Nahrung, Weib, Besitz, Ehre, Macht) handeln die meisten Menschen als Heerdenvieh und nicht als Personen — selbst wenn sie Personen sind.

442.

— Kalte kühle Menschen, solche denen man ihre Thorheiten nicht glauben will: man legt sie schlimm aus als schlimme Klugheiten —

443.

Das, was wir an einem Menschen erkennen, das entzünden wir an ihm auch; und wer nur die niedrigen Eigenschaften eines Menschen erkennt, hat auch eine anreizende Kraft für dieselben und bringt sie zur Entladung. Die Affekte deiner Nächsten gegen dich sind die Kritik deiner Erkenntniß, nach Höhe und Niedrigkeit.

444.

Manches Dasein hat keinen Sinn, es sei denn den, ein anderes Dasein vergessen zu machen. Und ebenso giebt es opiatische Handlungen.

445.

Mit unsichtbaren Fäden wird man am festesten gebunden.

446.

In der Ermüdung werden wir auch von längst überwundenen Begriffen angefallen.

447.

Auch unser Lernen und unser Fleiß sind Sache der Begabung.

448.

Wenn man das Glück hat, obskur zu bleiben, so soll man sich auch die Freiheiten nehmen, die das Dunkel giebt und namentlich „gut munkeln".

449.

Er ahmt sich selber nach — das ist seine zweite Kindheit.

450.

Armuth an Liebe verkleidet sich gern als Entbehrung des Liebens-Würdigen.

451.

Ich empfinde alle Menschen als schädlich, welche dem, was sie lieben, nicht mehr Gegner sein können: sie verderben damit die besten Dinge und Personen.

452.

Menschen, die gegen sich mißtrauisch sind, wollen mehr noch geliebt sein als lieben, um einmal, für einen Augenblick wenigstens, an sich glauben zu dürfen.

453.

„Meine Liebe erregt Furcht, sie ist so anspruchsvoll! Ich kann nicht lieben, ohne zu glauben, der, den ich liebe, sei bestimmt, etwas Unsterbliches zu thun. Und er erräth, was ich glaube, was ich — fordere!"

454.

Die tiefste Liebe, welche ihren Namen nicht weiß und fragt: „heiße ich nicht Haß?" —

455.

Liebe entsteht mitunter so plötzlich aus Neid, wie eine Explosion aus der Reibung eines Zündholzes entsteht.

456.

Die Opfer, die wir bringen, beweisen nur, wie wenig werth uns jedes andere Ding wird, wenn wir etwas lieben.

457.

Die große Liebe will nicht zurückgeben und vergelten, im Meere der großen Liebe ist die Vergeltung ertrunken.

458.

„Was man lieben muß, warum muß man das immer zugleich auch hassen? Ist nicht Liebe die größte aller Qualen?“ Deshalb muß der Mensch überwunden werden.

459.

Nicht was uns hindert geliebt zu werden, sondern was uns hindert ganz zu lieben, hassen wir am meisten.

460.

Die unbedingte Liebe enthält — auch die Begierde mißhandelt zu werden: sie ist dann Trotz gegen sich selber, und aus der Hingebung wird zuletzt selbst der Wunsch der Selbstvernichtung: „gehe unter in diesem Meere!“

461.

„Ich ärgere mich: denn du hast Unrecht“ — so denkt der Liebende.

462.

Der tiefe Haß ist auch ein Idealist: ob wir aus unserem Gegner dabei einen Gott oder einen Teufel bilden, jedenfalls thun wir ihm damit zu viel Ehre an.

463.

Auch im Hasse giebt es Eifersucht: wir wollen unseren Feind für uns allein haben.

464.

Feinde zu haben ist die älteste Gewöhnung des Menschen und folglich das stärkste Bedürfniß.

465.

Nach dem Rausch des Sieges entsteht immer ein Gefühl des großen Verlustes: unser Feind, unser Feind ist todt! Wir beklagen selbst den Verlust eines Freundes nicht so tief — und daher lauter!

466.

Wenn du nicht zuerst und unter allen Umständen Furcht einflößest, so wird dich niemand so ernst nehmen, um dich endlich zu lieben.

467.

Wer uns nicht fruchtbar macht, wird uns sicher gleichgültig.

468.

In allem Verkehr von Menschen dreht es sich nur um Schwangerschaft.

469.

Wer es redlich mit den Menschen meint, ist geizig selbst noch mit seiner Höflichkeit.

470.

Auch bei seinem Hunger nach Menschen sucht man vor allem eine bequeme Nahrung, wenn sie auch nur wenig nahrhaft ist: gleich den Kartoffeln.

471.

Machen wir es nicht im Wachen wie im Traum? Immer erfinden und erdichten wir erst den Menschen, mit dem wir verkehren — und einen Augenblick nachher schon haben wir das vergessen.

472.

In dem Bestreben, sich selber nicht zu erkennen, sind auch die gewöhnlichen Geister noch sehr fein.

473.

„Daran erkenne ich den Überreichen! Er dankt dem, der nimmt."

474.

Wenn Hundert bei einander stehen, verliert ein Jeder seinen Verstand und bekommt einen anderen.

475.

Mißlingt etwas, so soll man seinen Mithelfern die Hülfe doppelt bezahlen.

476.

Wir haben beide etwas für uns: wie schön ist es da zu streiten — du hast die Leidenschaft, ich die Gründe!

477.

An welche Menschen hast du einmal geglaubt? Ihre Summe verräth dir deinen Glauben an dich.

478.

In aller Bewunderung ist etwas Schrecken und Flucht vor uns selber — ja mitunter sogar Selbst-Leugnung.

479.

Wir sind gegen andere aufrichtiger als gegen uns selber.

480.

Wenn wir einen Menschen los sein wollen, so brauchen wir uns nur vor ihm zu verkleinern — das wirkt sofort auf seine Eitelkeit, und er läuft davon.

481.

Er nennt es Treue gegen seine Partei: aber es ist nur seine Bequemlichkeit, welche ihn nicht mehr aus diesem Bette aufstehen läßt.

482.

„Alles an der Welt mißfällt mir, so denkt er, am meisten aber, daß ich allen mißfalle." Darum redet er von der Zukunft.

483.

Nicht in seine Hände zu gerathen ist mir das Schlimmste: sondern in seine Gedanken.

484.

Man kann mit jemandem so verwandt sein, daß man alles, was jener wirklich thut und erleidet, in seinem Traum ihn thun und erleiden sieht: weil man es selber thun und erleiden könnte.

485.

Man gefällt durch den Geist, den man zu kosten giebt: aber man wird gefürchtet um des Geistes willen, den man verschluckt.

486.

Unser plötzlich ausbrechender Widerwille gegen uns selber kann ebenso gut das Resultat eines verfeinerten Geschmacks — als eines verdorbenen Geschmacks sein.

487.

Indem wir fortwährend uns üben, es mit allerlei Mitmenschen auszuhalten, üben wir uns unbewußt darin, uns selber auszuhalten: was eigentlich die unbegreiflichste Leistung des Menschen ist.

488.

Die giftigsten Pfeile werden dem nachgesandt, der von einem Freunde sich losmacht, ohne ihn selbst nur — zu beleidigen.

489.

Nach einem Zwiespalt. — „Man mag mir sagen, was man will, um mir wehe zu thun: man kennt mich zu wenig, um zu wissen, was mir am meisten wehe thut.“

490.

Ich liebe die Menschen: und am meisten dann, wenn ich diesem Triebe widerstrebe.

491.

In der Leutseligkeit ist viel Menschenverachtung, aber nichts von Menschenhaß und -Liebe.

492.

Mit aller Kenntniß anderer Menschen kommt man nicht aus sich hinaus, sondern immer mehr in sich hinein.

493.

Ich liebe mich mit einer schlechten und wankelmüthigen Liebe — und mitunter denke ich, ich verdiene wohl eine bessere Liebe, als ich sie mir schenke.

494.

Sobald die Klugheit sagt: „Thue das nicht, es wird dir übel ausgelegt“, habe ich ihr immer entgegengehandelt.

495.

Wer aus sich kein Hehl macht, empört.

496.

In der Art, wie und was man ehrt, zieht man eine Distanz um sich.

497.

Nur der Unbeugsame darf von sich selber schweigen.

498.

— Er ist unerschütterlich; und wenn er klagt, thut er es mehr aus Nachsicht gegen euch als gegen sich.

499.

Er singt: da flog er wohl auch über sein Unglück weg, der Vogel? Denn der Unglückliche schweigt. —

500.

„Mein Glück beginnt, wenn ich mich unter mir, als ein Wesen neben anderen Wesen, sehe."

501.

In einem Leib von Eis geborgen ein kostbarer Tropfen süßen scharfen Weins — das ist mir das Glück — ja wenn es Götter gäbe, sie wären mir auf diesen Tropfen neidisch!

502.

Soll ich dastehen und schimpfen auf die Metze Glück und die Stiefmutter Natur?

503.

Die Leiter meiner Gefühle ist lang, und ich sitze gar nicht ungern auf ihren niedrigsten Stufen, gerade weil ich oft zu lange auf den höchsten sitzen muß: da bläst nämlich der Wind scharf, und das Licht ist oft zu hell.

504.

Bevor das Schicksal uns trifft, soll man es führen wie ein Kind und ihm die Ruthe geben: hat es uns aber getroffen, so soll man es zu lieben suchen.

505.

„Mancher ward seiner selber müde: und siehe, da erst kam das Glück zu ihm, das auf ihn gewartet hatte von Anbeginn."

506.

Nun ist mir meine Hoffnung übersatt geworden: da hörte sie auf zu hoffen.

507.

Wünsche will ich, nichts als Wünsche: und immer an Stelle der Erfüllung einen neuen Wunsch.

508.

Wunsch sein von Grund aus, und ein Vogel nach fernen Küsten: das ist mir Glück.

509.

Die beste Maske, die wir tragen, ist unser eigen Gesicht.

510.

Nun lebt keiner mehr, der mich liebt; wie sollte ich noch das Leben lieben!

511.

Glatt und hart zu werden muß man in's Gedränge hinein, aber seine heimliche Einsamkeit mitnehmen.

512.

Es kommt niemand mehr zu mir. Und ich selber: ich gieng zu allen, aber ich kam zu niemand!

513.

Jetzt erst bin ich einsam: ich verlangte nach Menschen, ich suchte nach Menschen — ich fand immer nur mich, — und nach mir verlangt mich nicht mehr!

514.

Für den sehr Einsamen ist schon Lärm ein Trost.

515.

— Voll tiefen Mißtrauens, überwachsen vom Moose der Einsamkeit, langen Willens, ein Schweigsamer, der Feind aller Lüsternen —

516.

Nicht die Menschen — aber „der Mensch" ist es, den der Einsame liebt: und wenn diese Menschen-Liebe in ihm sich angehäuft und gestaut hat, dann stürzt sie

wie ein Strom über irgend einen Menschen her, der ihm in den Sinn kommt, gleichgültig ob es sein Feind oder Freund ist.

517.

Warum so abseits? — Ich finde niemanden mehr, dem ich gehorchen könnte, und niemanden auch, dem ich befehlen möchte.

518.

„Ich fliehe nicht die Nähe der Menschen: gerade die Ferne, die ewige Ferne zwischen Mensch und Mensch treibt mich in die Einsamkeit."

IV.

519.

Die Ehrfurcht vor Gott iſt die Ehrfurcht vor dem Zuſammenhang aller Dinge und Überzeugung von höheren Weſen, als der Menſch iſt.

520.

Die Stellung der Religion zur Natur war ehemals die umgekehrte: die Religion entſprach der populären Auffaſſung der Natur.

Jetzt iſt die populäre Auffaſſung die materialiſtiſche. Folglich muß das von der Religion, was jetzt da iſt, ſo zum Volke reden: materialiſtiſch.

521.

Sobald ihr glaubt, es gebe neben der abſoluten Cauſalität noch einen Gott oder einen Zweck, ſo iſt der Gedanke an die Nezeſſität unerträglich.

522.

Ihr glaubt, wie ihr ſagt, an die Nothwendigkeit der Religion? Seid ehrlich! Ihr glaubt nur an die Nothwendigkeit der Polizei.

523.

Der Christ läßt rauben, drücken, schinden, schaben, fressen, toben, wer da will: weltlich Ding — das geht ihn nicht an.

524.

Ein Gott, der uns liebte, hätte um unsertwillen einige Thorheiten thun müssen! Was ist mir euer Lob der „Weisheit" eures Gottes!

525.

Oh über den wunderlichen und grausamen Gott, den ihr als „die Liebe" preist! Als der Gott entstand, war wohl alle Liebe noch wenig göttlich?

526.

„Liebe mich!" — ein Gott, der so zu den Menschen redet, ist toll geworden — vor Eifersucht.

527.

„Ich liebe meinen Gott von Grund aus: wie dürfte ich wollen, daß er mich wieder liebte! Er soll nicht so thöricht sein, an mich zu glauben, wie alle Liebenden thun."

528.

Man soll nur da Götter befragen, wo allein Götter antworten können.

529.

Wer zu seinem Gotte spricht: ich will dir auch mit all meiner Bosheit dienen — ist der frömmste Mensch.

530.

Jede Kirche ist der Stein am Grabe eines Gottmenschen: sie will durchaus, daß er nicht wieder auferstehe!

531.

Gott erstickte an der Theologie; und die Moral an der Moralität.

532.

Ihr nennt es die Selbstzersetzung Gottes: es ist aber nur seine Häutung: — er zieht seine moralische Haut aus! Und ihr sollt ihn bald wiedersehen, jenseits von Gut und Böse.

533.

Ihrer Kunst kühnster Griff war es, wenn sie den Teufel sich zu nahe fühlten, an Gott zu glauben.

534.

Und was zu schlecht war zum Fraß der Hunde — das gerade warft ihr noch eurem Gotte vor. Starb er vielleicht an eurer Nahrung?

535.

„Unglückseliger, dein Gott ist zerborsten und zerbrochen, und Schlangen hausen um ihn. Und nun liebst du selbst diese Schlangen noch um seinetwillen."

536.

Wer das Große nicht mehr in Gott findet, findet es überhaupt nicht mehr — er muß es leugnen oder schaffen.

537.

Der Gläubige haßt am beſten nicht den freien Geiſt, ſondern den neuen Geiſt, der einen neuen Glauben hat.

538.

Man iſt ſtolz anzubeten, wenn man nicht Götze ſein kann.

539.

Befehleriſche Menſchen werden auch ihrem Gotte befehlen, ſo ſehr ſie ihm auch zu dienen glauben.

540.

Allen Frauen, denen die Sitte und die Scham die Befriedigung des Geſchlechtstriebes unterſagt, iſt die Religion, als eine geiſtigere Auslöſung erotiſcher Bedürfniſſe, etwas Unerſetzbares.

541.

Ich habe den ganzen Gegenſatz einer religiöſen Natur abſichtlich ausgelebt. Ich kenne den Teufel und ſeine Perſpektiven für Gott.

542.

Er hat ſeinen eigenen Gott für ſich: aber ſeit ich den ſah, fand ich in ihm nur den Affen ſeines Gottes.

V.

543.

Nicht ein Geschmack, sondern ein Hunger soll euch Schönheit sein: eine Nothdurft soll euch Schönheit heißen: oder ich will euch nicht.

544.

Wenn die Göttin Musik in Worten, statt in Tönen, reden wollte, so würde man sich die Ohren zuhalten.

545.

Unsere Augen hören feiner als unsere Ohren: wir verstehen und schmecken lesend besser als hörend — bei Büchern wie bei Musik.

546.

Ihr habt mir gesagt, was der Ton und das Ohr ist: aber was geht dies die Künstler der Töne an? Habt ihr die Musik damit erklärt — oder gar widerlegt?

547.

Liebe ich die Musik? Ich weiß es nicht: auch hasse ich sie zu oft. Doch liebt mich die Musik, und sobald jemand mich verläßt, springt sie herzu und will geliebt sein.

548.

„Ich rede“: denn ich sah. Nun muß ich ganz Mund sein: denn jüngst war ich ganz Auge und Unschuld des Spiegels. So spricht der Künstler.

549.

Sprachst du von dir oder von mir? Aber ob du nun mich oder dich verriethest, du gehörst zu den Verräthern, du, der Dichter!

550.

— Schamlos gegen das, was du lebtest, dein Erlebniß ausbeutend, dein Geliebtestes zudringlichen Augen preisgebend, dein Blut in alle trockenen ausgetrunkenen Becher eingießend, du Eitelster! —

551.

„Der Held ist heiter“ — das entgieng bisher den Tragödiendichtern.

552.

Wir loben, was nach unserem Geschmack ist: das heißt wir loben, wenn wir loben, unseren Geschmack: — geht das nicht wider allen guten Geschmack?

553.

Du sagst: „das gefällt mir“ und meinst mich damit zu loben. Aber du gefällst mir nicht —!

554.

Der Glaube in der Form, der Unglaube im Inhalt — das macht den Reiz der Sentenz aus — also eine moralische Paradoxie.

555.

Ein bezauberndes Werk! Aber wie unausstehlich, daß sein Schöpfer uns immer daran erinnert, es sei sein Werk! Weiß er denn nicht, daß „der Vater" immer eine komische Person ist?

556.

Das Mütterliche verehrt mir. Der Vater ist immer nur ein Zufall.

557.

„Er hat gelernt, sich auszudrücken — aber man glaubt ihm seitdem nicht mehr. Man glaubt nur den Stammelnden."

558.

Es ist nicht leicht möglich, ein Buch zu finden, das uns so viel lehrte wie das Buch, welches wir machen.

559.

Was erhielt mich denn? Immer nur die Schwangerschaft. Und jedesmal wenn das Werk geboren war, hieng mein Leben dabei an einem dünnen Faden.

560.

Zu schreiben und nicht zu fragen, welche Dauer jetzt alles Geschriebene hat, wäre sehr oberflächlich!

561.

Das Verständlichste an der Sprache ist nicht das Wort selber, sondern Ton, Stärke, Modulation, Tempo, mit denen eine Reihe von Worten gesprochen wird — kurz die Musik hinter den Worten, die Leidenschaft hinter dieser Musik, die Person hinter dieser Leidenschaft: alles das also, was nicht geschrieben werden kann. Deshalb ist es nichts mit Schriftstellerei.

562.

Zur Lehre vom Stil.

Das Erste, was noth thut, ist Leben: der Stil soll leben.

Der Stil soll dir angemessen sein in Hinsicht auf eine ganz bestimmte Person, der du dich mittheilen willst. (Gesetz der doppelten Relation.)

Man muß erst genau wissen: „so und so würde ich dies sprechen und vortragen", — bevor man schreiben darf. Schreiben muß eine Nachahmung sein.

Weil dem Schreibenden viele Mittel des Vortragenden fehlen, so muß er im Allgemeinen eine sehr ausdrucksvolle Art von Vortrag zum Vorbilde haben: das Abbild davon, das Geschriebene, wird schon nothwendig viel blässer ausfallen.

Der Reichthum an Leben verräth sich durch Reichthum an Gebärden. Man muß alles, Länge und Kürze der Sätze, die Interpunktionen, die Wahl der Worte, die

Pausen, die Reihenfolge der Argumente — als Gebärden empfinden lernen.

Vorsicht vor der Periode! Zur Periode haben nur die Menschen ein Recht, die einen langen Athem auch im Sprechen haben. Bei den Meisten ist die Periode eine Affektation.

Der Stil soll beweisen, daß man an seine Gedanken glaubt und sie nicht nur denkt, sondern empfindet.

Je abstrakter die Wahrheit ist, die man lehren will, um so mehr muß man erst die Sinne zu ihr verführen.

Der Takt des guten Prosaikers in der Wahl seiner Mittel besteht darin, dicht an die Poesie heranzutreten, aber niemals zu ihr überzutreten.

Es ist nicht artig und klug, seinem Leser die leichteren Einwände vorwegzunehmen. Es ist sehr artig und sehr klug, seinem Leser zu überlassen, die letzte Quintessenz unserer Weisheit selber auszusprechen.

VI.

563.

Gott erdachte die Teleologie der Schwangerschaft: da erdachte er das Weib.

564.

Die Frauen sind sinnlicher als die Männer, aber sie wissen weniger um ihre Sinnlichkeit.

565.

Herzensbedürfnisse. — Die Thiere, welche eine Brunstzeit haben, verwechseln nicht so leicht ihr Herz und ihre Begierde: wie es die Menschen und namentlich die Weibchen thun.

566.

Das Weib will es vor sich selber nicht Wort haben, wie sehr es in einem Geliebten „den Mann" (einen Mann) liebt: deshalb vergöttlicht es „den Menschen" in ihm — vor sich und anderen.

567.

Das Weib versucht zu lieben, wo es fühlt, gehorchen und dienen zu müssen: es ist sein Kunststück, um das Joch leichter zu tragen.

568.

Musik ist bei Frauen eine Form der Sinnlichkeit.

569.

In der Musik von heute giebt es eine tönende Einheit von Religion und Sinnlichkeit: und folglich mehr Weib, als jemals in der Musik war.

570.

Es ist erstaunlich, wie die Sinnlichkeit allen guten Geschmack verliert und das Häßliche schön heißt, sobald ihr die Liebe zuredet.

571.

Vermöge der Liebe sucht der Mann die unbedingte Sklavin, das Weib die unbedingte Sklaverei. Liebe ist das Verlangen nach einer vergangenen Cultur und Gesellschaft — sie weist nach dem Orient zurück.

572.

Funktion-werden-wollen: weibliches Ideal der Liebe. Das männliche Ideal ist Assimilation und Überwältigung, oder Mitleid (Anbetung des leidenden Gottes).

573.

Das Verlangen nach Gegenliebe ist nicht das Verlangen der Liebe, sondern der Eitelkeit und Sinnlichkeit.

574.

Lieben-wollen verräth Selbstmüdigkeit und Sattheit an sich, Geliebt-werden-wollen aber Selbst-Verlangen, Selbst-Sucht. Der Liebende schenkt sich weg; der, welcher geliebt werden will, möchte sich selber geschenkt bekommen.

575.

Das männliche Thier ist grausam gegen das, was es liebt, — nicht aus Bosheit, sondern weil es in der Liebe zu heftig sich selber fühlt und gar kein Gefühl mehr für das Gefühl des Andern übrig hat.

576.

Die Männer gelten als grausam, aber die Weiber sind es. Die Weiber gelten als gemüthvoll, aber die Männer sind es.

577.

Daß ihr mir nicht des Weibes Bildniß verwischt und verwascht, ihr Zeitgemäßen!

578.

Das Weib begeht zehnmal weniger Verbrechen als der Mann — folglich ist es moralisch zehnmal besser: sagt die Statistik.

579.

Man soll das Weib im Weibe freigeben!

580.

Es entkindlicht die Weiber, daß sie sich mit Kindern immer als deren Erzieher abgeben.

581.

Dieses Jahrhundert liebt es, den geistigsten Männern einen Geschmack für unreife, geistig arme und demüthige Volks-Weiberchen zuzusprechen, den Geschmack Faustens für Gretchen: dies zeugt wider den Geschmack des Jahrhunderts und seiner geistigsten Männer.

582.

In Sachen der Ehre sind die Frauen grob und schwerfällig.

583.

Daß „ein thörichtes Weib mit Güte des Herzens hoch über dem Genie steht", das klingt sehr artig — im Munde des Genie's. Es ist seine Höflichkeit — es ist auch seine Klugheit.

584.

Bei vielen Frauen ist wie bei Hypnotischen der Intellekt nur plötzlich und stoßweise da und in unerwarteter Kraft: der Geist kommt dann „über sie" und scheinbar nicht aus ihnen. Daher ihre dreiäugige Klugheit in verflochtenen Dingen —, daher auch ihr Glaube an Inspiration.

585.

Wenn ein Weib einen Mann angreift, so ist es nur, um sich vor einem Weibe zu vertheidigen.

Wenn ein Mann mit einem Weibe Freundschaft schließt, so meint es, er thue es, weil er nicht mehr erreichen könne.

586.

Niemand will sie geschenkt: so muß sie sich schon verkaufen!

587.

Es sind grundverschiedene Menschen: diese, welche Scham bei der Ebbe ihres Gefühls (in Freundschaft oder Liebe) empfinden, und jene, welche sich der Fluth schämen.

588.

Dem unglücklich Liebenden redet sein Stolz zu, die Geliebte verdiene es gar nicht, von ihm geliebt zu werden. Aber ein höherer Stolz sagt ihm: „niemand verdient geliebt zu werden — du liebst sie nur nicht genug!"

589.

„Ich liebe sie: und deshalb wünsche ich, daß sie liebt, — aber warum gerade mich? ich liebe mich selber nicht genug dazu" — so spricht die göttliche Liebe aus dem Manne.

590.

Voraussetzung der Zeugung sollte der Wille sein, ein Abbild und Fortleben der geliebten Person haben zu wollen: und ein Denkmal der Einheit mit ihr, ja eine Vollendung des Triebes nach Einheit, durch ein neues Wesen. — Sache der Leidenschaft und nicht der Sympathie.

591.

Es wäre eine hochmoralische Verlogenheit denkbar, in der der Mensch seinen Geschlechtstrieb sich nur als die Pflicht, Kinder zu zeugen, zum Bewußtsein bringt.

592.

Wer von Natur keusch ist, denkt nicht hoch von der Keuschheit, einige Eitelkeits-Narren abgerechnet. Ihre Vergötterer sind die, welche Gründe haben, zu wünschen, sie möchten keusch sein oder gewesen sein, — die Schweine der Circe.

593.

Schlimm genug! Die Zeit zur Ehe kommt viel früher als die Zeit zur Liebe: letztere gedacht als das Zeugniß der Reife, bei Mann und Weib.

594.

Die Ehe ist die verlogenste Form des Geschlechter-Verkehrs; und eben deshalb hat sie das gute Gewissen auf ihrer Seite.

595.

Die Ehe ist für die durchschnittlichen Menschen ausgedacht, welche weder der großen Liebe noch der großen Freundschaft fähig sind, für die Meisten also: aber auch für jene ganz Seltenen, welche sowohl der Liebe als der Freundschaft fähig sind.

VII.

596.

Cultur ist nur ein dünnes Apfelhäutchen über einem glühenden Chaos.

597.

Sit tibi terra levis; will man einem in Deutschland wohl, so wünscht man ihm, daß er die Erde recht schwer finden möge.

598.

In Deutschland ehrt man das Wollen weit mehr als das Können: es ist die rechte Gegend für die Unvollkommenen und Prätensiösen.

599.

Diesen constitutionellen Königen gab man die Tugend: sie können seitdem nicht mehr „Unrecht thun" — aber man nahm ihnen dafür die Macht.

600.

Unser Zeitalter ist ein aufgeregtes Zeitalter, und eben deshalb kein Zeitalter der Leidenschaft; es erhitzt sich fortwährend, weil es fühlt, daß es nicht warm ist, — es friert im Grunde. Ich glaube nicht an die Größe aller dieser „großen Ereignisse", von denen ihr sprecht.

601.

Das Zeitalter der größten Ereigniſſe wird trotz alledem das Zeitalter der kleinſten Wirkungen ſein, wenn die Menſchen von Gummi und allzu elaſtiſch ſind.

602.

Jetzt iſt es erſt der Widerhall, durch den die Ereigniſſe „Größe“ bekommen, — der Widerhall der Zeitungen.

603.

Laßt euch nicht täuſchen! Die thätigſten Völker ſind jetzt die müdeſten! Sie haben nicht mehr Kraft genug zur Faulheit.

604.

Wozu ſich in häßliche Sprachen verlieben, weil unſere Mütter ſie ſprachen? Warum dem Nachbar gram ſein, wenn an mir und meinen Vätern ſo wenig zu lieben iſt?

605.

Dieſe zwei Weibsperſonen, Vergangenheit und Zukunft, machen jetzt einen ſolchen Lärm, daß die Gegenwart vor ihnen davonläuft.

606.

Nun iſt alles wohlgethan! Denn jetzt tragen die Krämer Säbel und Schnauzbärte, und ſelber das Regiment iſt zu den Krummbeinigen kommen.

607.

Lieber noch Händel als Händler!

Sprich früh und Abends: „Ich verachte den Krämer, ich will ihm die langen Finger zerbrechen“.

608.

Geld und Wechsler soll man mit Handschuhen angreifen: und alles, was durch alle Finger geht.

609.

Wessen Seele eine Geldkatze und wessen Glück schmutzige Papiere waren, — wie möchte dessen Blut je rein werden?

Bis in's zehnte Geschlecht noch wird es matt und faulicht fließen: der Krämer Nachkommen sind unanständig.

610.

Zum Eigennutz sind die Meisten zu wahnsinnig: ihr Glück macht sie alle wahnsinnig.

Sie opfern alles für eins: — das ist irgend eine Liebe. Dieser Eigensinn und Eigen-Hang hängt über allen.

Aus ihrer Liebe quillt ihnen ihr heißer Wahnsinn: der aber ist ein schlechter Rechner und verachtet die kalten Krämer-Tugenden.

Die Krämer-Tugend nämlich, des Krämers geldklebrige Finger und lüsternes Auge, — das ist noch unter der Würde des Thieres.

611.

Alles, was bezahlt werden kann, ist wenig werth: diese Lehre speie ich den Krämern in's Gesicht.

612.

„Wo ist ein Meer, in dem man wirklich noch ertrinken kann? nämlich ein Mensch!“ — dieser Schrei klingt durch unsere Zeit.

613.

Wie lange dauert es, bis eine Größe den Menschen als Größe sichtbar wird und leuchtet? — ist mein Maaßstab der Größe. Bisher sind wahrscheinlich alle die Größten gerade verborgen geblieben.

614.

Wann war je ein großer Mensch sein eigener Anhänger und Liebhaber? Trat er doch eben von sich bei Seite, als er auf die Seite — der Größe trat!

615.

Vielfraße die Einen, die Andern Schmetterlinge, — verächtlich beide.

616.

— Lüsterne Augen und andere Zukost gallichter Seelen —

617.

Wenn sich die große Stadt selber auf's Land trägt, so bringt sie nicht Dünger dem Lande, sondern Fäulniß und Greuel.

618.

Sie tanzen wohl zum Besten der Armen, es ist jede Scham vor dem Unglücke dahin.

619.

An euren öffentlichen Meinungen seid ihr kränker noch als an euren öffentlichen Mädchen: und das gerade sind eure heimlichsten Krankheiten.

620.

— Ausgetrunkene trockene Seelen, Hefen auf dem Grunde und sandige Flußbetten —

621.

Was ist ihnen noch „Erleben"? Wie Mücken sitzen die Ereignisse auf ihnen, ihre Haut wird noch zerstochen, aber ihr Herz weiß nichts mehr davon.

622.

Und wer von ihnen sagt noch ehrlich für sein Übermorgen gut? Wer — darf noch schwören und versprechen? Wer von ihnen bleibt noch fünf Jahre in einem Hause und einer Meinung?

623.

Menschen des guten Willens, aber unverläßlich und nach Neuem gelüstig. — Diese Käfige und engen Herzen, diese Rauchkammern und verdumpften Stuben, — sie wollen freien Geistes sein —

624.

Schwimmend in Billigkeit und Milde, ihrer Dummheit froh und daß Glück auf Erden so wohlfeil ist —

625.

Eures Friedens Sonne dünkt mich zu schwül: lieber noch sitze ich im Schatten eurer Schwerter. —

626.

Seht nicht in die Sonne! Der Mond ist noch zu hell für eure nächtigen Augen!

627.

Ihr meint, ihr suchtet „die Wahrheit"? Ihr sucht einen Führer und wollt euch gerne commandiren lassen!

628.

Gern wohl baut ihr an der Stadt der Zukunft: aber dazu bestehlt ihr die Grabmäler und Würden vergangener Welten.

629.

Ihr redet mir von eurer Hoffnung? Aber ist sie nicht kurzbeinig und schieläugig? Sieht sie nicht immer um die Ecke, ob dort nicht schon die Verzweiflung warte?

630.

Da sitzest du am Strande, frierst und hungerst: es ist nicht genug, sein Leben zu retten!

631.

Der Widerglanz ihres Glückes flog wie ein Schatten über mich, und als sie sich stark fühlten und sicheren Fußes, schlich Mißtrauen an mich heran und sein Geschwister, die Schwäche.

632.

Ich wußte nicht, wie arm sie sind — ich wußte nicht, daß Nehmen schwerer ist als Geben.

633.

Liebe ich die Vergangenheit? Ich vernichtete sie, um zu leben. Liebe ich die Gegenwärtigen? Ich sehe von ihnen weg, um leben zu können.

634.

Du sagst, ich solle dein Lehrer sein! Sieh zu, daß ich deine Schwinge sei und nicht dein Hemmschuh.

635.

Ich mag die düsteren Duckmäuser und Molche nicht. Auch Irrlichtern bin ich gram und allem, was vom Sumpfe stammt. Ist denn das Leben ein Sumpf?

636.

Ich laufe flüchtig über euch hinweg, wie ein Blick über Schlamm —

637.

Zum Schmuck will ich mir das machen, was vom Tisch des Lebens abfällt: und mit Gräten und Muscheln und Stachelblättern will ich geschmückter sein als ihr!

638.

Mein Schild „Schönheit" schützt mich vor euch und euren Händen.

639.

Rezept: lang wollen, keine Lüsternheit, schweigen lernen, Einsamkeit lernen, tiefes Mißtrauen lernen.

640.

Werde nothwendig! Werde hell! Werde schön! Werde heil! — Dieser liebt den Vogel in seinem Fluge und jener sieht nur Morgenröthen und Meere.

641.

Wie arm ist der Mensch! Man sagt mir, er selber liebe sich: ach, wie arm ist auch diese Liebe noch!

642.

An's Leben zu denken soll Sache der Erholung sein: sonst soll man nur an Aufgaben denken.

643.

Ach, ihr wolltet es besser als gut haben! Das ist eure Thorheit.

644.

Wenn Unwetter heraufziehen, sollst du deine Beschlüsse schlafen legen.

645.

Haltet euch die Seele frisch und kühl und rauh! Die laue Luft der Gefühlvollen, die matte schwüle Luft der Sentimentalen sei ferne von euch!

646.

Will ich denn Lammſeelen und ſchwärmeriſche Jungfräulein ſchaffen? Löwen will ich und Ungeheuer an Kraft und Liebe.

647.

Unſere Selbſtmörder machen den Selbſtmord verrufen, — nicht umgekehrt!

648.

Man ſoll aus ſeinem Tode ein Feſt machen, und ſei es auch nur aus Bosheit gegen das Leben: gegen dieſes Weib, das uns verlaſſen will — uns!

649.

Die Gerechtigkeit trat vor mich hin: da zerbrach ich meine Götzen und ſchämte mich. Einer Buße unterwarf ich mich und zwang mein Auge dorthin zu ſehen, wohin es ungern ſah: und Liebe dorthin zu tragen.

650.

Ihr ſagt: „das iſt dunkel“. Und in Wahrheit: ich ſtellte euch eine Wolke vor die Sonne. Aber ſeht ihr nicht, wie die Ränder der Wolke ſchon glühen und licht werden?

651.

Ein neuer Frühling quillt in allen meinen Äſten, der heißt Geneſung. Ich höre die Stimme des Südwinds und ſchäme mich: nach dunklen dichten Blättern begehrt die Scham meines jungen Glückes.

652.

Ich sehne mich und schaue in die Ferne: auf dich, mein Adler, lege ich die Hand; nun sage mir, was das Fernste war, das Adler-Augen sahen!

653.

Brand und Verbrennung ist mein Leben: und länger als das Opfer lebt der Weihrauch seiner Opferung. Weit über das Meer fliegt sein Duft: er erschüttert den einsam Schiffenden.

654.

Hier ist Herbst und Ernte und Überfluß und Nachmittag und ferne Meere: aber jetzt gerade muß ich Vogel sein und über euch fort nach Mittag fliegen: aus eurem Herbste heraus wahrsage ich euch einen Winter und eine eisige Armuth.

655.

Sie werden ihres Hassens und Wüthens satt und haben auf einsamer Straße Licht-Gesichte, die ihnen zureden: „warum nicht endlich lieben!“ —

Es giebt eine so süße Wuth der Liebe!

656.

Ich habe mich enthüllt und schäme mich nicht, so nackt dazustehen. Scham heißt der Unhold, der sich zu den Menschen gesellte, als es sie über die Thiere hinaus gelüstete.

657.

Meine Gedanken sind Farben: meine Farben sind Gesänge.

658.

Auch ich bin Erz vom ehernen Schicksale: so empfand ich immer, wenn ihr das Schicksal nanntet.

659.

— Ein kleines Lied, aber ein großer Trost für den, der es singen kann: und wahrlich, ein guter Singvogel muß es sein!

660.

— Und ob schon mein Sinn und Sehnen auf Weniges geht und auf Langes: heute will ich auch über kleine kurze Schönheiten nicht scheel sehen.

661.

Schon laufen die Stunden leichten Fußes über unsere Herzen.

662.

Im Dunkeln fühlt man die Zeit anders als im Hellen.

663.

Bei bedecktem Himmel, wenn man Pfeile und tödtende Gedanken nach seinen Feinden schießt —

664.

Seht doch diesen reinen Himmel an! Hat er nicht alle Sterne in sich hinein geschluckt und aufgetrunken — und doch hat er seine Unschuld wieder gefunden.

665.

Steht nicht die Welt eben still? Wie mit dunklen Zweigen und Blättern umwindet mich diese Stille.

666.

— Einst —: ach wie fern dies Einst! Wie süß das Wort schon „Einst", verirrten Glockenschlägen gleich in dichten Wäldern —

667.

Man muß auch die Jugend in sich überwinden, wenn man wieder Kind werden will.

668.

Was alle wissen, wird von allen vergessen; und gäbe es keine Nacht, wer wüßte noch, was Licht wäre!

669.

Sich widerstreben ist auch süß und das Haar buschlicher Gefühle zurückzukämmen.

670.

Nahe dem Quelle mit bescheidener Hand: so füllt er sie dir am leichtesten.

671.

Alle gut verfolgten Dinge hatten bisher Erfolg.

Nachträge zum Zarathuſtra.

(1882—1886.)

I.

Bemerkungen über einige Hauptgedanken des Zarathustra.

(1882—1884.)

1. Der Übermensch.

672.

Alle Ziele sind vernichtet. Die Menschen müssen sich eins geben. Es war ein Irrthum, daß sie eins hätten: sie haben sie sich alle gegeben. Aber die Voraussetzungen für alle früheren Ziele sind vernichtet.

Die Wissenschaft zeigt den Fluß, aber nicht das Ziel: sie giebt aber Voraussetzungen, denen das neue Ziel entsprechen muß.

673.

„Gut zu etwas", „schlimm für etwas": ursprünglich sind alle moralischen Urtheile Urtheile über Mittel zu Zwecken. Aber man vergaß allmählich die Zwecke, und „gut", „schlecht" blieb übrig — als ob es an sich etwas Gutes geben könnte. Man lobte und tadelte immer in Hinsicht auf einen Zweck: endlich aber leugnete man den Zweck, um ganz voll loben und tadeln zu können, als nämlich Gefühle wie Verehrung, Liebe oder Ekel sofort bei diesen Mitteln empfunden wurden!

Der Affekt also ist es, der das „Gute an sich“ geschaffen hat und das „Böse an sich“.

Wie es nun auch stehen möge mit diesen einverleibten „moralischen Gefühlen“ — aus der Geschichte der moralischen Gefühle ergiebt sich, daß keine Gütertafel, kein letzter Zweck stehen geblieben ist, — alles ist widerlegt.

Wir haben eine ungeheure Kraft moralischer Gefühle in uns, aber keinen Zweck für alle. Unter sich sind sie im Widerspruch: sie stammen aus verschiedenen Gütertafeln.

Es giebt eine ungeheure moralische Kraft, aber es giebt kein Ziel mehr, in dem alle Kraft verwendet werden könnte.

674.

Die Auflösung der Moral führt in der praktischen Consequenz zum atomistischen Individuum und dann noch zur Zertheilung des Individuums in Mehrheiten — absoluter Fluß.

Deshalb ist jetzt mehr als je ein Ziel nöthig und Liebe, eine neue Liebe.

675.

Ich sehe etwas Furchtbares voraus. Chaos am nächsten, alles Fluß.

1. Nichts, was an sich Werth hat; nichts, was befiehlt „du sollst“.
2. Es ist nicht auszuhalten: wir müssen das Schaffen dem Anblick dieser Vernichtung entgegenstellen.

3. Diesen wandelnden Zielen müssen wir ein Ziel entgegenstellen, — es schaffen.
4. Als Stoff haben wir alles Einverleibte, darin sind wir nicht frei. Diesen Stoff fassen, begreifen (durch Wissenschaft).
5. Den Übermenschen schaffen, nachdem wir die ganze Natur auf uns hin gedacht, denkbar gemacht haben.
6. Wir können nur etwas uns ganz Verwandtes lieben: wir lieben am besten ein erdachtes Wesen. Gegen ein Werk und ein Kind braucht die Liebe nicht befohlen zu werden. Vortheil des Übermenschen.

Ich will das Leben nicht wieder. Wie habe ich's ertragen? Schaffend. Was macht mich den Anblick aushalten? Der Blick auf den Übermenschen, der das Leben bejaht. Ich habe versucht, es selber zu bejahen — ach!

676.

Geschichte ist Entwickelung der Zwecke in der Zeit: so daß immer höhere aus den niedrigeren wachsen. Zu erklären, warum immer höhere Formen des Lebens entstehen müssen. Darüber sind ja die Teleologen und Darwinisten eins, daß es geschieht. Aber das Ganze ist eine Hypothese, auf Grund der Werthschätzungen, — und zwar neuerer Werthschätzungen. Das Umgekehrte, daß alles bis zu uns herab Verfall ist, ist ebenso beweisbar. Der Mensch, und gerade der Weiseste, als die höchste Verirrung der Natur und Selbstwiderspruch (das leidendste Wesen): bis hierher sinkt die Natur. Das Organische als Entartung.

677.

Die Gefahr der Umkehr zur Thierheit ist da. Wir schaffen allen Gestorbenen nachträglich Recht und geben ihrem Leben einen Sinn, wenn wir den Übermenschen aus diesem Stoff formen und der ganzen Vergangenheit ein Ziel geben.

678.

Die Vergangenheit in uns zu überwinden: die Triebe neu combiniren und alle zusammen richten auf ein Ziel: — sehr schwer! Es sind durchaus nicht nur die bösen Triebe, welche zu überwinden sind, — auch die sogenannten guten Triebe müssen überwältigt werden und neu geweiht!

679.

Das Machtgefühl. Wetteifer aller Ich's, den Gedanken zu finden, der über der Menschheit stehen bleibt, als ihr Stern. — Das Ich ein primum mobile.

680.

Je freier und fester das Individuum ist, um so anspruchsvoller wird seine Liebe: endlich sehnt es sich nach dem Übermenschen, weil alles andere seine Liebe nicht stillt.

681.

Hinweg von euch Menschen lockt mich alle Schönheit: aber auch hinweg von einem Gotte lockt mich alle Schönheit. So werfe ich Anker auf offenem Meere und sage: „hier sei einst die Insel des Übermenschen!"

682.

Mit Menschlichem wollen wir die Natur durchdringen und sie von göttlicher Mummerei erlösen. Wir wollen aus ihr nehmen, was wir brauchen, um über den Menschen hinaus zu träumen. Etwas, das großartiger ist als Sturm und Gebirge und Meer, soll noch entstehen — aber als Menschensohn!

683.

Alles Übermenschliche erscheint am Menschen als Krankheit und Wahnsinn.

684.

Es sind nicht unsere Perspektiven, in denen wir die Dinge sehen: aber es sind Perspektiven eines Wesens nach unserer Art, eines größeren: in dessen Bilder wir hineinblicken.

685.

Das einzige Glück liegt im Schaffen: ihr alle sollt mitschaffen und in jeder Handlung noch dies Glück haben!

686.

Euer Blick nach fernen Meeren, eure Begierde, den Felsen und seine Spitze zu betasten — eine Sprache ist es nur für eure Sehnsucht. Menschen sucht nur euer Blick und eure Begierde, und das, was mehr ist als Mensch!

687.

„Wir wollen ein Wesen erschaffen", wir wollen alle daran Theil haben, es lieben, wir wollen schwanger sein alle — und uns ehren und achten deshalb.

Wir müssen ein Ziel haben, um dessentwillen wir uns alle einander lieb haben! Alle sonstigen Ziele sind vernichtenswerth!

688.

Die Menschheit muß ihr Ziel über sich hinaus legen — aber nicht in eine falsche Welt, sondern in ihre eigene Fortsetzung.

689.

Schwanger geht die Menschheit, wunderlich sind ihre Schmerzen.

690.

Der Mensch sei ein Anlaß zu etwas, das nicht Mensch mehr ist.

691.

Der Mensch ist etwas Flüssiges und Bildsames — man kann aus ihm machen, was man will.

692.

Ich konnte nichts entbehren, als ich den Übermenschen schuf. Alles euer Böses und Falsches, eure Lüge und eure Unwissenheit — alles ist in seinem Samen.

693.

Als ich den Übermenschen geschaffen hatte, ordnete ich um ihn den großen Schleier des Werdens und ließ die Sonne über ihm stehen im Mittage.

694.

Nicht um das Recht kämpft ihr alle, ihr Gerechten, sondern darum, daß euer Bild vom Menschen siege. Und daß an meinem Bild vom Übermenschen alle eure Bilder vom Menschen zerbrechen: siehe, das ist Zarathustra's Wille zum Rechte.

2. Der Herrscher und Gesetzgeber.

695.

Der Schenkende, der Schaffende, der Lehrende — das sind Vorspiele des Herrschenden.

696.

Neue Taxation des Menschen: voran die Frage:
wieviel Macht ist in ihm?
wieviel Vielheit von Trieben?
wieviel Fähigkeit, mitzutheilen und aufzunehmen?
Der Herrschende als höchster Typus.

697.

Die ungeheure Aufgabe des Herrschenden, der sich selber erzieht; — die Art Menschen und Volk, über welche er herrschen will, muß in ihm vorgebildet sein: da muß er erst Herr geworden sein!

698.

Wenn die Mitmenschen nur eine Art von unseren Empfindungen sind: so ist folglich Herrschaft nur eine Art von Selbst-Beherrschung: und der Wille,

Herr zu sein, ist gleich der höchsten Besiegung von eigener Furcht und Mitleid, und Verwandlung des Andern in unsere Funktion, — also Herstellung eines Organismus.

699.

Alle Tugend und Selbstüberwindung hat nur Sinn als Vorbereitung des Herrschenden!

700.

Jedes Opfer, das der Herrschende bringt, wird hundertfach aufgewogen.

701.

Wie viel opfert der Feldherr, Fürst, der Sich-selber-Verantwortliche, — das ist hoch zu ehren!

702.

Gegen alle bloß Genießenden! Auch die Einsamkeit als Selbstgenuß, selbst die des Selbstquälers.

703.

Gerade jene zum Wettkampfe um Macht aufrufen, welche sich gerne verstecken und für sich leben möchten, — auch die Weisen, Frommen, Stillen im Lande! Hohn über ihre genießende Einsamkeit!

704.

Alle schöpferischen Naturen ringen um Einfluß, auch wenn sie allein leben, — „Nachruhm" ist nur ein falscher Ausdruck für das, was sie wollen.

705.

Die Rechte, die ich mir erobert habe, werde ich dem Andern nicht geben: sondern er soll sie sich rauben! gleich mir — und mag sie nehmen und mir abzwingen! Insofern muß ein Gesetz da sein, welches von mir ausgeht, als ob es alle zu meinem Ebenbilde machen wolle: damit der Einzelne sich im Widerspruch mit ihm entdecke und stärke.

706.

Herrschen? Meinen Typus andern aufnöthigen? Gräßlich! Ist mein Glück nicht gerade das Anschauen vieler anderer? Problem.

707.

Typus des Gesetzgebers, seine Entwickelung und sein Leiden. Welchen Sinn hat es überhaupt, Gesetze zu geben?

Zarathustra ist der Herold, der viele Gesetzgeber aufruft.

708.

General-Einsicht vielleicht: das Organische selber ist das Gesetz, wir können gar nicht anders — Determinismus absolut. Die vielen Möglichkeiten, die wir sehen, verwirren uns.

709.

Forderung: das neue Gesetz muß erfüllbar sein — und aus der Erfüllung muß die Überwindung und das höhere Gesetz wachsen. Zarathustra giebt die Stellung zum Gesetz, indem er das „Gesetz der Gesetze", die Moral aufhebt.

Gesetze als Rückgrat.

An ihnen arbeiten und schaffen, indem man sie vollzieht. Bisheriger Sklavensinn vor dem Gesetze!

710.

Die Moral bisher aus Schwäche: man wollte Autorität und erdichtete sich die Rückenlehnen.

Der Widerspruch der Güte und des Schöpferischen: dies ist das Problem der Weisheit.

Auch die Triebe der zukünftigen Menschheit sind schon da und verlangen ihre Befriedigung — ob wir sie gleich noch nicht bewußt kennen. So giebt es auch im großen Individuum eine anscheinende Sorge für noch nicht vorhandene Bedürfnisse.

711.

Der Conflikt des Herrschenden ist die Liebe zu den Fernen in ihrem Kampf mit der Liebe zu den Nächsten.

Schöpfer-sein und Güte sind nicht Gegensätze, sondern ein- und dasselbe, aber mit fernen oder nahen Perspektiven.

712.

Maaß und Mitte zu finden im Streben über die Menschheit hinaus: es muß die höchste und kraftvollste Art des Menschen gefunden werden! Die höchste Tendenz fortwährend im Kleinen darstellen: — Vollkommenheit, Reife, rothbäckige Gesundheit, mildes Ausströmen von Macht. Wie ein Künstler an dem Tagewerk arbeiten, an jedem Werke uns zur Voll-

kommenheit bringen. Die Ehrlichkeit in dem Motive-sich-Eingestehen, wie es dem Mächtigen geziemt.

713.

Die körperliche Stärke soll auf der Seite des größten Gedankens sein — so lange muß Krieg sein zwischen den verschiedenen Gedanken!

714.

Thatsächlich versuchen die Menschen immer, die großen Einzelnen sich *entbehrlich* zu machen, durch Körperschaften u. s. w. Aber sie hängen ganz ab von jenen Vorbildern.

715.

Die Institutionen als *Nachwirkungen* großer Einzelner und als Mittel, die großen Einzelnen *einzusenken* und *einzuwurzeln* — bis endlich Früchte entstehen.

716.

Die eudämonistisch-sozialen Ideale führen die Menschen *zurück*, — sie erzielen vielleicht eine sehr nützliche *Arbeiter-Spezies*, — sie erfinden den idealen *Sklaven der Zukunft*, die niedere Kaste, die nicht fehlen darf!

717.

Die *tiefe Unfruchtbarkeit* des 19. Jahrhunderts. Ich bin keinem Menschen begegnet, der wirklich ein neues Ideal gebracht hätte. Am längsten hat mich

der Charakter der deutschen Musik zu hoffen verleitet. Ein stärkerer Typus, in dem unsere Kräfte synthetisch gebunden sind — mein Glaube.

Anscheinend ist alles décadence. Man muß das Zu-Grunde-gehen so leiten, daß es den Stärksten eine neue Existenzform ermöglicht.

718.

Einsamkeit für eine Zeit nothwendig, damit das Wesen ganz und durchdrungen werde — ausgeheilt und hart.

Neue Form der Gemeinschaft: sich kriegerisch behauptend. Sonst wird der Geist matt. Keine „Gärten" und bloßes „Ausweichen vor den Massen". Krieg (aber ohne Pulver!) zwischen verschiedenen Gedanken! und deren Heeren!

Neuer Adel, durch Züchtung. Die Gründungs-Feste von Familien.

Der Tag neu eingetheilt; die körperlichen Übungen für alle Lebensalter. Der Wettkampf als Prinzip.

Die Geschlechtsliebe als der Wettkampf um das Prinzip im Werdenden, Kommenden. — Das „Herrschen" wird gelehrt, geübt, die Härte ebenso wie die Milde. Sobald ein Zustand meisterlich gekonnt wird, muß ein neuer erstrebt werden.

Sich durch die Bösen belehren lassen und auch ihnen Gelegenheit geben zu Wettkämpfen. Die Entartenden zu benutzen. — Das soll das Recht der Strafe sein, daß der Frevler benutzt werden darf, als Experiment-Objekt (zu neuer Ernährung): dies ist die Weihe der Strafe, daß hier zum höchsten Nutzen der Kommenden einer verbraucht wird.

Wir schonen unsere neue Gemeinde, weil sie die Brücke zu unserem Ideale der Zukunft ist. Und für sie arbeiten wir und lassen die Anderen arbeiten.

3. Die ewige Wiederkunft.

719.

Beherrschung der Menschheit zum Zweck ihrer Überwindung.

Überwindung durch Lehren, an denen sie zu Grunde geht, ausgenommen die, welche sie aushalten.

720.

Das Leben selber schuf diesen für das Leben schwersten Gedanken, es will über sein höchstes Hinderniß hinweg!

721.

Daß wir unsere Unsterblichkeit ertragen könnten — das wäre das Höchste.

722.

Man muß vergehen wollen, um wieder entstehen zu können, — von einem Tage zum anderen. Verwandlung durch hundert Seelen, — das sei dein Leben, dein Schicksal! Und dann zuletzt: diese ganze Reihe noch einmal wollen!

723.

Ich lehre euch die Erlösung vom ewigen Flusse: der Fluß fließt immer wieder in sich zurück, und immer wieder steigt ihr in den gleichen Fluß, als die Gleichen.

724.

Wenn nur ein Augenblick der Welt wiederkehrte, — sagte der Blitz — so müßten alle wiederkehren.

725.

Wer ein einziges Erlebniß wieder haben will, muß alle sich wieder wünschen.

726.

— Weißt du das nicht? In jeder Handlung, die du thust, ist alles Geschehens Geschichte wiederholt und abgekürzt.

727.

Ein unendlicher Prozeß kann gar nicht anders gedacht werden als periodisch.

728.

— Und ob ich von jetzt an rückwärts zähle oder vorwärts: ich halte den Streifen der Unendlichkeit in der Hand und — —

Die Thoren sagen: „aber da wäre ja eine Unendlichkeit schon vollendet“: doch man soll reinlich sein im Scheiden der Worte und nicht einmal Anfang nennen, was man das andere Mal Ende nennt.

729.

Furcht vor den Folgen der Lehre: die besten Naturen gehen vielleicht daran zu Grunde? Die schlechtesten nehmen sie an?

730.

Die Lehre der Wiederkunft wird zuerſt das Geſindel anlächeln, das kalt und ohne viel innere Noth iſt. Der gemeinſte Lebenstrieb giebt zuerſt ſeine Zuſtimmung. Eine große Wahrheit gewinnt ſich zu allerletzt die höchſten Menſchen: dies iſt das Leiden der Wahrhaftigen.

731.

Unſterblich iſt der Augenblick, wo ich die Wiederkunft zeugte. Um dieſes Augenblickes willen ertrage ich die Wiederkunft.

II.

Nachträge zu den ausgeführten Theilen des Zarathustra.

1. Zum zweiten Theil.

(Frühling, Sommer 1883.)

„Du hast es gesagt, König: das Bild, das vor dem Volke hergeht, das Bild, an dem sie alle zu Bildnern werden: das Bild soll dem Volke der König sein!"

„Es ist nicht mehr die Zeit für Könige: die Völker sind es nicht mehr werth, Könige zu haben."

„Vernichten, vernichten sollst du, oh König, die Menschen, vor denen kein Bild herläuft: das sind aller Menschheit schlimmste Feinde!"

„Und sind die Könige selber solche, so vernichte, oh König, die Könige, so du es vermagst!"

„Meine Richter und Fürsprecher des Rechts sind überein gekommen, einen schädlichen Menschen zu vernichten: sie fragen mich, ob ich dem Rechte seinen Lauf lassen wolle oder der Gnade vor dem Rechte."

„Was ist das Schwerere zu wählen für einen König, die Gnade oder das Recht?"

„Das Recht", antwortete der König, denn er war milden Sinnes.

„So wähle das Recht und laß die Gnade den Gewaltmenschen, als ihre eigene Überwältigung!"

„Ich erkenne Zarathustra", sagte der König mit Lächeln: „wer verstünde wohl, gleich Zarathustra, auf eine stolze Weise zu erniedrigen? Aber das, was du aufhobst, war ein Todesurtheil."

— und er las langsam daraus und mit halber Stimme, wie als ob er mit sich allein sei: „des Todes schuldig, — Zarathustra, des Volkes Verführer."

„Tödte ihn, wenn du die Macht dazu hast", — rief Zarathustra auf eine furchtbare Weise abermals; und sein Blick durchbohrte die Gedanken des Königs.

Und der König trat nachsinnend einige Schritte zurück, bis hinein in die Nische des Fensters; er sprach kein Wort und sah auch Zarathustra nicht an. Endlich wendete er sich zum Fenster.

Als er aber zum Fenster hinausblickte, da sah er etwas, darob die Farbe seines Angesichtes sich verwandelte. „Zarathustra", sagte er mit der Höflichkeit eines Königs, „vergieb, daß ich dir nicht gleich antwortete. Du gabst mir einen Rath: und wahrhaftig, ich hörte gerne schon auf ihn! — Aber er kommt zu spät!" —

Mit diesen Worten zerriß er das Pergament und warf es auf den Boden. Schweigend giengen sie von einander.

Was der König aber von seinem Fenster aus gesehen hatte, das war das Volk: das Volk wartete auf Zarathustra.

Höre mich eine kleine Weile, oh Zarathustra — sagte eines Tages ein Schüler — es geht mir etwas im Kopfe herum; oder fast möchte ich glauben, mein Kopf gehe um etwas herum, also daß er sich im Kreise dreht.

Was ist denn das, unser Nächster? Etwas an uns, Veränderungen an uns, die uns bewußt geworden sind: ein Bild ist unser Nächster.

Aber was sind wir selber? Sind wir selber nicht auch nur Bilder? Ein Etwas an uns, Veränderungen an uns, die uns bewußt geworden sind?

Unser Selbst, von dem wir wissen: ist nicht auch das nur ein Bild, ein Außer-uns, Äußeres, Äußerliches? Immer rühren wir nur an das Bild, und nicht an uns selber.

Sind wir uns selber nicht eben so fremd und eben so nah, als der Nächste?

Wahrlich, wir haben ein Bild vom Menschen, — das machten wir aus uns. Und nun wenden wir's auf uns selber an, — uns zu verstehen! Ach ja, verstehen!

Schlimm, zum schlimmsten steht es mit unserem Selbstverständniß! Unsere stärksten Gefühle: so weit es Gefühle sind, sind sie ein Äußeres, Äußerliches, Bildliches: Gleichnisse sind sie.

Und was wir innere Welt sonst nannten: ach, arm und trügerisch und hohl und dichterisch ist sie am meisten!

Ach, wer war's, der mich einsam machte und wild und zum Höhlenbär der Wildniß?

Ach, wer verbannte mich unter liebloſe Steine und Unwetter?

— Auf eure Liebe? Ach, nun kommt's mir zurück, das gräßliche Wissen — wer war's, der mich in die Wildniß trieb und zum Wilde machte!

Umsonst! Umsonst! Ihr selber triebt ja den Wilden hinaus: zum Höhlenbär machte mich ja der Freundes-Wille.

Ach, und nun wächst mein Hunger nach ihnen, seit ich der Verbannte heiße: und dieser Wahnsinn von Liebe macht mich noch fremder und fürchterlicher.

Alle Bosheit meiner Seele will ich ausgießen gegen meine Freunde: ob ich so vielleicht meine Feinde zu dem verführe, was mich führt.

Einsam bin ich wieder und verbannt. Durch meine Freunde bin ich verbannt in meine Einsamkeit und durch die, welche mich lieben. So will ich denn zu meinen Feinden reden.

Zu denen will ich reden, die mich hassen: ob ich sie vielleicht besser zu mir überrede als meine Freunde.

Und also gelüstet mich heute nach meinem Feinde, wie mich einst nach aller Wahrheit gelüstete.

Wahrheit hieß ich einst alles das, was mir weh und am wehsten that.

2. Zum dritten Theil.

(Herbst, Winter 1883.)

Eine kleine unschuldige Geschichte, die aber viel Unfug gestiftet hat: ich erzähle sie euch, — den Unfug mögt ihr euch selber erzählen!

Es gab einmal einen Knaben, dem sagte man mit Blicken und Reden: „Was dein Vater ist, das ist nicht dein rechter Vater!“

Das verdroß das Kind und machte es nachdenken; und endlich sagte es sich zu seinem Herzen, ganz-heimlich: „Es giebt wohl nichts Schöneres in der Welt als einen rechten Vater?“

Und als das Kind beten lernte, war seine erste Bitte: „Gott, gieb mir doch einen rechten Vater!“

Das Kind aber wuchs, und mit dem Kinde seine heimliche Liebe und sein Gebet: unter Frauen und Priestern erwuchs der Jüngling: —

ein Jüngling, unter Frauen und Priestern tief geworden, und scheu vor der Liebe und noch vor dem Worte „Liebe“ —

tief geworden und durstig nach dem Thau der Liebe, gleich dem Thymian in der Nacht —

durstig und zitternd vor seinem Durste, und der Nacht freund, weil die Nacht voller Scham und duftenden Weihrauchs ist.

Nach dem Weihrauche der Priester duftete selber seine Seele und nach der Unschuld der Frauen: sie schämte sich aber dieses Duftes noch.

Und wie sonst ein Jüngling betend begehrt, daß ein Weib ihn liebe, so begehrte er betend nach der Liebe eines Vaters und schämte sich auch seines Gebetes noch.

Da geschah es, daß sein Gebet einst in lichte Wolken zerfloß, und Worte aus lichten Wolken stiegen: „Siehe, das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe“.

„Ist das möglich! sprach der Jüngling. Ich der liebe Sohn dessen, den ich eben um einen Vater bat? Gott mein Vater! Ist das möglich?

Dieser alte allmächtige Stirnrunzler und Lippen-Aufwerfer von Judengott — ist mein Vater! Kann das möglich sein?

Aber er sagt es selber und log noch nie: was kann ich thun! Ihm muß ich's glauben!

Bin ich aber sein Sohn, so bin ich Gott: bin ich aber Gott, wie bin ich Mensch? — Es ist nicht möglich, — aber ihm muß ich's glauben! —

Der Mensch an mir — das ist wohl nur seiner Liebe Nothdurft: denn wie ich nach dem Vater, so dürstete er wohl nach seinen Kindern.

Daß ich Mensch bin, das ist wohl der Menschen wegen: ich soll sie zu meinem Vater locken —

sie zur Liebe locken: oh diese Thoren, die man zur Liebe erst noch locken muß!

Sie sollen Gott lieben: das ist eine leichte Lehre und ein Wohlgefallen, — ein leichtes Joch wird uns Gottes-Kindern aufgelegt: wir sollen thun, was wir am liebsten thun.

Diese Lehre und Weisheit ist leicht zu fassen: auch die Armen am Geiste dürfen die Hände nach ihr ausstrecken.

Manches am Menschen ist wenig göttlich: wenn man Koth läßt, wie soll man dabei Gott sein?

Aber schlimmer noch ist's mit dem anderen Kothe, der Sünde heißt: den wollen die Menschen gar noch bei sich behalten und nicht von sich lassen.

Nun aber muß ich's glauben: man kann Gott sein und doch Koth lassen: so lehre ich sie, ihren Koth lassen und Götter werden."

Wie kamst du, oh Zarathustra, zu deiner Weisheit — so fragt ihr mich — auf daß wir die Kunst lernen, wie wir unsere Weisheit erreichen möchten?

Das Erste ist, daß ich niemanden je fragte, wie man zur Weisheit steigt. Ich fand den nicht, der Ohren für meinen Mund hatte.

Mein Schwerstes lernte ich im Verborgenen thun: wer hatte Augen dafür, als ich allein in furchtbare neue Meere mich einschiffte?

Und als ich allen geliebten Götzen den Rücken wandte, wer sah mich gehen! Ungesehen schritt ich hinaus in den Brand der Wüste.

Auf vielerlei Weg und Weise lernte ich steigen. Und selbst dem Thauwind war ich hold: denn er machte, daß mein Strom stieg und stieg und mein Eis sich thürmte.

Mit Eisschollen erstieg und erstürmte ich oft das Land, das mir verheißen: nicht jedermann ist vorbestimmt, also zu erobern.

Denn ein Eroberer war ich auf meinem Pfade der Wahrheit: meinen Namen schrieb meine Hand hin, wohin ich meinen Fuß setzte.

Meine Klugheit gieng von mir, diese spröde Katze: mein Stolz rauschte in die Lüfte! Der sucht sich Abenteuer.

Da sitze ich nun mit meiner Thorheit, — die Welt still wie ein Garten, die Luft müde von vielen Wohlgerüchen.

Welche liebe Noth macht mir meine Thorheit: sie will gar nicht still sitzen und purzelt immer vom Stuhle, — wird sie je ihrer selber müde werden?

Sie wird auch ihres Singens nicht müde: die Weise aber hat sie von den Kindern gelernt, Abends, wenn die purpurne Seligkeit am Himmel hängt.

Ich vergebe ihr, denn sie weiß nicht, was sie singt: und weil ich so allein bin, singe ich ihren Unsinn mit — verzweifelnd, wie oft sie dabei vom Stuhle fällt.

3. Zum vierten Theil.

(1884/85.)

„Wie gut doch, daß wir erst also nothschrieen: so mußten wir hinauf zu deinem Anblicke! Wie danken wir's nun allem Ekel, aller schweren Luft, daß sie uns fragen und suchen und steigen lehrten, —

— fragen lehrten am rechten Orte, in der rechten Höhe: „Lebt denn Zarathustra noch? Wie lebt Zarathustra noch?"

Einem guten Frager ist halb schon geantwortet. Und wahrlich eine ganze, gute Antwort ist das, was wir hier mit Augen sehen: Zarathustra lebt noch, und mehr als je, —

Zarathustra der Tänzer, Zarathustra der Leichte, der mit den Flügeln winkt, ein Flugbereiter, allen Vögeln zuwinkend, bereit und fertig, ein göttlich Leichtfertiger,

— Zarathustra der Lachende, Zarathustra der Schweiger, kein Ungeduldiger, kein Unbedingter, einer der Sprünge und Seitensprünge liebt,

— der die Krone des Lachens trägt, eine Rosenkranz-Krone. Du selber nämlich, oh Zarathustra, setztest dir diese Krone auf's Haupt, kein anderer wäre heute stark genug dazu!

Und ob du gleich Schlimmeres ſchauteſt und Schwärzeres als irgend ein Schwarz-Seher, und durch deine Höllen noch kein Heiliger gegangen iſt,

— ob du gleich neue Nächte um dich hülltеſt und gleich eiſigem, düſterem Nebel hinein in neue Abgründe ſtiegeſt: immer wieder ſpannteſt du endlich dein buntes Zelt über dich,

— dein Lachen ſpannteſt du aus über Nacht und Hölle und Nebel-Abgrund; und wo dein hoher, ſtarker Baum ſteht, da darf der Himmel nicht lange dunkel ſein.“

Hier aber unterbrach Zarathuſtra die Rede des Königs, legte ihm die Finger auf den Mund und ſagte: „Ja dieſe Könige! —

Sie verſtehn ſich auf's Huldigen und die großen Worte: ſie ſelber ſind's gewohnt! Aber was ſoll dabei aus meinen Ohren werden!

Meine Ohren werden dabei klein und kleiner, ſeht ihr's nicht? Sie verkriechen ſich nämlich vor allen großen Prunkreden.

Und wahrlich, ihr Könige, mit ſolchem Loben könntet ihr den Stärkſten umwerfen, einen ſolchen Becher Weins ſoll man niemandem zutrinken.“

— Alſo ſprach der König, und alle traten auf Zarathuſtra zu und erwieſen ihm abermals ihre Ehrfurcht. Zarathuſtra aber ſchüttelte das Haupt und wehrte ihnen mit der Hand.

„Willkommen hier! ſprach er zu ſeinen Gäſten. Von Neuem heiße ich euch willkommen, ihr Wunderlichen! Auch meine Thiere grüßen euch voller Ehre

und voller Furcht: noch niemals nämlich sahen sie so hohe Gäste!

Doch seid ihr mir keine kleine Gefahr — so raunen mir meine Thiere zu: „Nimm dich in Acht vor diesen Verzweifelnden!“ spricht mir die Schlange am Busen; — vergebt ihrer Liebe zu mir diese scheue Vorsicht!

Von Ertrinkenden spricht mir heimlich meine Schlange: das Meer zieht sie hinab — da möchten sie sich gern an einen starken Schwimmer anklammern.

Und wahrlich, so blind und wild greifen Ertrinkende mit Armen und Beinen nach einem Retter und Gutwilligen, daß sie den Stärksten mit in ihre Tiefe hinabziehen. Seid ihr — solche Ertrinkende?

Den kleinen Finger streckte ich euch schon entgegen. Wehe mir! Was werdet ihr nun noch von mir nehmen und an euch reißen!“

Also sprach Zarathustra und lachte dabei voller Bosheit und Liebe, während er mit der Hand den Hals seines Adlers streichelte: der nämlich stand neben ihm, gesträubt, und wie als ob er Zarathustra gegen seine Besucher zu schützen hätte. Dann aber reichte er dem König zur Rechten die Hand, daß dieser sie küsse, und begann von Neuem, herzhafter noch als vorher — —

Es war um die Mitte dieses langen Abendmahles, welches schon des Nachmittags begonnen hatte: da sagte jemand: „hört, wie der Wind draußen saust und pfeift! Wer möchte jetzt gern draußen in der Welt sein! Es ist gut, daß wir in Zarathustra's Höhle sitzen.

Denn, ob sie schon eine Höhle ist, so ist sie doch, für Schiffe wie wir sind, ein guter sicherer Hafen. Wie gut, daß wir hier — im Hafen sind!"

Als diese Worte gesprochen waren, sagte niemand eine Antwort, alle aber sahen sich an. Zarathustra selber jedoch erhob sich von seinem Sitze, prüfte seine Gäste der Reihe nach mit einer leutseligen Neugierde und sprach endlich:

„Ich wundere mich über euch, meine neuen Freunde. Ihr seht wahrlich nicht aus wie Verzweifelnde. Wer glaubte es wohl, daß ihr kürzlich hier in dieser Höhle nothschrieet!"

Zarathustra gab Acht darauf, wie der Wahrsager tanzte, und zeigte mit dem Finger darnach. Dann aber entriß er sich mit einem Male dem Gedränge der Dankenden und Liebenden und kletterte einige Schritte an einer schroffen Klippe aufwärts, indem er sich im Steigen einige Rosen und Rosenranken abriß. Von dieser Höhe her und, wie eben gesagt, mit Rosen in den Händen, nahm er an jenem Abende zum letzten Male das Wort: hinabschauend auf diese Schaar von Verzweifelten, welche nicht mehr zweifelten, von Ertrinkenden, welche auf gutem, festem Lande standen, lachte er aus ganzem Herzen, wand die Rosen zum Kranze und sprach die Rede, welche man heißt: die Rosen-Rede.

„Hinaus, hinaus nun, du Wildfang und Unband! Von wem redest du doch? Fliege fern hinaus, du guter Brausewind! Wie ein Schrei und ein Jauchzen fliege über weite Meere, bis du die glückseligen Inseln findest! —

Grüße meine Kinder auf ihren Inseln, bringe ihnen den Gruß eines Nachbarn der Sonne, eines Nachbarn des Schnees, eines Nachbarn des Adlers, bringe ihnen zum Gruß die Liebe ihres Vaters!

Meine Kinder, meine Wohl-Geborenen, meine neue schöne Art: was zögern meine Kinder auf ihren Inseln?

Ward es nicht Zeit und höchste Zeit — so blase ihnen in's Ohr, du guter Sturmgeist —, daß sie endlich zu ihrem Vater kommen? · Warte ich nicht auf meine Kinder als einer, deß Haar weiß und grau ward?

Hinaus, hinaus, du unbändiger, guter Sturmgeist! Stürze hinab in's Meer aus deinen Berghöhlen, spute dich und segne vor Abend meine Kinder noch, —

segne sie mit meinem Glücke, mit diesem Rosenkranz-Glücke! Wirf diese Rosen über ihre Inseln hin, wie ein Fragezeichen, welches fragt: „Woher kam solch Glück?"

Bis sie fragen lernen: „Lebt unser Vater noch? Wie lebt unser Vater Zarathustra noch? Liebt unser alter Vater Zarathustra seine Kinder noch?"

Locke meine Kinder zu mir mit meinem besten Glücke! Ködere sie herauf zu meiner treulichen goldbraunen Vater-Sehnsucht! Träufle auf sie den Honig einer langen, langen Vaterherzens-Liebe!

Der Wind bläst, der Wind bläst, der Mond scheint, — oh meine fernen, fernen Kinder, was weilt ihr nicht hier, bei eurem Vater? Der Wind bläst, keine Wolke steht am Himmel, die Welt schläft. — Oh Glück! Oh Glück!" — —

Kaum aber hatte Zarathustra diese Worte gesprochen, da erbebte er bis in die Wurzel seines Herzens: denn er merkte, als er zu seinen Füßen hinabblickte, daß er ganz allein war. Er hatte seine Gäste vergessen; —

hatten seine Gäste auch ihn vergessen? „Wo seid ihr? Wo seid ihr?“ rief Zarathustra in die Nacht hinaus: aber die Nacht schwieg.

„Wo seid ihr? Wo seid ihr, meine Thiere?“ rief Zarathustra abermals in die Nacht hinaus. Aber auch seine Thiere blieben stumm. — —

Um jene tiefe Nachtstunde war es, daß Zarathustra den großen Rundgesang anstimmte, in welchen seine Gäste der Reihe nach einfielen; der Esel aber, der Adler und die Schlange horchten zu, ebenso wie die Höhle Zarathustra's, und die Nacht selber. Dieser Rundgesang aber lautete also:

„Erhebt eure Herzen, meine Brüder, hoch! höher! — aber vergeßt mir auch die Beine nicht! Erhebt auch eure Beine, ihr guten Tänzer, und besser noch, ihr steht auch auf eurem Kopfe!

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!“

Da fiel der alte Wahrsager ein: „Es giebt auch im Glücke schweres Gethier, es giebt Plumpfüßler von Anbeginn. Wunderlich mühn sie sich ab, einem Elephanten gleich, der sich müht, auf dem Kopfe zu stehn.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!“

Da fiel der häßlichste Mensch ein: „Besser noch, plump tanzen, als auf lahmen Beinen gehn, besser, närrisch sein vor Glücke als Unglücke. Dies aber ist Zarathustra's beste Wahrheit: auch das schlimmste Ding hat zwei gute Kehrseiten.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!“

Da fiel der alte Zauberer ein: „Nun verlernte ich das Trübsal-Blasen und alle Nachtwächter-Traurigkeit. Dem Winde will ich's gleich thun, der alle Himmel hell und alle Meere brausen macht: Zarathustra will ich's nunmehr gleich thun.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!"

Da fiel der König zur Rechten ein: „Schüttelt mich zusammen mit allen Erden-Thränen und Menschen-Jammer, immer wieder werde ich obenauf sein wie Öl auf Wasser. Das aber lernte ich diesem Zarathustra ab.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!"

Da fiel der König zur Linken ein: „Und muß ich der Erde einmal gram sein: des Himmels Sterne reißt da meine Bosheit noch herab zur Erde: das ist so die Art aller Zarathustra-Rache.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!"

Da fiel der gute Europäer ein: „Und wenn es auf Erden auch Moore und Trübsal giebt und ganze Meere schwarzen Schlamms: wer leichte Füße hat, gleich Zarathustra, läuft über Schlamm noch dahin, schnell wie über gefegtem Eise.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!"

Da fiel der freiwillige Bettler ein: „Der Schritt verräth, ob einer schon auf *seiner* Bahn schreitet: seht Zarathustra gehn! Wer aber seinem Ziele nahe kommt, der — tanzt.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!"

Da fiel der Gewissenhafte des Geistes ein: „Krumm kommen alle guten Dinge ihrem Ziele nahe, gleich Katzen machen sie da Buckel, sie schnurren innewendig vor ihrem nahen Glücke, alle guten Dinge lachen.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!"

Da fiel der alte Papst ein: „Welches war hier auf Erden bisher die größte Sünde? Das war das Wort dessen, der sprach: „Wehe denen, die hier lachen!“

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!“

Die letzte Sünde.

1.

Aber was geschah damals mit Zarathustra selber? — Ja, wer möchte das errathen, was sich in jener Nacht mit ihm zutrug! — Er fiel nämlich, als er das Glück seiner höheren Menschen sah, mit einem Male nieder wie ein Eichbaum, der lange vielen Holzschlägern widerstanden hat, — schwer, plötzlich, zum Schrecken für die selber, welche ihn fällen wollten. Die Axt aber, die Zarathustra darniederschlug — Mitleiden hieß diese Axt, Mitleiden mit dem Glück dieser höheren Menschen.

2.

Die höheren Menschen stürzten hinzu, als er so zu Boden lag, daß sie ihm wieder aufhülfen: aber schon sprang er von selber empor, stieß alle von sich, die sich um ihn drängten und schrie: „Fort! Fort! Fort!“ „Laßt mich davon“, schrie er, so schmerzlich und schrecklich, daß seinen Freunden das Herz erstarrte; und ehe nur eine Hand sich ausstreckte, ihn zurückzuhalten, zog er sein Gewand über den Kopf, lief in die schwarze Nacht hinaus und war verschwunden.

Da nun standen seine Freunde eine lange Weile betäubt und stumm, denn sie waren in diesen Bergen fremd, und niemand hätte um diese Stunde auch nur hundert

Schritt weit einen Weg gefunden. Es gieng nämlich gegen Mitternacht. So traten sie, als sie sich nicht zu helfen und zu rathen wußten, endlich wieder in die Höhle Zarathustra's, ob sie ihnen gleich traurig und kalt dünkte, und ertrugen daselbst die Nacht, mit wenig Schlaf und vielen schlimmen Gedanken und Gespenstern.

Es geschah aber um die Stunde der ersten Früh-Dämmerung, daß jener Wanderer, welcher sich den Schatten Zarathustra's nannte, seine Gefährten heimlich verließ und vor der Höhle nach dem Verlorenen ausspähte. Und nicht lange darauf rief er in die Höhle hinein: „dort kommt Zarathustra!" Da warfen sie alle den Schlaf und die schlimmen Gedanken von sich und sprangen auf, voller Hoffnung, daß es nun wieder Tag werde. Als sie aber mit einander ausspäheten — und auch der Esel war mit ihnen hinausgegangen und spähete nach Zarathustra —, siehe, da gewahrten sie in der Ferne ein seltsames Schauspiel. Zarathustra kam nämlich des Wegs herauf, langsam, langsam: bisweilen stand er still und blickte zurück: hinter ihm aber schritt ein mächtiges gelbes Thier, gleich Zarathustra selber zögernd, langsamen Ganges und oft zurückblickend. Immer aber, wenn Zarathustra den Kopf nach ihm umwandte, kam es einige Schritte schneller vorwärts, dann aber zögerte es wieder. „Was geschieht da!" fragten sich da die höheren Menschen, und ihre Herzen klopften; denn sie argwöhnten, daß dieses mächtige gelbe Thier ein Löwe des Gebirges sei. Und siehe, plötzlich wurde der Löwe ihrer gewahr: da stieß er ein wildes Gebrüll aus und sprang auf die höheren Menschen los: also daß diese alle wie mit einem Munde aufschrieen und davon flohen. Und in Kürze war Zarathustra allein und stand staunend am Eingange seiner Höhle. „Was geschah mir doch!"

ſagte er zu ſeinem Herzen, während der ſtarke Löwe ſchüchtern ſich an ſeine Kniee drängte. „Was hörte ich doch eben für einen Nothſchrei!“ Da aber kam ihm die Erinnerung, und er begriff mit einem Male alles, was geſchehen war. „Hier iſt der Stein,“ ſprach er frohlockend, „auf dem ſaß ich geſtern am Morgen: da hörte ich den gleichen Schrei. Oh ihr höheren Menſchen, es war ja euer Nothſchrei!“

III.

Entwürfe und Gedanken zu den unausgeführten Theilen des Zarathustra.

1. Entwürfe und Gedanken zu einem abschließenden (vierten) Theil, 1883: vor Abfassung des jetzigen dritten und vierten Theils.

1. Akt. Zarathustra unter Thieren. Die Höhle. Das Kind mit dem Spiegel. (Es ist Zeit!)

Die verschiedenen Anfragen, sich steigernd. Zuletzt verführen ihn die Kinder mit Gesang.

2. Akt. Die Stadt, Ausbruch der Pest. Aufzug Zarathustra's, Heilung des Weibes. Frühling.

3. Akt. Mittag und Ewigkeit.

4. Akt. Die Schiffer.

Szene am Vulkan. Zarathustra unter Kindern sterbend. Todtenfeier.

Zum dritten und vierten Akt. — Zarathustra sah und hörte nichts, er war entzückt.

Dann schrittweise zurück in das furchtbarste Wissen. Die Empörung der Jünger, Fortgehen der Liebsten, Zarathustra sucht sie zu halten. Die Schlange züngelt nach ihm. Er widerruft, Übermaaß des Mitleidens, der Adler

flieht. Jetzt die Szene des Weibes, an dem wieder die Pest ausbricht. Aus Mitleid tödtet er. Er umarmt den Leichnam.

Darauf das Schiff und die Erscheinung am Vulkan: „Zarathustra geht zur Hölle? Oder will er nun die Unterwelt erlösen?“ — So verbreitet sich das Gerücht, er sei auch der Böse.

Letzte Szene am Vulkan. Volle Seligkeit. Vergessen. Vision des Weibes (oder des Kindes mit dem Spiegel). Die Jünger schauen in das tiefe Grab. (Oder Zarathustra unter Kindern an Tempelresten.)

Die größte aller Todtenfeiern macht den Schluß. Goldener Sarg in den Vulkan gestürzt.

Akt I. Einsamkeit und Scham vor sich: ein unausgesprochener Gedanke, dem er sich zu schwach fühlt (zu wenig hart). Die Versuchungen, ihn darüber zu täuschen. Die Boten des ausgewählten Volkes laden ihn zum Feste des Lebens.

Akt II. Er wohnt inkognito dem Feste bei. Er verräth sich, als er sich zu geehrt findet.

Akt III. Im Glück verkündet er den Übermenschen und dessen Lehre. Alle fallen ab. Er stirbt, als die Vision ihn verläßt, vor Schmerz darüber, welches Leid er geschaffen.

Todtenfeier. „Wir tödteten ihn“ — Mittag und Ewigkeit.

Plan zum 4. Zarathustra.

1. Der Siegeszug, die Pest-Stadt, der symbolische Scheiterhaufen.

2. Die Verkündungen der Zukunft: seine Schüler erzählen ihre Thaten.
3. Die letzte Rede mit Vorzeichen, Unterbrechungen, Regen, Tod.
4. Der Bund auf seinem Grabe — die Gelobenden — der große Mittag (ahnungsvoll, — heiter und schauerlich).

Plan zu Zarathustra IV.

1. Die Einladung.
2. Der Sieges-Zug. Die Peststadt. Der Scheiterhaufen (die alte Cultur verbrannt).
3. Das Frühlingsfest mit Chören.
4. Rechenschaft vor Zarathustra: „was thatet ihr?" (erfandet ihr?) — Art der Gemeinschaft (wie in Corsica).
5. Wohn-Orte.
6. Kriege und Ringkämpfe.
7. Der neue Adel.
8. Die Versuche (mit den Bösen, „Strafen" u. s. w.)
9. Das Weib im Weibe erlösen.
10. Die Sklaven (Bienenstöcke). Ruhe ertragen lernen. Mehr Maschinen. Umgestaltung der Maschine in's Schöne.
11. Die Zeit zur Einsamkeit. Eintheilung des Tages.
12. Die lange Jugend und die Verwandlungen. — Darauf die großen Reden Zarathustra's, gleich Gebeten.
13. Die Heiligung des Lachens. Zukunft des Tanzes. Sieg über den Geist der Schwere.
14. Die Unschuld des Werdens.

15. Die Weihung des Kleinsten.
16. Das Zerbrechen der Tafeln.
17. Die Erlösung der Bösen.
18. Das Heraufbeschwören des Feindes.
19. Die neuen Könige; — als Vorbild: Lehrer.
20. Das ewige „Ich" und seine Heiligung. Seligsprechung der Triebe. Determinismus und seine Lösung. Es giebt keine Moral und absolute Verantwortlichkeit; wir setzen sie für uns an.
21. Entscheidender Moment: Zarathustra fragt die ganze Masse am Feste: „Wollt ihr das Alles noch einmal?" — Alles sagt „Ja!" Er stirbt vor Glück dabei. — (Ahnungsvoll, heiter, schauerlich.) (Der Himmel heiter, tief; tiefste Stille; die Thiere um Zarathustra; er hat das Haupt verhüllt, die Arme über die Felsplatte gebreitet, — scheint zu schlafen. Der heulende Hund. Furchtbare Stille; etwas Leuchtendes geht ihnen allen über ihre Gedanken weg.) — Den Schluß bilden die Reden der Gelobenden an seiner Leiche.

    Die Gelobenden.

22. u. s. w. Der große Mittag als Wendepunkt, — die zwei Wege. Der Hammer zur Überwältigung des Menschen: höchste Entfaltung des Individuums, sodaß es an sich zu Grunde gehen muß (und nicht, wie bisher, an Diätfehlern!). — Was Glück!

    Der Schaffende als der Selbst-Vernichter. Schöpfer aus Güte und Weisheit. Alle bisherige Moral überboten!

    Zuletzt die Gelöbnisse, — furchtbare Schwüre!

Zarathustra IV.

1. Die Einladung.
2. Der Siegeszug.
3. Danklied der Genesenden.
4. Der große Mittag.
5. Die neue Gemeinschaft. Ich fand den Menschen niedrig geworden, kleine Tugenden, kleine Schlechtigkeiten.
6. Wohin? (Die Wohnorte.)
7. Der neue Adel und seine Erziehung (Vielheit und Einheit) (die Mächtigen und die Kleinen).
8. Das Weib im Weibe.
9. Die Bienenstöcke und die Arbeiter. Die Kleinen und ihre Tugenden.
10. Eintheilung der Zeit und des Tages. Einsamkeit. Die Nahrung, Simplizität. „Arm und Reich" überbrückt.
11. Die neuen Kriege. (Gegen die bloß Genießenden.)
12. Strafe und die Bösen. Die neue Barmherzigkeit zu Gunsten der Kommenden. Die Bösen als Zerstörer ehrwürdig, denn Zerstören ist nöthig. Dann als Quelle von Kraft.
13. Das Leben als Versuch: das Glück im Errathen oder Versuchen. (Skepsis.) Der Tod und die Lust, sich selber als Hemmniß des Lebens weichen zu sehen.
14. Das Zerbrechen der Tafeln. Der idealische „Gesetzgeber". Heroldsruf.
15. Das Ich geheiligt. „Selbst-Sucht und Herrschsucht" vor allem. Alle Triebe, bisher verketzert, weil zu stark an falscher Stelle: rehabilitirt.
16. Die Erlösung der Vergangenen. Der große Mittag vollgestopft mit vereinigten Gegensätzen.

17. Lob der kühlen, dialektischen Vernunft. Das dankbare Auge. Abwehr des Ungeheuren.
18. Die Heiligung des Lachens und des Tanzes. (Der Leib als Zeuge des Wachsens.)
19. Die Ordnung der Feste.
20. Die Unschuld des Werdens. Der Kampf mit dem Zufalle. Die neue „Unsterblichkeit", „Wille zum Leiden".
21. Die große Frage.
22. Die Gelobenden.

* * *

Besuche bei Zarathustra, man ruft ihn um Hülfe.
1. allgemeiner Sklaven-Aufstand.
2. die Verweichlichung der Herzen, Schwäche.
3. die Verdüsterung und die Verrücktheit.

Die Vorzeichen: der Brand der großen Stadt.

Er weigert sich. Endlich durch die Kinderchöre in Thränen.

Zwei Könige führen den Esel.

Als der Zug nicht weiß, wohin sich wenden, kommen die Gesandten aus der Peststadt. Entscheidung. Schnee im Walde. Feuer auf dem Markt. Symbolische Reinigung. (Vernichtung der Großstadt.)

* * *

Der Mildeste muß der Härteste werden und daran zu Grunde gehen. Mild gegen den Menschen, hart um des Übermenschen willen. Collision. Anscheinende Schwäche.

Er vergißt sich und lehrt aus dem Übermenschen heraus die Wiederkehr: der Übermensch hält sie aus und züchtigt damit.

Bei der Rückkehr aus der Vision stirbt er dann.

Zuerst: Kritik alles bisher Gelehrten.

Das geringste Verschweigen lähmt seine ganze Kraft: er fühlt, daß er einem Gedanken bisher ausgewichen ist, — der stürzt nun mit ganzer Kraft über ihn her! Es ist ein Ringkampf: wer ist stark genug, Zarathustra oder der Gedanke?

Wozu Wahrheit! — Es ist der stärkste Trieb geworden, der Wille zur Wahrheit! Zarathustra kann nicht anders!

Die Versuchungen: auszuruhen in der vergangenen Welt-Betrachtung.

Die spöttische Skepsis und Selbstzersetzung: „was könntest du denn „schaffen"!"

„Du bist nicht stark genug! Überlaß es Stärkeren! Genieße deine Müdigkeit selber! Bewundre dich!"

„Überrede dich, daß dein Mitleiden die Tugend ist, und daß du dem Glück anderer deine Erkenntniß opferst."

„Gesteh dir doch ein, was dieser Wille zum Schaffen ist — Herrschsucht, welche sich nicht auf dem nächsten

Weg befriedigen kann. „Freunde“? du willst Werkzeuge haben!“

„Und warum denn diese Wahrheit reden! Selbst wenn du glauben dürftest, daß es Wahrheit ist! Es giebt ja keine Verbindlichkeit mehr für dich! Keine „Pflicht zur Wahrheit“!

„Du verleidest allen den Genuß des Vorhandenen, du bist der Lehrer der großen Müdigkeit selber!“

„Du entkräftest die Tugend und machst sie weniger gelobt, also weniger begehrt. Du selber raubst der Menschheit die Kraft, mit der sie nach dem Ziele laufen könnte!“

Seine schließliche Beruhigung: es läßt sich die Wirkung nicht voraussehn! Der größte Gedanke wirkt am langsamsten und spätesten!

Seine nächste Wirkung ist ein Ersatz für den Unsterblichkeitsglauben: er mehrt den guten Willen zum Leben?

Vielleicht ist er nicht wahr: — mögen andere mit ihm ringen!

„Der Mensch ist das, was überwunden werden muß. Hier halte ich den Hammer, der ihn überwindet!“

Dieser Gesichtspunkt beseligt Zarathustra am Schluß des III. Theiles, er wird dabei reif.

Die bisherigen Ausflüchte und Fluchtversuche vor dem größten Gedanken:

1. Nirvana, der Gedanke an das Nichts beseligend;

2. die wunderhafte Umschaffung im Jenseits und dann ewiges Fortleben (im Christenthum);
3. die Verthierung, als bien public — Consequenz der Eudämonisten, Sozialisten, Jesuiten;
4. die absolute Skepsis an unserm Geiste und praktisches Sich-gehen-lassen. („Was weiß ich vom Handeln!")

Der Determinismus: ich selber bin das Fatum und bedinge seit Ewigkeiten das Dasein.

Viele Triebe kämpfen in mir um die Oberherrschaft. Darin bin ich ein Abbild alles Lebendigen und kann es mir erklären.

Plötzlich öffnet sich die furchtbare Kammer der Wahrheit. Es giebt eine unbewußte Selbstbehütung, Vorsicht, Verschleierung, Schutz vor der schwersten Erkenntniß: so lebte ich bis jetzt. Ich verschwieg mir etwas; aber das rastlose Heraussagen und Wegwälzen von Steinen hat meinen Trieb übermächtig gemacht. Nun wälze ich den letzten Stein: die furchtbarste Wahrheit steht vor mir.

Beschwörung der Wahrheit aus dem Grabe: — wir schufen sie, wir weckten sie auf: höchste Äußerung des Muthes und des Machtgefühls. Hohn über allen bisherigen Pessimismus!

Wir ringen mit ihr, — wir entdecken, daß unser einziges Mittel, sie zu ertragen, das ist: ein Wesen zu schaffen, das sie erträgt —; es sei denn, daß wir uns freiwillig wieder blendeten und blind gegen sie machten. Aber das vermögen wir nicht mehr!

Wir schufen den schwersten Gedanken, — nun laßt uns das Wesen schaffen, dem er leicht und selig ist!

Um schaffen zu können, müssen wir selber uns größere Freiheit geben, als je uns gegeben wurde; dazu Befreiung von der Moral und Erleichterung durch Feste (Ahnungen der Zukunft! Die Zukunft feiern, nicht die Vergangenheit! Den Mythus der Zukunft dichten! In der Hoffnung leben!). Selige Augenblicke! Und dann wieder den Vorhang zuhängen und die Gedanken zu festen, nächsten Zielen wenden!

Es ist nicht genug, eine Lehre zu bringen: man muß auch noch die Menschen gewaltsam verändern, daß sie dieselbe annehmen! — Das begreift endlich Zarathustra.

* * *

Erst die Gesetzgebung. Dann, nachdem durch dieselbe die Aussicht auf Erzeugung des Übermenschen gegeben ist — großer schauerlicher Augenblick! Zarathustra verkündet die Lehre der Wiederkunft, — die jetzt erst erträglich ist, ihm selber zum ersten Male!

Alles warnt Zarathustra, weiter zu reden: Vorzeichen. Er wird unterbrochen. Einer tödtet sich, einer wird wahnsinnig. Stimmung eines göttlichen Übermuths im

Künſtler —: es muß an's Licht. Als er zugleich die Wahrheit der Wiederkehr und den Übermenſchen gezeigt hat, überwältigt ihn das Mitleiden.

Bei ihm zunehmende Erhebung (bei dieſer Erhebung macht er alle Stufen des Böſen durch, — aber um ſeines Zieles willen. Er iſt da der Lehrer des Böſen, der Härte u. ſ. w.) und „Alpenglühen", — bei ſeinen Zuhörern zunehmende Verdüſterung. Zuletzt Regen u. ſ. w.

Ein Gewitter murrte am Himmel, unſichtbar noch. Da erſcholl ein Donner: und darauf kam eine Stille, — wie mit furchtbaren Ringeln umwand und band uns dieſe Stille: die Welt ſtand ſtill.

Dann verkündet das Weib das Kommen von Adler und Schlange. Das Zeichen. Allgemeine Flucht. Die Peſt.

Sie zog den Arm Zarathuſtra's an ihre Bruſt.

Und wiederum geſchah das Athmen des Abgrundes: er ſtöhnte und brüllte ſein Feuer herauf.

. . . Darauf erzählt Zarathuſtra aus dem Glück des Übermenſchen heraus das Geheimniß, daß alles wiederkehrt.

Zuerſt wenden ſich alle von Zarathuſtra ab. (Das ſchrittweiſe zu ſchildern.) Zarathuſtra entzückt, merkt nichts. Pana will ihn tödten. Im Augenblick, wo ſie

den Dolch führt, verſteht Zarathuſtra alles und ſtirbt am Schmerz über dieſes Mitleiden. Dies iſt deutlich zu machen!

„Du weißt es doch, Pana mein Kind, mein Sternlein, mein Goldohr, — du weißt es doch, daß auch ich dich lieb habe?“

„Die Liebe zu mir hat dich überredet, ich ſehe es: aber noch verſtehe ich den Willen deiner Liebe nicht, Pana!“

„Und was ſoll ich mit deinem Meſſer thun, Pana? Soll ich dir gelbe Trauben vom Weinſtocke ſchneiden? Siehe, welche Fülle um mich iſt!“

Mit ſeiner Linken drängte er den Adler zurück, der gegen ihn mit dem Ungeſtüm ſeiner Flügel ſchlug: er ſchrie wie einer, der zur Flucht räth; gern hätte er ihn davon getragen.

Als er aber ſeine Schlange gegen ſich züngeln ſah, da verwandelte ſich langſam, langſam ſein Geſicht: widerwillig ſprang ihm das Thor der Erkenntniß auf: wie ein Blitz flog es hinein in die Tiefen ſeines Auges, und wieder wie ein Blitz — es fehlte noch ein Augenblick, und er hätte gewußt — —

Als das Weib dieſe Verwandlung ſah, ſchrie es auf wie aus der höchſten Noth: „Stirb Zarathuſtra!“ —

Als er Pana erräth, stirbt Zarathustra vor Mitleid mit ihrem Mitleid. Vorher der Augenblick der großen Verachtung (höchste Seligkeit!)

Alles muß in Erfüllung gehn, namentlich alles aus der Vorrede.

„Aus Liebe that ich das größte Leid: nun schmelze ich weg an dem Leide, das ich that" —

Als alle fort sind, streckt Zarathustra nach der Schlange die Hand aus: „Was räth mir meine Klugheit?" — sie sticht ihn. Der Adler zerreißt sie, der Löwe stürzt sich über den Adler. Als Zarathustra den Kampf seiner Thiere sah, starb er.

Im vierten Theil stirbt Zarathustra, als er den Schmerz seiner Freunde merkt: und sie ihn verlassen. — Aber nach seinem Tode kommt sein Geist über sie.

Der Bund der sich Opfernden auf Zarathustra's Grabe. Vorher sind sie geflohen: jetzt, als sie ihn gestorben finden, werden sie die Erben seiner Seele und heben sich auf seine Höhe.

(Dies die letzte Szene im vierten Theil — „der große Mittag" — heiter — tiefer Himmel.)

2. Entwürfe und Gedanken zu einer selbständigen Fortsetzung des Zarathustra, 1884: vor Abfassung des jetzigen vierten Theils.

Die ewige Wiederkunft.
Eine Wahrsagung.

Erstes Hauptstück:
„Es ist Zeit!"

Zweites Hauptstück:
Der große Mittag.

Drittes Hauptstück:
Die Gelobenden.

---

1. Herolds-Rufe.
2. Am großen Mittage.
3. Von der Heuchelei der Guten.
4. Die Gelobenden.

Mittag und Ewigkeit.

Erster Theil: die Versuchung Zarathustra's.
Zweiter Theil: die Heroldsrufe.
Dritter Theil: der Namenlose segnet.

Erster Theil. Alle Arten höherer Menschen und deren Bedrängniß und Verkümmerung (einzelne Beispiele, zum

Beispiel Dühring, zu Grunde gerichtet durch Isolation) — im Ganzen das Schicksal der höheren Menschen in der Gegenwart, die Art, wie sie zum Aussterben verurtheilt erscheinen: wie ein großer Hülfeschrei kommt es zu den Ohren Zarathustra's. Alle Art von wahnsinniger Entartung höherer Naturen (zum Beispiel Nihilismus) kommt an ihn heran.

Zweiter Theil. — „Die Lehre der ewigen Wiederkehr" — zunächst zerdrückend für die Edleren, scheinbar das Mittel, sie auszurotten, — denn die geringeren, weniger empfindlichen Naturen bleiben übrig? „Man muß diese Lehre unterdrücken und Zarathustra tödten."

Dritter Theil. „Ich gab euch den schwersten Gedanken: vielleicht geht die Menschheit daran zu Grunde, vielleicht erhebt sie sich, dadurch daß die überwundenen lebensfeindlichen Elemente ausscheiden." „Nicht dem Leben zu zürnen, sondern euch!" — Bestimmung des höheren Menschen als des Schaffenden. Organisation der höheren Menschen, Erziehung der zukünftigen Herrschenden als Thema von Z. 3. „Eure Übermacht muß ihrer selber froh werden im Herrschen und Gestalten." „Nicht nur der Mensch, auch der Übermensch kehrt ewig wieder!"

Z. 1. Zarathustra unter Thieren, zu denen redend, die ihn besuchen — Theorie der Moral nach zoologischen Gesichtspunkten.

Z. 2. Höchster Fatalismus doch identisch mit dem Zufalle und dem Schöpferischen. (Keine Werthordnung in den Dingen! sondern erst zu schaffen!)

---

1. Zarathustra wartend: Anzeichen der größten Verneinung. „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt."
2. Er verkündet seine ewige Wiederkunft. Unwille, Klage — bis zum Attentat. Zarathustra lacht, ist glücklich, denn er bringt die große Krisis.
3. Die Weltmüden ziehn davon, die Schaar wird kleiner. Ihr theilt er seine Lehre mit, um zum Übermenschen den Weg zu finden und doch guter Dinge zu sein.

Heiter wie im Feldlager. Festzüge u. s. w.

* * *

I. Theil. Der Berg zuletzt umdampft von Trübsal und Noth; alle Arten Unmöglicher flüchten zu ihm — „ein Haus von Narren um mich!"

Zu I. Die Verzweiflung und Unsicherheit in allen Formen kommt an Zarathustra heran — er giebt die Erklärung. „Du bist ein Sklave" sagt er zum Könige. Auch zum Philosophen.

„Wer soll der Erde Herr sein?" Das ist der Refrain meiner praktischen Philosophie.

„Was ist da zu verwundern? Ihr habt den Sklaven zum Herrn gemacht!" Refrain.

„Der kleinste Mensch."

„Wo geschahen mehr Thorheiten als bei den Mitleidigen" sagt Zarathustra zum Weibe.

Im ersten Theil ist der Verfall und seine Nothwendigkeit klar zu machen. In wiefern der Sklave Herr geworden ist, ohne die Tugenden der Herren zu haben. Der Adel ohne das Fundament der Abkunft und Reinhaltung. Die Monarchen, ohne die ersten Menschen zu sein.

Erster Theil. — Das Kleinwerden und Schämen der Mächtigen.

Der Mangel, erhebende Menschen zu sehen.

Die Häßlichkeit der Plebejer.

Der Neid und die Kleinlichkeit des Plebejers.

Der Sieg der moralischen Tartüfferie.

Die Gefahr, daß die Weltregierung in die Hände der Mittelmäßigen fällt.

Das Ersticken aller höheren Naturen.

Eine unbeschreiblich milde, feste, entschlossene und herzliche Betrachtung aller Dinge im I. Zarathustra.

„Ich bin so übervoll des Glückes und habe niemanden, dem ich abgeben, und nicht einmal den, dem ich danken könnte. So laßt mich euch, meinen Thieren, Dank darbringen."

1. Zarathustra seinen Thieren dankend und sie auf Gäste vorbereitend. Heimliche Geduld des Wartenden und tiefe Zuversicht auf seine Freunde.

2. Die Gäste als Versuchungen, die Einsamkeit aufzugeben. „Ich bin nicht gekommen, den Leidenden zu helfen u. s. w."

3. Der Einsiedler-Heilige, Fromme.

4. Zarathustra sendet seine Thiere aus auf Kundschaft. Allein, ohne Gebet, und ohne die Thiere. Höchste Spannung!

5. „Sie kommen!" Als der Adler und die Schlange reden, kommt der Löwe hinzu; — er weint. Abschied für immer von der Höhle.

Eine Art Festzug. Er geht mit den vier Thieren entgegen, bis zur Stadt — — —

* * *

Letzte Rede: „Hier der Hammer, der die Menschen überwindet. Ist der Mensch mißrathen? Wohlan, erproben wir's, ob er diesen Hammer aushält!"

Dies ist der große Mittag.

Der Untergehende segnet sich.

Er wahrsagt vom Untergang zahlloser Einzelner und Rassen.

„Ich bin das Fatum."

„Ich habe das Mitleiden überwunden": Jauchzen des Künstlers beim Geschrei des Marmors.

„Die Thiere und die Pflanzen ertragen diesen Gedanken" (er wendet sich an seine Thiere).

„Fort von mir!" — lachend geht er davon.

Zarathustra zerbricht sein Herz gegen seine Freunde,
gegen seine Thiere,
gegen alles, was er
geliebt hat:
ganz Wille zum Mittag.
Schluß: dithyrambisches Zerbrechen
seines Herzens.

Ich mache die große Probe: wer hält den Gedanken der ewigen Wiederkunft aus? — Wer zu vernichten ist mit dem Satze „es giebt keine Erlösung", der soll aussterben. Ich will Kriege, bei denen die Lebensmuthigen die Anderen vertreiben: diese Frage soll alle Bande auflösen und die Weltmüden hinaustreiben — ihr sollt sie ausstoßen, mit jeder Verachtung überschütten, oder in Irrenhäuser sperren, sie zur Verzweiflung treiben u. s. w.

Im zweiten Theil der große Gedanke als Medusenhaupt: alle Züge der Welt werden starr, ein gefrorener Todeskampf.

---

2. Z. Große kosmische Rede: „Ich bin die Grausamkeit", „ich bin die List" u. s. w. Hohn auf die Scheu, die Schuld auf sich zu nehmen (— Hohn des Schaffenden —) und alle Leiden, — böser, als je einer böse war u. s. w. Höchste Form der Zufriedenheit mit seinem Werk: — er zerbricht es, um es immer wieder zusammenzufügen. Neue Überwindung des Todes, des Leidens und der Vernichtung.

Zarathuſtra im zweiten Theil als Richter. Die grandioſe Form und Offenbarung der Gerechtigkeit, welche geſtaltet, baut und folglich vernichten muß (ſich ſelber dabei entdeckend; überraſcht, plötzlich das Weſen des Richtenden zu erkennen).

„Nichts iſt wahr, alles iſt erlaubt."

Zarathuſtra: „ich nahm euch alles, den Gott, die Pflicht, — nun müßt ihr die größte Probe einer edlen Art geben. Denn hier iſt die Bahn der Ruchloſen offen — ſeht hin!"

— Das Ringen um die Herrſchaft, am Schluß die Heerde mehr Heerde und der Tyrann mehr Tyrann als je.

— Kein Geheimbund! Die Folgen eurer Lehre müſſen fürchterlich wüthen: aber es ſollen an ihr Unzählige zu Grunde gehen.

— Wir machen einen Verſuch mit der Wahrheit! Vielleicht geht die Menſchheit daran zu Grunde! Wohlan! —

Zarathuſtra muß ſeine Jünger zur Erd-Eroberung aufreizen: — höchſte Gefährlichkeit, höchſte Art von Sieg: ihre ganze Moral eine Moral des Kriegs; — unbedingt ſiegen wollen.

Die Stärkſten an Leib und Seele ſind die Beſten — Grundſatz für Zarathuſtra —; aus ihnen die höhere Moral, die des Schaffenden. — Den Menſchen nach ſeinem Bilde umſchaffen: das will er, das iſt ſeine Ehrlichkeit.

Einzelne Werkzeuge.

1. Die Befehlenden, Mächtigen — welche nicht lieben, es sei denn die Bilder, nach denen sie schaffen. Die Vollen, Vielfachen, Unbedingten, welche das Vorhandene überwinden.
2. Die Gehorsamen, „Freigelassenen" — Liebe und Verehrung ist ihr Glück, Sinn für das Höhere (Aufhebung ihrer Unvollständigkeit im Anblick.)
3. Die Sklaven, „Knechtsart" —: Behagen ihnen zu schaffen, Mitleiden unter einander.

„Könnt ihr schwören? Seid ihr euer gewiß genug dazu?" fragt Zarathustra.

Das Prinzip, vermöge dessen der Mensch über die Thiere Herr geworden ist, wird auch wohl das Prinzip sein, welches „den höchsten Menschen" festsetzt: Macht, Klugheit, Warten-können, Verabredung, Strenge, Krieger-Affekte.

Zarathustra, nachdem seine Jünger erschreckt sich abgewendet haben und er lachend übermenschlich-sicher seine Mission ausgedrückt hat: — — mit tiefster Zärtlichkeit sie zu sich rufend, gleichsam zurückkehrend aus der höchsten Entfremdung und Ferne: väterlich.

* * *

Z. 3. Die große Weihung des neuen Arzt-Priester-Lehrer-Wesens, welches dem Übermenschen vorangeht.

Im letzten Theil. Die große Syntheſis des Schaffenden, Liebenden, Vernichtenden.

Im letzten Theile wird Zarathuſtra immer fremder, ferner, ſtiller in ſeinen Reden. Endlich verſinkt er in das tiefſte Schweigen, — ſieben Tage lang. Währenddem entſteht die Empörung, der ſtumme Druck bei den Jüngern.

Ihre Loslöſung, das Auseinanderfliehen, Gewitter und Sturm. Das Weib will ihn tödten, als ſeine letzten Jünger entſchloſſen ſind, ihm ihr Nein zu ſagen.

Du biſt jünger als dieſe Kinder. Iſt das die zweite Kindheit, von der man mir ſprach?

Der ſterbende Zarathuſtra hält die Erde umarmt. —

Und obgleich es niemand ihnen geſagt hatte, wußten ſie alle, daß Zarathuſtra todt war.

---

3. Entwürfe und Gedanken zu einer selbständigen Fortsetzung des Zarathustra, 1885/86: nach Abfassung des jetzigen vierten Theils.

a) Aus dem Jahre 1885.

Mittag und Ewigkeit.
Wahrsagungen eines Zukünftigen.

Erster Theil:
Von der Rangordnung.

Zweiter Theil:
Von den Herren der Erde.

Dritter Theil:
Vom Ring der Ringe.

Vierter Theil:
Vom neuen Sterben.

I. Zarathustra kann nur beglücken, nachdem die Rangordnung hergestellt ist. Zunächst wird diese gelehrt.
II. Die Rangordnung, durchgeführt in einem System der Erdregierung: die Herren der Erde zuletzt, eine neue herrschende Kaste. Aus ihnen hier und da entspringend, ganz epikurischer Gott, der Übermensch, der Verklärer des Daseins.
III. Die übermenschliche Auffassung der Welt. Dionysos.

IV. Von dieser größten Entfremdung liebend zurückkehrend zum Engsten und Kleinsten, — Zarathustra alle seine Erlebnisse segnend und als Segnender sterbend.

Es muß viele Übermenschen geben: alle Güte entwickelt sich nur unter ihres Gleichen. Ein Gott wäre immer ein Teufel! Eine herrschende Rasse. — Zu „die Herren der Erde".

Z. 1. Die Ansätze der Differenzirung.

Alles „Glück" nur als Cur oder Ausruhen erlaubt. Gegen die „Glücklichen" und „Guten" und die Heerdenthiere.

Z. 2. Die „Selbst-Überwindung" des Menschen.

Größter aller Kämpfe und längste Züchtung. Als Mittel die „Versucher" heraufbeschworen.

Z. 3. Vom Ringe.

Der Urwald, alles in furchtbarer Größe.

---

1) Zarathustra gefangen — Anklagerede gegen ihn als Verführer. Zarathustra preist die Entronnenen (große Krisis bei ihm). Er überredet die Väter zu einem Gedächtniß-Feste.

Hinzuströmen aller Aristokraten von allen Enden der Erde. Zuletzt kommen die Kinder selber.

2) Die Rangordnung der Menschen, er scheidet die Hinzuströmenden nach Gruppen von sich ab, er bezeichnet zugleich damit die Grade der Erziehung des Menschen (durch Generationen).

3) Vor der kleinsten Auswahl: die Gesetzgeber der Zukunft, mit den großen Tugenden (Verantwortlichkeit), der Hammer.

4) Der Abschied: die Wiederkunft als Religion der Religionen: tröstlich.

Mittag und Ewigkeit.

Erster Theil:
Die Heroldsrufe.

Zweiter Theil:
Die Verkündigung.

Dritter Theil:
Die Gelobenden.

Vierter Theil:
Aufgang und Untergang.

* * *

1. Großer Trompeten-Herolds-Lärm. Glück der lauten Töne!

Ich bin jener prädestinirte Mensch, der die Werthe für Jahrtausende bestimmt. Ein Verborgener, ein überallhin Gedrungener, ein Mensch ohne Freude, der jede Heimat, jedes Ausruhen von sich gestoßen hat. Was den großen Stil macht: Herr werden über sein Glück wie sein Unglück: —

2. Mein Geschenk ist erst zu empfangen, wenn die Empfänger da sind: dazu Rangordnung. Die größten

Ereigniſſe werden am ſpäteſten begriffen. — Inſofern muß ich Geſetzgeber ſein.

3. Die Zeit ſeines Auftretens: die gefährlichſte Mitte, wo es hingehen kann zum „letzten Menſchen", aber auch — — —; charakteriſirt durch das größte Ereigniß: Gott iſt todt. Nur merken die Menſchen noch nichts davon, daß ſie nur von ererbten Werthen zehren. Die allgemeine Nachläſſigkeit und Vergeudung.

4. — Grundeinſicht: „gut" und „böſe" wird jetzt als vom Auge des „Heerdenthieres" betrachtet. Gleichheit der Menſchen als Ziel. Der eine Gott als Vorbereitung der Heerden-Moral! Dagegen ich: der Lehrer von der Rangordnung.

5. Führer, Heerden und Iſolirte. Die Verſucher.
6. Vollſtändige Menſchen und Bruchſtücke.
7. Gerathene und Mißrathene.
8. Schaffende und Geſtaltete. Kraft-Verſchiedenheit.
9. Die Künſtler als die kleinen Vollender.
10. Die wiſſenſchaftlichen Menſchen als Beſchreiber und umfänglichſte Organe.
11. Die herrſchaftlichen Menſchen als Verſuche der Züchtung.
12. Die Religionsſtifter, als Verſuche neuer allgemeiner Werthſetzungen.
13. Das Gefühl der Unvollkommenheit: die Bußfertigen.
14. Der Drang nach einem Vollkommenen hin: die Frommen, die ſchönen Seelen, die große Sehnſucht.
15. Die Kraft, irgend worin Vollkommenes zu thun: (Handwerks-Meiſter, Künſtler, Beamte, Gelehrte u.ſ.w.)
16. Die Erde jetzt als Marmor-Werkſtätte daliegend: es iſt eine herrſchende Raſſe nöthig, mit unbedingter Gewalt!

1. Die Trommeln der Herolde.

(Zarathustra auf einer alten Festung. Kriegerisch im höchsten Grade. — Zarathustra der gottlose Einsiedler, der erste Einsame, der nicht betet. „Seid ihr jetzt stark genug für meine Wahrheit?")

2. Des Nachts wie am Rialto. (Finale.)

3. Das Rosenfest.

4. Was ist vornehm? („Wer gehört zu mir?")

5. Die Rangordnung. „Seid ihr Solche?" — als Refrain —; „und ihr müßt alles in euch haben, um herrschen zu können, aber auch unter euch!" Refrain: „und wenn ihr nicht sprechen dürft: „wir ehren sie, doch sind wir höherer Art" — so seid ihr nicht von meiner Art."

---

1. Zarathustra auf der alten Festung erwachend, hört die Trommeln der Herolde.

2. Die Prüfung: „Gehört ihr zu mir?"

3. Der Rosenfest-Zug.

4. Die Lehre von der Rangordnung.

5. Nachts an der Brücke.

Zarathustra glücklich darüber, daß der Kampf der Stände vorüber ist, und jetzt endlich Zeit ist für eine Rangordnung der Individuen. Haß auf das demokratische Nivellirungs-System ist nur im Vordergrund: eigentlich ist er sehr froh, daß dies so weit ist. Nun kann er seine Aufgabe lösen. —

Seine Lehren waren bisher nur an die zukünftige Herrscher-Kaste gerichtet. Diese Herren der

Erde sollen nun Gott ersetzen, und das tiefe unbedingte Vertrauen der Beherrschten sich schaffen. Vorerst: ihre neue Heiligkeit, ihre Verzichtleistung auf Glück und Behagen. Sie geben den Niedrigsten die Anwartschaft auf Glück, nicht sich. Sie erlösen die Mißrathenen durch die Lehre vom „schnellen Tode", sie bieten Religionen und Systeme an, je nach der Rangordnung.

Er führt seine Freunde immer höher, auch an seine Höhle und endlich auf den hohen Berg: da stirbt er, segnend die Gräberinsel und Höhle.

Die Stationen: und jedesmal Reden.

— Er bewegte und schloß wieder die Lippen und blickte wie einer, der noch etwas zu sagen hat und zögert es zu sagen. Und es dünkte denen, welche ihm zusahen, daß sein Gesicht dabei leise erröthet sei. Dies dauerte eine kleine Weile: dann aber, mit einem Male, schüttelte er den Kopf, schloß freiwillig die Augen — und starb. —

Also geschah es, daß Zarathustra untergieng.

---

b) Aus dem Jahre 1886.

Mittag und Ewigkeit.

I. Das Todtenfest.
II. Die neue Rangordnung.
III. Von den Herren der Erde.
IV. Vom Ring der Wiederkunft.

Die ewige Wiederkunft.

Zarathustrische Tänze und Umzüge.

1. Gottes Todtenfest.
2. Am großen Mittag.
3. „Wo ist die Hand für diesen Hammer?“
4. Wir Gelobenden.

I.

Die Peststadt. Er wird gewarnt, er fürchtet sich nicht und geht hinein, verhüllt. Alle Arten des Pessimismus ziehen vorbei. Der Wahrsager deutet jeden Zug. Die Sucht zum Anders, die Sucht zum Nein, endlich die Sucht zum Nichts folgen sich.

Zuletzt giebt Zarathustra die Erklärung: Gott ist todt, dies ist die Ursache der größten Gefahr: wie? sie könnte auch die Ursache des größten Muthes sein! (Der Tod Gottes, für den Wahrsager das furchtbarste Ereigniß, ist das glücklichste und hoffnungsreichste für Zarathustra.)

II.

Das Erscheinen der Freunde.

Der Genuß der Untergehenden an dem Vollkommenen: Abziehenden.

Die Rechenschaft der Freunde.

Festzüge. Die entscheidende Zeit, der große Mittag.

Das große Dank- und Todtenopfer an den todten Gott.

III.

Die neue Aufgabe.
Das Mittel der Aufgabe.
Die Freunde verlaſſen ihn.
Zarathuſtra ſtirbt.

IV.

Wir Gelobenden.

Nachbericht und Anmerkungen.

Diese Gesammtausgabe der Werke Friedrich Nietzsche's wird im Auftrage seiner Schwester veranstaltet.

Beendigung des Druckes: Juni 1901.

Nachbericht.

Aus der Zeit der Fröhlichen Wissenschaft. (1881/82.)

Der Haupttheil der Vorarbeiten zur Fröhlichen Wissenschaft fällt in das Jahr 1881. Erhalten sind an Manuskripten fünf größere Hefte und zwei Notizbücher, die sich folgendermaaßen gruppiren. Den Anfang macht ein voll beschriebenes, ziemlich starkes Großoktavheft (M IX), das in den Sommer und den Herbstanfang 1881 gehört, wie zwei darin enthaltene Daten beweisen. Nur der kleinere Theil seines sehr reichen Inhalts ist in die Fröhliche Wissenschaft übernommen; wir haben die zahlreichsten und wichtigsten der im ersten Theil dieses Bandes veröffentlichten Gedanken aus diesem Heft geschöpft. Nietzsche hat, vermuthlich gleichzeitig, ein Verzeichniß der Aphorismen dieses Heftes begonnen, das 55 Nummern enthält und vielleicht für eine systematische Gruppirung derselben bestimmt war. Leider konnte unsere Ausgabe keinen Nutzen daraus ziehen, da das Verzeichniß in den ersten Anfängen stehen geblieben ist. Es steht in einem sonst fast ganz leer gebliebenen Heft mit blauem Papier (M XII). — Im Herbst 1881 wurde dann ein Notizbuch (N XXIX) für die erste Skizzirung weiterer Gedanken verwendet, von denen ein größerer Theil, stilistisch und inhaltlich vervollkommnet, in einer vorläufigen Reinschrift (M XIV) sich wiederfindet. Diese Reinschrift ist fortgesetzt in zwei anderen Heften (M XI und M VII), welche die unmittelbare Vorlage des Druckmanuskriptes bilden. —

Einmal hat Nietzsche auch einen Band von Emerson's Essays benutzt, vermuthlich weil er gerade kein Schreibpapier zur Hand hatte. Auf die leeren Anfangs- und Schlußseiten wie auch an den Rand der Textseiten sind eine Anzahl Aphorismen geschrieben.

Die Fröhliche Wissenschaft wurde im Sommer 1882 gedruckt. Währenddem nahm der Autor noch ein paar Gedanken aus einem in den Sommer und Herbst 1882 gehörigen Notizbuch (N XXX) mit hinein, von dem weiter unten noch die Rede ist. Der Titel „die fröhliche Wissenschaft" findet sich in mehreren Heften, so zum Beispiel in der Reinschrift M VII. Dabei steht das Datum „Genova Januar 1882", der Zusatz „Fortsetzung der Morgenröthe" und eine Art Widmung: „Meinen Freunden als Gruß und Geschenk". Die provençalische Version „Gaya Scienza", die bei der zweiten vermehrten Ausgabe im Jahre 1887 hinzugefügt wurde, findet sich ebenfalls in einem Manuskripte des Jahres 1881.

In N XXX steht folgende Zusammenfassung der letzten Werke des Autors:

„Die Pflugschar.
Ein Werkzeug zur Befreiung des Geistes.
Erste Gesammtausgabe
in 2 Bänden.

Inhalt:
Menschliches, Allzumenschliches. Mit Anhang:
Vermischte Meinungen und Sprüche.
Der Wanderer und sein Schatten.
Morgenröthe. Gedanken über die moralischen Vorurtheile.
Die fröhliche Wissenschaft."

Statt „die Pflugschar" heißt der Gesammttitel an einer anderen Stelle „Vademecum, Vadetecum".

Mehrere Planskizzen dieser Zeit beziehen sich auf die Lehre von der ewigen Wiederkunft, deren Conception in den Sommer 1881 fällt. Eine erschöpfende Darstellung der Lehre, die einen hervorragenden Platz in Nietzsche's Philosophie einnimmt, ist er uns schuldig geblieben. Pläne existiren in großer Zahl von 1881 an bis in das letzte Jahr von Nietzsche's Schaffen. Gleich von Anfang an treten dabei zwei verschiedene Absichten nebeneinander auf. Die eine zielt auf eine theoretische Darstellung der Lehre, die andere auf eine poetische Behandlung. Die Zeit der Fröhlichen Wissen-

schaft bringt zwei vorläufige Skizzen für die erste und eine für die zweite dieser beiden Ideen. Die Entwürfe für die Prosabehandlung lauten:

„Die Wiederkunft des Gleichen.

Entwurf.

1. Die Einverleibung der Grundirrthümer.
2. Die Einverleibung der Leidenschaften.
3. Die Einverleibung des Wissens und des verzichtenden Wissens. (Leidenschaft der Erkenntniß.)
4. Der Unschuldige. Der Einzelne als Experiment. Die Erleichterung des Lebens, Erniedrigung, Abschwächung — Übergang.
5. Das neue Schwergewicht: die ewige Wiederkunft des Gleichen. Unendliche Wichtigkeit unseres Wissens, Irrens, unserer Gewohnheiten, Lebensweisen für alles Kommende. Was machen wir mit dem Reste unseres Lebens, — wir, die wir den größten Theil desselben in der wesentlichsten Unwissenheit verbracht haben? Wir lehren die Lehre, — es ist das stärkste Mittel, sie uns selber einzuverleiben. Unsre Art Seligkeit, als Lehrer der größten Lehre.

Anfang August 1881 in Sils-Maria, 6000 Fuß über dem Meere und viel höher über allen menschlichen Dingen! —"

„1. Die mächtigste Erkenntniß.
2. Die Meinungen und Irrthümer verwandeln den Menschen und geben ihm die Triebe, oder: die einverleibten Irrthümer.
3. Die Nothwendigkeit und die Unschuld.
4. Das Spiel des Lebens."

Die Skizze der poetischen Idee stellt sich dar als ein erster Ansatz zum Zarathustra. Der Titel lautet:

„Mittag und Ewigkeit.
Fingerzeige zu einem neuen Leben."

Darunter steht:

„Zarathustra, geboren am See Urmi, verließ im dreißigsten Jahre seine Heimath, gieng in die Provinz Aria und verfaßte

in den zehn Jahren seiner Einsamkeit im Gebirge den Zend-Avesta.

Die Sonne der Erkenntniß steht wieder einmal im Mittag: und geringelt liegt die Schlange der Ewigkeit in ihrem Lichte — —: es ist eure Zeit, ihr Mittagsbrüder!"

Hierzu gehören folgende Bemerkungen:

„Zum „Entwurf einer neuen Art zu leben."

Erstes Buch: Im Stile des ersten Satzes der neunten Symphonie. Chaos sive natura: „Von der Entmenschlichung der Natur." Prometheus wird an den Kaukasus angeschmiedet. Geschrieben mit der Grausamkeit des κράτος, „der Macht".

Zweites Buch: Flüchtig-skeptisch-mephistophelisch. „Von der Einverleibung der Erfahrungen." Erkenntniß = Irrthum, der organisch wird und organisirt.

Drittes Buch: Das Innigste und über den Himmeln Schwebendste, was je geschrieben wird: „Vom letzten Glück des Einsamen", — das ist der, welcher aus dem „Zugehörigen" zum „Selbsteignen" des höchsten Grades geworden ist: das vollkommene ego: nur erst dies ego hat Liebe; auf der früheren Stufe, wo die höchste Einsamkeit und Selbstherrlichkeit nicht erreicht ist, giebt es etwas anderes als Liebe.

Viertes Buch: Dithyrambisch-umfassend: „Annulus aeternitatis." Begierde, alles noch einmal und ewige Male zu erleben.

Die unabläßige Verwandlung —: du mußt in einem kurzen Zeitraume durch viele Individuen hindurch. Das Mittel ist der unabläßige Kampf.

Sils-Maria. 26. August 1881."

„Wir wollen ein Kunstwerk immer wieder erleben! So soll man sein Leben gestalten, daß man vor seinen einzelnen Theilen denselben Wunsch hat! Dies der Hauptgedanke! Erst am Ende wird dann die Lehre von der Wiederholung alles Dagewesenen vorgetragen, nachdem die Tendenz zuerst eingepflanzt ist, etwas zu schaffen, welches unter dem Sonnenschein dieser Lehre hundertfach kräftiger gedeihen kann!"

„Zu erwägen: die verschiedenen erhabenen Zustände, die ich habe, als Grundlage der verschiedenen Capitel und deren Materien, — als Regulator des in jedem Capitel waltenden Ausdrucks, Vortrags, Pathos, — so eine Abbildung meines Ideals gewinnen, gleichsam durch Addition. Und dann höher hinauf!"

In dem Notizbuch N XXX, welches hauptsächlich Vorstudien zum ersten Theil des Zarathustra und, wie oben bemerkt, noch einige Aphorismen zur Fröhlichen Wissenschaft enthält, giebt es folgenden Entwurf, der ebenfalls hier mitgetheilt sein mag:

„1. Die weibliche Beurtheilung der Affekte, der einzelnen Tugenden und Laster von Mann und Weib.
Weib und Arbeit.
Weib und Staat.
Weib und Ruhm.
2. Das weibliche Urtheil und der Glaube des Weibes in Betreff seines Urtheils.
3. Die verhehlte Wirklichkeit und
4. die Unwirklichkeit, welche ein Weib sich verpflichtet fühlt als wahr zu behaupten.
5. Die Verführung der Andern zur guten Meinung über uns, und das Sich-Beugen vor dieser Meinung als einer Autorität.
6. Tempo der weiblichen Affekte.
7. Schwangerschaft als der Cardinalzustand, welcher allmählich das Wesen des Weibes überhaupt gestaltet hat. Relation aller weiblichen Denk- und Handlungsweisen dazu.
8. Die Pflege der Kinder — theils zurückbildend, theils allzu sehr entkindlichend. Weiblicher Rationalismus.
9. Verschiedenheit der weiblichen und männlichen Herrschsucht.
10. Das weibliche Gefühl der Vollkommenheit — im Dienen und Gehorchen.
11. Was als unweiblich empfunden wird. Geschichte.
12. Verneinen, zerstören, hassen, sich rächen: warum das Weib darin barbarischer ist als der Mann.
13. Sinnlichkeit von Mann und Frau verschieden."

Weitere Pläne und Gedanken, die in der zweiten Hälfte des Jahres 1882 aufgezeichnet sind, zeigen den ersten Versuch zu einer umfassenden Darstellung von Nietzsche's philosophischen Haupt-

gedanken. Dieselben sind für den folgenden Band zurückgelegt worden.

— Schließlich sind noch einige Themata zu nennen, die Nietzsche sich für eine eventuelle Bearbeitung notirt hat: „Musiker, Dichter, Denker et hoc genus omne. Gelegenheiten, Beobachtungen und Fragen." — „An die Moralgläubigen." — „Die Erziehung des Genius."

Sprüche und Sentenzen. (1882—1884.)

Nietzsche hat sich zwei Spruchsammlungen angelegt, eine im Jahre 1882, eine andere etwas später, wahrscheinlich im Jahre darauf. Die erstere (M VIII) enthält 445 nummerirte Sentenzen, von denen ein großer Theil für den ersten und zweiten Zarathustra und für die „Sprüche und Zwischenspiele" im Jenseits von Gut und Böse benutzt ist. Am Anfang steht ein Titel: „Jenseits von gut und böse. Sentenzenbuch" und das Motto: „il sait goûter sa vie en paresseux sensé qui pond sur ses plaisirs. (Duc de Nevers.)" Am Ende stehen zwei andere Titel: „Auf hoher See. Ein Sentenzenbuch" und „Schweigsame Reden. Ein Sentenzenbuch." Dazu als Motto eine Vorstufe des Gedichts „Nach neuen Meeren", das später in den Anhang zur Fröhlichen Wissenschaft verwiesen worden ist. Außerdem ist durch Ziffern neben einer Reihe von Sentenzen eine Ordnung derselben in 5 Capitel angedeutet. Im ersten sollte es sich hauptsächlich um die Erkenntniß handeln, im zweiten um die Moral, im dritten um die Religion, in das vierte sollten Bemerkungen über die Geschlechter und die Ehe, in das fünfte psychologische Bemerkungen kommen. Doch ist diese Eintheilung nicht auf alle Sentenzen ausgedehnt und scheint einer bald wieder aufgegebenen Idee ihr Dasein zu verdanken.

Die zweite Sammlung steht in einem Entwurfheft zum zweiten Theil des Zarathustra (Z IV). Sie trägt den Titel: „Böse Weisheit. Sprüche und Sprüchwörtliches." Noch ein zweiter findet sich: „Pfeile. Sprüche und Sprüchwörtliches." Etwa ein Drittel der darin vereinigten 200 Nummern ist aus den früheren Aphorismenbüchern ausgezogen. Die neu geschaffenen sind theils in den Zarathustra oder die Sprüche des Jenseits, theils erst in unseren Band aufgenommen worden.

Wie bereits im Vorwort gesagt worden ist, haben wir für unsere „Sprüche und Sentenzen" nicht nur aus diesen beiden

Sammlungen, sondern auch aus den Manuskripten zum Zarathustra geschöpft, über die man im Folgenden nachlesen möge.

Nachträge zum Zarathustra. (1882—1886.)

Die erste Aufzeichnung zum Zarathustra, die wir besitzen, ist der oben (S. 425f.) mitgetheilte Entwurf „Mittag und Ewigkeit", der dem August des Jahres 1881 angehört. In den Manuskripten zur Fröhlichen Wissenschaft finden sich mehrere Anzeichen davon, daß in der Stille weitere Gedanken und Pläne zu dem Werk keimen. Die Ausführung wurde im Herbst 1882 in Angriff genommen. Der erste Theil entstand im Winter 1882/83, der zweite im Sommer 1883, der dritte im Winter 1883/84 und der vierte nach einer etwas längeren Pause im Winter 1884/85. Die Vorarbeiten sind fast vollständig vorhanden und bieten eine überreiche Fülle von Gedanken, Plänen, Sprüchen und ausgeführten Partien, die nur theilweise verwerthet sind. Zum ersten Theil gehören 3 Notizbücher (N XXX—XXXII) und ein Quartheft (Z II), zum zweiten wiederum 3 Notizbücher (N XXXIII—XXXV) und 2 größere Hefte (Z III, Z IV), zum dritten 5 Notizbücher (N XXXVI—XL) und 3 Hefte (Z I, Z V, Z VI) und zum vierten ein Notizbuch (N XLI) und 5 Hefte (Z VII—X, G II). Dazu kommen noch einige lose Blätter, die in einer Mappe vereinigt sind.

Die wichtigsten der auf die Hauptideen des Zarathustra sich beziehenden Bemerkungen bringen wir im ersten Capitel unserer Nachträge. Die einzeln stehenden Sprüche haben wir zu den „Sprüchen und Sentenzen" gezogen. Zurückgebliebene Partien bilden unser zweites Capitel. Die Aufzeichnungen zu weiteren, nicht ausgeführten Theilen des Zarathustra endlich sind im dritten Capitel zusammengestellt. Zum besseren Verständniß derselben mögen folgende Erläuterungen beitragen:

In den Manuskripten zum zweiten und zum dritten Theil finden sich Pläne und Bemerkungen zu einem *vierten*, abschließenden Theil des Zarathustra; dieser ist *nicht identisch* mit dem jetzigen vierten Theil, der damals noch nicht in Aussicht genommen war. — Nach Vollendung des dritten Theils ändert Nietzsche seine Absichten. Er betrachtet das Buch „Also sprach Zarathustra" als *abgeschlossen* und plant ein *neues*, *daran anschließendes* Werk. Der Titel schwankt zwischen „Mittag und Ewigkeit" und „die ewige Wiederkunft." Dies Werk sollte ebenfalls die Figur

des Zarathuſtra als Mittelpunkt haben und im Weſentlichen den Stoff des früheren letzten Theils in ſich aufnehmen. Drei Theile ſind in der Regel in Ausſicht genommen: der erſte ungefähr mit dem Inhalt des heutigen vierten Theils, der zweite mit der Schilderung des „großen Mittags", der dritte mit der Erzählung von Zarathuſtra's Tod und deſſen Wirkung. Jedoch iſt der Plan keineswegs feſt. Die Schwankungen und Widerſprüche im Einzelnen wie im Ganzen ſind ſehr groß. Die Bezeichnungen „Zar. 1., Z. 2." u. ſ. w. bei den Bemerkungen im Text ſind für die Theile dieſes Werkes zu verſtehen. Die Aufzeichnungen in dem 2. Abſchnitt des 3. Capitels unſerer Nachträge ſind aus den Manuſkripten des Jahres 1884 geſchöpft, die hauptſächlich proſaiſche Arbeiten enthalten (W II, W VI, G I), und außerdem aus den Heften zum 4. Zarathuſtra. — Als dann Nietzſche im Herbſt 84 an die Ausführung ging, ließ er ſeine Idee wieder fallen und kehrte zu dem älteren Plan zurück: das Werk „Alſo ſprach Zarathuſtra" zu beenden. Dabei hielt er an der neuen Zahl der Theile feſt, ſo daß an die 3 erſten ſich 3 weitere: 4, 5 und 6 anſchließen ſollten. In dieſem Sinne iſt der vierte Theil ausgeführt worden. Nach deſſen Beendigung, im Jahre 1885, tritt wiederum der Plan eines neuen Zarathuſtra-Werkes auf, der noch ſchwankender iſt als der des voraufgehenden Jahres (Manuſkripte W III, N XLIII, N XLIV). Ebenſo giebt es im Jahre 1886 einige Pläne zu einer ſelbſtändigen Fortſetzung des Zarathuſtra (W I). Vgl. III, 3, a) und b) im Text. — Die Nummerirung der unausgeführten Zarathuſtra-Theile iſt alſo eine verſchiedene. Einmal nennt ſie Nietzſche 4, 5, 6 und ſetzt ſo die Zählung der ausgeführten Theile fort; ein anderes Mal fängt er eine neue Zählung an und ſagt: 1, 2, 3. Um Verwirrungen vorzubeugen, haben wir dieſe Buchbezeichnungen bei den Notizen aus den Jahren 1884—1886, falls ſie die Zählung: 4, 5, 6 hatten, in 1, 2, 3 geändert oder, wo kein Irrthum möglich war, weggelaſſen. Dieſe Änderungen ſind in den Anmerkungen verzeichnet.

Anmerkungen.

(Abkürzungen: FrW = Die fröhliche Wissenschaft; Z = Also sprach Zarathustra; JGB = Jenseits von Gut und Böse (— die Zahlen dahinter bedeuten die Aphorismennummern —); N. = Nietzsche; Ms. = Manuskript; Z. = Zeile; Aph. = Aphorismus; (?) = nicht sicher lesbar; (!) = den Buchstaben nach sicher, dem Sinne nach auffällig.)

Aus der Zeit der Fröhlichen Wissenschaft. (1881/1882.)

Aphorismus.

No. 6. — Ist Theil einer Vorstufe von FrW 337.
No. 14. — Steht auf einem losen Blatt, das nicht sicher datirbar ist. Vielleicht erst nach Z.
No. 18. — Zu den ersten Zeilen vgl. JGB 24.
— Im Ms. stehen auf derselben Seite wie der Aph. noch folgende in den gedanklichen, aber nicht den stilistischen Zusammenhang passende Worte:
„ : sie sublimirt das Böse zu Tugenden."
No. 21. — Im Ms. vor dem Aph.: „Zu 4". Bezieht sich auf den Entwurf „die Wiederkunft des Gleichen", der auf derselben Seite des Heftes steht. Vgl. Nachbericht S. 425.
— Z. 19. „die" fehlt im Ms.
No. 25. — Z. 18. „Lust an Erfolgen in einer": im Ms. „Lust, die Erfolge einer" (?).
No. 37. — Fraglich, ob der Aph. abgeschlossen ist. Der Punkt am Schluß fehlt.
No. 66. — Z. 5. „das" fehlt im Ms.
— Z. 7. „Für" fehlt im Ms.
— Z. 8. „sind" fehlt im Ms.
— Z. 14. „auf": im Ms. „in".
No. 67. — Z. 6. „Bewegung der Verwitterung" (!).
No. 69. — Vgl. JGB 192.
No. 72. — Über dem Aph. mit Bleistift: „v. Analysis d. W." Gemeint ist das Buch „Zur Analysis der Wirklichkeit" von O. Liebmann.
No. 77. — Z. 21. „sonst": im Ms.: „sondern".
No. 81. — Z. 52. „genießende" (!).
No. 83. — Z. 5. „sehen": im Ms. „sein".

No. 83. — Z. 12f. N. schreibt „vertausendfach", „vertausendfache".
No. 93. — Vgl. FrW 109.
No. 94. — Aph. ist später als der andere Text in das Ms.-Heft (M IX) hineingeschrieben, zu gleicher Zeit als der auf der Gegenseite stehende Aph. 104 überarbeitet wurde. Vielleicht erst nach Z.
No. 105. — Am Schluß Citat: „(cf. Vogt p. 90)." J. G. Vogt: Die Kraft. Eine real-monistische Weltanschauung. 1878.
No. 107. — Aph. schließt im Ms. an eine Vorstufe von FrW 109.
No. 113. — Z. 2. „frohe" (?).
No. 131. — Z. 1. „wollen wir" (?).
No. 140. — J. R. Mayer: Die organische Bewegung in ihrem Zusammenhange mit dem Stoffwechsel, 1845. Nicht wörtliche Citate; vgl. z. B. S. 104.
No. 151. — Die beiden letzten Worte „Oder Beides?" sind später mit Bleistift hinzugefügt.
No. 156. — Letzte Z. „Mazzini" (?).
No. 161. — Z. 9. „weise" (?).
No. 166. — Z. 2. „Weisen" (?).
No. 167. — Z. 11f. „sich zu scheinen" (!). Vielleicht verschrieben statt „selbst"?
No. 169. — Z. 3. „feinhörigsten". Zunächst hieß es „fruchtbarsten". Bei einer Überarbeitung ist dieser Satz sehr verändert worden; der zweite Theil des Wortes „fruchtbarsten" ist durchstrichen und darüber steht „hörigsten".
No. 171. — Z. 2, 4. „sind": im Ms. beide Male „ist".
No. 185. — Über der 1. Z. steht im Ms. mit Bleistift geschrieben: „so hat jede Gemeinde geurtheilt."
No. 207. — An den Aph. schließt eine Vorstufe von JGB 194.
No. 213. — Z. 5. Im Ms. „da sie".
No. 242. — Z. 1. Im Ms. stehen hinter „der Einsamen" die Worte „wir Menschen", die im Zusammenhang nicht verständlich sind.
No. 244. — Z. 18. Im Ms. steht vor der Anführung: „Sp. p. 302." — Spencer: die Thatsachen der Ethik, übersetzt von B. Vetter, 1879.
No. 253. — Z. 33. „mit allen Handlungen der Gottheit" (!). Vielleicht verschrieben statt „aller Handlungen mit der Gottheit"?
No. 265. — Letzte Z. Hinter „redet" im Ms. noch die Worte: „das ist gemein."
No. 283. — Z. 10. „auf" fehlt im Ms.
No. 306. — Z. 20. „Anleitung": im Ms. „Einleitung".

No. 308. — Z. 1. Im Mſ. „Das Ich= nicht".
No. 325. — Z. 8. „selten Freie" (?).
No. 330. — Z. 5. „für" fehlt im Mſ.
No. 340. — Z. 1 ff. Vgl. FrW 37.
No. 365. — Aph. ſchließt nicht ab: „Nothbehelf und" oder „— eines".
No. 384. — Z. 3. „vieles" fehlt im Mſ.
No. 385. — Z. 10. „innere" (?); vielleicht „neue".
No. 387. — Letzte Z. Hinter „Gedanken" noch ein paar Zeichen: „ꝛc." ?
No. 400. — Aph. bricht ab. Am Schluß ein Komma.
No. 401. — Z. 18. „aufgezehrt": urſprünglicher, nicht durchſtrichener Text: „vernichtet".
No. 402. — Letzte Z. Es folgen im Mſ. noch die Worte: „Weil der Staat nicht mehr nöthig iſt".
No. 403. — Z. 3. „ſo üblichen" (?).
No. 411. — Z. 5. „an" fehlt im Mſ.
— Z. 14. „Große eben" (?).
No. 415. — Vgl. Z Th. III, „Von alten und neuen Tafeln", 11.
No. 418. — Z. 2. Hinter „wegen" im Mſ. folgender Satz: „Übung und Ausbildung der Kunſt des —." Das letzte Wort (vielleicht ein griechiſches) iſt unleſerlich.
No. 421. — Den erſten Theil dieſer Aufzeichnung ſ. „Leben Friedrich Nietzſche's" von E. Förſter=Nietzſche, Bd. I, S. 10 f.
No. 423. — Im Mſ. von Z. 15 bis zum Schluß durchſtrichen.
No. 427. — Vgl. zu den erſten Zeilen Bd. XI d. A. „Aus der Zeit der Morgenröthe" No. 544.
— Z. 15. „auch": ſteht im Mſ. vor „die Deutſchen".
— Z. 28. „zurücklaſſen": im Mſ. „zurückzulaſſen".
— An den Aph. ſchließt im Mſ. eine Vorſtufe von FrW 105.
No. 428. — Z. 3. „um" fehlt im Mſ.
No. 434. — Z. 4. Im Mſ. vor „möglichſt": „ſondern".
No. 441. — Am Schluß ſtatt Ausrufungszeichen vielleicht Fragezeichen.
No. 445. — Z. 11. „Juvenilia" (?).
No. 455. — Z. 9 ff. Vgl. Z Theil III, „Geiſt der Schwere".
No. 463. — Am Schluß ſtehen im Mſ. noch die Worte „(zum Beiſpiel die Behandlung der Verbrecher.)".
No. 475. — Z. 5. „Vergnügen" (?)
No. 481. — Vgl. JGB. 193.
No. 492. — Z. 3. „verläuft": im Mſ. „verlaufen".
No. 495. — Z. 25. „uns" fehlt im Mſ.
No. 499. — Aph. ſteht auf einem loſen Blatt, das nicht ſicher datirbar iſt. Vielleicht erſt nach Z.

No. 499. — Z. 2. „Horch! jetzt hört die Zeit auf!“ Diese Worte nur zum Theil lesbar; Rand des Blattes zerrissen.
No. 508. — Vgl. „Scherz, List und Rache“ No. 24.

Sprüche und Sentenzen. (1882—1884.)

No. 21. — Z. 1. „dem Erkennen“: im Ms. „der Erkenntniß“.
— Z. 3. „daran“: im Ms. „darin“.
No. 36. — Z. 4. „Neuigkeiten“ (?).
No. 53. — Steht in einem Entwurfheft zum zweiten Zarathustra. Dabei: „(Idealisten)“.
No. 56. — Z. 2. „ein“: vielleicht verschrieben statt „etwas“.
No. 63. — In einem Entwurfheft zum zweiten Zarathustra. Dabei: „(Erkennende)“.
No. 330. — Vgl. „Lou Andreas-Salomé. Friedrich Nietzche in seinen Werken“ S. 25. Eine Vorstufe der dortigen Fassung (N XXX) hat die letzten 5 Worte unterstrichen.
No. 332. — Vgl. Lou Andreas-Salomé a. a. O. Unsere Fassung ist später als die dortige.
No. 333. — Vgl. Lou Andreas-Salomé a. a. O. In einer Vorstufe der dortigen Fassung (N XXX) lautet der Schluß: „Ideal für grundgute Menschen. (Zum Beispiel Goethe.)“
No. 345. — Der Nebensatz lautete ursprünglich: „wie Schopenhauer einer war“.
No. 501. — Z. 1. „Leib“ (?).
No. 511. — Von „hinein“ an im Ms. später mit Bleistift durchstrichen.
No. 561. — Z. 7. Statt „Schriftstellerei“ vielleicht „Schriftstellern“.
No. 562. — Vgl. Lou Andreas-Salomé a. a. O. S. 125 f. Anm. Eine Vorstufe der dortigen Fassung (N XXX) hat folgende Varianten:
— Überschrift: „Stil.“
— Z. 3. „soll jedes Mal dir“.
— Z. 5. Das in der Klammer Stehende fehlt.
— Z. 7. „vortragen“ nicht unterstrichen.
— Z. 8. Statt „muß“: „soll nur“.
— Z. 9. „Mittel“ nicht unterstrichen.
— Z. 11. Statt „ausdrucksvolle“: „ausdrucksreiche“.
— Z. 12. „nothwendig schon“.
— Z. 15. „und“ fehlt.
— Z. 19. Statt „vor der“: „gegen die“.

— Z. 21. Statt „Bei den“: „Für die“.
— Z. 24. Statt „nicht“: „nie“.
— Z. 27. „in — Mittel“ fehlt.
— Z. 29. Nach „überzutreten“ noch folgender Satz: „Ohne das feinste Gefühl und Vermögen im Poetischen selber kann man diesen Takt nicht haben.“
— Z. 31 f. „und klug“.
— Z. 32. Statt „zu überlassen“: „es übrig zu lassen.“
— Z. 33. Die letzten Worte nicht unterstrichen.

— Sentenz No. 8. Vgl. JGB 128.

No. 575. — Z. 3. „gar kein Gefühl mehr“: im Mf. „gar nicht mehr Gefühl“. Ursprünglich lautete der Schluß: „und gar nicht fühlt, was der Andere fühlt.“

No. 613. — Z. 1. Über „Wie lange“ steht im Mf. „Wie viel Jahrhunderte“.

No. 656. — In einem Heft zum 1. Zarathustra. Dabei steht: „(Rede an die Thiere)“.

Nachträge zum Zarathustra. (1882—1886.)

No. 675. — Vor unserem Anfang im Mf.: „Mit der Todtenfeier zu beginnen“. Sollte für Z. verwandt werden. Wohl Gottes Todtenfest gemeint.

No. 676. — Z. 7. „neuerer“ (?).

No. 688. — Z. 2. Hinter „falsche“ ist im Mf. eine Lücke für ein zweites Adjektivum gelassen, die nicht ausgefüllt worden ist.

No. 712. — Z. 8. Hinter „bringen“ im Mf. die Worte „ , der beste Bruder sein“. Nicht verständlich.

No. 730. — Z. 1. Im Mf. „dem Gesindel“.

Seite

374. — Z. 15. „Und der König trat“: im Mf. „— trat er“.

376. — Letzte Z. „mögt“: im Mf. „möcht“.

377. — Z. 20. „Weihrauchs“ im Mf. durchstrichen, ebenso wie zwei andere darübergeschriebene Worte: „Blumen“, „Herzen“.

388. — Z. 29 f. Das Mf. hat hier folgende zwei nicht zusammengearbeitete Fassungen: „da stieß er ein wildes Gebrüll aus und sprang auf sie los“. — „siehe, da sprang der Löwe mit einem wilden Gebrülle auf die höheren Menschen los“.

391. — Z. 6 v. u. „Zum dritten und vierten Akt“: im Mf. „Zu 3“.

Seite

393. — Plan zu Zarathuſtra IV, No. 4. Im Mſ. am Rande folgende Bemerkung: „einige abſonderliche Heilige kommen auch als Jünger; auch ein Narr (Epikur?)".
394. — No. 22 u. ſ. w. Am Rande die Worte: „(wie der Tod in die Welt kam!)".
396. — Z. 1. Hinter „Vernunft" folgende unſichere Worte: „als königlich-ſtark dem Gefühl".
— Z. 3 v. u. „Schnee" (?).
397. — Z. 7. „züchtigt" (!). Verſchrieben ſtatt „züchtet"?
400. — „Erſt die Geſetzgebung". Davor „Zu 4."
402. — Mitte, „Mit ſeiner Linken". Am Schluß noch ein angefangener Satz: „Zu ſeiner Rechten auf dem Tiſche der Felsplatte —".
409. — Dritter Abſchnitt. „Im zweiten Theil": im Mſ. „In Z. 4."
410. — Z. 2 v. u. „umſchaffen": im Mſ. „umzuſchaffen".
412. — Zweiter Abſchnitt. „Im letzten Theil": im Mſ. „In Z. 6".
414. — Zweiter Abſchnitt. „Es muß viele Übermenſchen": im Mſ. „müſſen". — „ihres Gleichen": im Mſ. „ſeines".
— Zu dem Abſchnitt: „1) Zarathuſtra gefangen —" gehört folgender Satz im Mſ.: „großer Gegenſatz zwiſchen der ungeheuren Unſicherheit und den kleinen Menſchen".
415. — Über dem erſten Abſchnitt: „1. Großer Trompeten-Herolds-Lärm" ſteht im Mſ. „Z. 5." Vor dem zweiten Abſatz ſteht „Z. 1."
417. — Über dem erſten Abſchnitt im Mſ. „Z. 5."

Friedrich Nietzsche's Werke

Groß 8° Ges.-Ausgabe I. Abth. 8 Bände.

I.	Die Geburt der Tragödie. Unzeitgemäße Betrachtungen	broſch.	ℳ	11.—,	geb.	ℳ	13.—
II.	Menſchliches Allzumenſchliches, Band I	„	„	7.50,	„	„	9.—
III.	Menſchliches Allzumenſchliches, Band II	„	„	7.50,	„	„	9.—
IV.	Morgenröthe	„	„	7.50,	„	„	9.—
V.	Die fröhliche Wiſſenſchaft	„	„	7.50,	„	„	9.—
VI.	Alſo ſprach Zarathuſtra	„	„	10.—,	„	„	12.—
VII.	Jenſeits von Gut und Böſe. Zur Genealogie der Moral	„		8.50,	„	„	10.—
VIII.	Der Fall Wagner. Götzen-Dämmerung. Nietzſche contra Wagner. Wille zur Macht I (Antichriſt). Dichtungen	„	„	8.50,	„	„	10.—
☞	Bei gleichzeitigem Bezug obiger 8 Bde. auf einmal	„		**60.—**,	„	„	**72.—**

In Subſkription:

Monatlich ein Band (Lieferung ausnahmslos in Reihenfolge: II, III, IV, V, VI, VII, VIII, zuletzt Band I)	pro Band	„	„	**7.50**,	„	„	**9.—**

Groß 8° Ges.-Ausgabe II. Abth.

IX.	Nachgelaſſene Werke 1869/72	broſch.	ℳ	9.—,	geb.	ℳ	11.—
X.	Nachgelaſſene Werke 1872/76	„	„	9.—,	„	„	11.—
XI.	Nachgelaſſene Werke 1875/76—1880/81	„	„	9.—,	„	„	11.—
XII.	Nachgelaſſene Werke 1881/86	„	„	9.—,	„	„	11.—
☞	Bei Bezug von zwei oder mehr Bänden dieſer Abtheilung auf einmal pro Band	„	„	**8.—**,	„	„	**10.—**

Weitere Bände dieſer Abtheilung folgen ſpäter.

Einbanddecken zur Geſammt-Ausgabe groß 8° . . . . . à ℳ 1.50

Einzeldrucke in groß 8° Format.

Die Geburt der Tragödie	broſch.	ℳ	8.—,	geb.	ℳ	4.25
Unzeitgemäße Betrachtungen, Band I	„	„	4.50,	„	„	5.75
Unzeitgemäße Betrachtungen, Band II	„	„	4.50,	„	„	5.75
Unzeitgemäße Betrachtungen (Ganzband I und II)	„	„	—.—,	„	„	10.50
Alſo ſprach Zarathuſtra (Halbfranzband)	„	„	—.—,	„	„	12.—
Alſo ſprach Zarathuſtra (Lederband, Goldſchnitt)	„	„	—.—,	„	„	15.—
Alſo ſprach Zarathuſtra, IV. Theil apart	„	„	4.—,	„	„	—.—
Jenſeits von Gut und Böſe	„	„	5.—,	„	„	6.25
Zur Genealogie der Moral	„	„	3.50,	„	„	4.55
Der Fall Wagner. Nietzſche contra Wagner	„	„	1.50,	„	„	2.75
Götzen-Dämmerung	„	„	2.25,	„	„	3.50
Einbanddecken zu den Einzeldrucken groß 8°	pro Decke	„				1.25

Nietzſche-Reliefs. In Lebensgröße nach dem Lichtdruckbilde im Band VI gr. 8° (Zarathuſtra), modellirt vom Bildhauer Julius Dreyler in München; Bezug durch C. G. Naumann in Leipzig (innerhalb Deutſchland frei Kiſte und Fracht), in Gyps, Bronce-Imitation . . . . . ℳ 40.—

in ächt Bronceguß (Kgl. Erzgießerei München, 13 Kilo ſchwer) „ 200.—

Friedrich Nietzsche's Werke

Klein 8° Gesamt-Ausgabe 1. Abth. 8 Bände.

I.	Die Geburt der Tragödie. Unzeitgemäße Betrachtungen	brosch.	ℳ 8.—	geb.	ℳ 9.—
II.	Menschliches Allzumenschliches, Band I	„	„ 6.—	„	„ 7.—
III.	Menschliches Allzumenschliches, Band II	„	„ 6.—	„	„ 7.—
IV.	Morgenröthe	„	„ 6.—	„	„ 7.—
V.	Die fröhliche Wissenschaft	„	„ 6.—	„	„ 7.—
VI.	Also sprach Zarathustra	„	„ 6.50	„	„ 7.50
VII.	Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral	„	„ 6.50	„	„ 7.50
VIII.	Der Fall Wagner. Götzen-Dämmerung. Nietzsche contra Wagner. Wille zur Macht I (Antichrist). Dichtungen	„	„ 6.50	„	„ 7.50
☞	Bei gleichzeitigem Bezug obiger 8 Bde. auf einmal	„	46.—	„	54.—

In Subskription:

Monatlich ein Band (Lieferung ausnahmslos in Reihenfolge: II, III, IV, V, VI, VII, VIII, zuletzt Band I) . . . . . „ „ 6.— „ „ 7.—

Einbanddecken zur Gesammt-Ausgabe klein 8° . . . . . pro Decke „ 1.—

Die II. Abtheilung der Gesammtausgabe erscheint auch in der Klein 8°-Ausgabe; nach Fertigstellung dieser Bände werden ausführliche Prospekte ausgegeben.

Einzeldrucke in klein 8° Format.

Geburt der Tragödie	brosch.	ℳ 2.25,	geb.	ℳ 3.25
Unzeitgemäße Betrachtungen, Band I	„	„ 3.—,	„	„ 4.—
Unzeitgemäße Betrachtungen, Band II	„	„ 3.—,	„	„ 4.—
Unzeitgemäße Betrachtungen (Ganzband I und II)	„	„ —.—,	„	„ 7.—
Der Wanderer und sein Schatten	„	„ 2.50,	„	„ 3.50
Also sprach Zarathustra (Leinenband)	„	„ —.—,	„	„ 7.50
Also sprach Zarathustra (Lederband, Goldschnitt)	„	„ —.—,	„	„ 10.—
Jenseits von Gut und Böse	„	„ 4.—,	„	„ 5.—
Zur Genealogie der Moral	„	„ 2.75,	„	„ 3.75
Der Fall Wagner. Nietzsche contra Wagner	„	„ 1.—,	„	„ 2.—
Götzen-Dämmerung	„	„ 1.50,	„	„ 2.50

Einbanddecken zu den Einzeldrucken klein 8° . . . . . pro Decke „ 1.—

Einzeldrucke in Miniaturformat.

Also sprach Zarathustra.		Gedichte und Sprüche.	
Broschirt	ℳ 6.—	Broschirt	ℳ 4.—
Amerik. Leinen	„ 7.—	Amerik. Leinen	„ 5.—
Grün Leder	„ 8.—	Grün Leder	„ 6.—
Ächt Pergament	„ 8.50	Ächt Pergament	„ 6.50

Einbanddecken zu den Miniatur-Ausgaben:
Amerikanisch Leinen ℳ 1.—. Ächt grün Leder ℳ 2.—. Ächt Pergament ℳ 2.50

Nietzsche-Portraits. Cabinet-Photographie 1872 . . . . . ℳ 2.—
Cabinet-Photographie 1882 . . . . . „ 1.75

Elisabeth Förster-Nietzsche.

Das Leben Friedrich Nietzsche's.

Erster Band.

VIII u. 369 Seiten mit 2 Lichtdruckporträts, Abbildung des Geburtshauses, Schrift- und Notenfacsimiles und einer Notenbeilage.

Groß 8°. Broschirt 9 Mark, gebunden 11 Mark.

Zweiter Band erste Abtheilung.

XII u. 342 Seiten mit einem Lichtdruckporträt u. einem Brieffacsimile.

Groß 8°. Broschirt 8 Mark, gebunden 10 Mark.

Die II. Abtheilung des II. Bandes ist in Vorbereitung.

Aus den Besprechungen.

Das Buch der Schwester Nietzsche's besitzt einen vielleicht nicht ganz unwesentlichen Vorzug: es bringt Thatsachen. Und einen zweiten: es bringt nur Thatsachen. Die Dokumente allein reden. Kein überflüssiges Raisonnement. Es ist von jenem echt vornehmen Grundgefühl durchdrungen, das sich verbietet, dem Leser fixe und fertige Urtheile zu präsentiren. Es setzt Leser voraus, nicht oberflächliche penny-a-liners. Hiermit soll beileibe nicht gesagt sein, daß es des ordnenden Geistes entbehre. Man mache, um sich vom Gegentheil zu überzeugen, einmal den Versuch, sich selbst die Aufgabe dieser Biographie übertragen zu denken —: dann wird man erst die feine, vorsichtige, sorgfältige, liebenswürdige Arbeit bewundern. **Die Zukunft.**

Ein besonderes Interesse, auch für weitere, um philosophische Probleme wenig bekümmerte Kreise, erhält der zweite Band dadurch, daß in ihm die Beziehungen Nietzsche's zu Richard Wagner dargestellt sind, und daß wir hier die Entstehung und den Fortgang des Bayreuther Unternehmens, das seiner Zeit als eine Culturthat sondergleichen in Scene gesetzt wurde, ziemlich genau verfolgen können. Charakteristische Briefe des „Meisters" und seiner Frau, anmuthige Bilder aus ihrem häuslichen Leben, allerlei Menschliches von der Wagnergemeinde, dies zusammen bildet ein Stück Culturgeschichte, das sich unterhaltend und spannend wie ein Roman liest. Nur würden diejenigen sich in ihren Erwartungen getäuscht fühlen, die hier pikanten Klatsch suchten; das Ganze ist in durchaus vornehmem Tone gehalten. Wie in dem ersten Bande der Biographie ist auch in diesem zweiten die Verfasserin bemüht gewesen, so viel als möglich die Thatsachen selbst sprechen zu lassen, seien es Aeußerungen Nietzsche's und seiner Freunde, sei es das im Zusammenleben mit ihrem Bruder selbst Erlebte und Beobachtete. **Literarisches Centralblatt.**

Paul Mongré.

Sanf' Ilario.

Gedanken aus der Landschaft Zarathustra's.

Groß 8°. 24 Bogen. Brosch. Mark 6.50, geb. Mark 8.50.

. . . Der Verfasser scheint in allen Wissenschaften und Künsten zu Hause zu sein . . . Mongré ist auf der Suche nach immer neuen Anregungen und Aufregungen . . . Er bemüht sich, die Persönlichkeit von jedem Zwang der Logik, der Gewöhnung, der Moral und der Religion zu befreien und löst dabei die Continuität der Person selbst auf . . . **Preußische Jahrbücher.**

Vielleicht das geistvollste Buch, das seit den Zarathustrabüchern erschien. Ein auffallend reifer Kopf, ein Geist auf der höchsten Höhe der Ironie spricht sich über alle Fragen des Lebens in Aphorismen aus. **Neue Deutsche Rundschau.**

. . . Jedenfalls liegt hier ein merkwürdigster Fall litterarischen Illusionismus vor, eines der erstaunlichsten Taschenspielerkunststücke . . . **Gesellschaft.**

. . . Daher werden nur stark differenzirte, innerlich zerlegte Menschen Genuß von der Lectüre haben. Sie aber seien mit Nachdruck auf das Buch hingewiesen. **Westermann's Monatshefte.**

Paul Lauterbach.

Aegineten. – Gedanke und Spruch.

Klein 8°. Preis Mark 1.—.

Unbedeutend sind die kurzen Epigramme nicht. Das Büchlein ist dem Meister des Zarathustra gewidmet und auch ohne diesen Hinweis würde man sofort erkennen, daß der Verfasser ein Schüler Nietzsche's ist. **Magazin.**

Die Sammlung theilt den Vorzug aller guten Werke dieser Art, den nämlich, daß wir beim Lesen meinen verkörpert zu sehen, was wir als dunkles Problem halb unbewußt in uns tragen. **Vossische Zeitung.**

Dr. Georg Biedenkapp.

Denkdummheiten.

Klein 8°. Brosch. Mark 1.50, geb. Mark 2.—.

Dem trefflichen Buche Dr. Wustmann's: *Allerlei Sprachdummheiten* hat Dr. Biedenkapp in Frankfurt a. M. eine gleiche Schrift: „*Denkdummheiten*, Merkworte geistiger Selbstzucht" an die Seite gestellt. Im ersten Abschnitt spricht der Verfasser von dem *Superlativismus*, wie er es nennt und rügt, daß wir oft in der Ausdrucksweise unwahr sind, indem wir *übertreiben* und z. B. Einen für den größten aller Sterblichen erklären, der doch nur *ein großer Sterblicher* ist; und erklären: *Alle Leute* sagen, wo es doch nur einige thun ꝛc. Im zweiten Abschnitt bekämpft er den *Mittelpunktswahn*, in dem der Mensch sich gleichsam zum Mittelpunkt der Welt macht und von sich aus alles mißt und beurtheilt. Im dritten beleuchtet er die *Winkelweisheit*, im vierten die *Sprachfallen*. Es sind nicht gerade große Dinge, die er geißelt; aber das Büchlein kann nicht verfehlen, die Leser zur Wahrhaftigkeit und Bescheidenheit im Reden und Urtheilen anzuspornen. Und darin liegt entschieden der Werth des Buches.

Paul Mongré.

Das Chaos

in kosmischer Auslese.

Groß 8°. 14 Bogen. Brosch. Mark 4.—, geb. Mark 5.50.

Kant's Angriff auf die Metaphysik wird hier vom Autor in verschärfter und eigenthümlicher Weise erneuert, die nicht nur Philosophen, sondern auch Mathematiker und naturwissenschaftlich Gebildete interessiren wird. Eine Untersuchung von Zeit und Raum fördert ungeheuerliche Paradoxa zu Tage, die sich dennoch unabweisbar aufdrängen, wenn man sich die Welt in Wirklichkeit (unabhängig vom Bewußtsein) zeitlich und räumlich denken will. Probleme, wie die ewige Wiederkunft, der vierdimensionale Raum u. dgl., die auch außerhalb der engeren Wissenschaft Theilnahme erwecken, sind hierbei nicht mit Stillschweigen übergangen. Zum Schluß wird der radicale „Agnosticismus" begründet, d. h. jede noch so glaublich erscheinende Aussage über den absoluten Weltkern abgelehnt und der Satz aufgestellt, daß unsere Erfahrungswelt nur ein Fall unter vielen möglichen, ein von unserem Bewußtsein vollzogener Ausschnitt aus dem gesetzlosen Chaos ist. Der Verfasser ist nicht Philosoph von Fach und hofft demgemäß auch den nicht fachphilosophischen Lesern verständlich zu sein!

Heinrich Driesmans.

Die plastische Kraft

in Kunst, Wissenschaft und Leben.

Groß 8°. 14 Bogen. Brosch. Mark 4.—, geb. Mark 5.50.

Der Verfasser dieses Buches betrachtet die Kunst, die Wissenschaft und das Leben, mit welch' letzterem die beiden ersteren sich durchdringen und in dem sie aufgehen müssen, wenn sie ihrer wahren Bestimmung genügen sollen, als erzeugt und getragen von derselben *plastischen Kraft*, welche den menschlichen Leib gebildet und im Zeugungstriebe noch fort und fort Menschenleiber zu bilden bestrebt ist: künstlerisches Vermögen und Wissensdrang sind ihm nur erhöhte, vergeistigte Abwandlungen dieses Triebes. Er hat sich an das kühne Unternehmen gemacht, von der Kunst der Kunstwerke zur *Kunst des Lebens* die Brücke zu schlagen und der heute allein gewertheten akademischen Wissensbildung, der Gelehrsamkeit, der Gefühlsbildung, das *lebendige Wissen* als ein Höherwerthiges, als die *Bildung der Zukunft* entgegenzustellen. Dem wissenschaftlichen Streben wie dem künstlerischen Vermögen muß der innere *plastische Trieb* zu Hülfe kommen, wenn beide nicht bloß „Technik" bleiben, sondern zu wahrer höherer Bildung führen sollen. Die Ursache der Entartung in Kunst, Wissenschaft und im modernen Leben überhaupt findet der Verfasser in der Erkrankung und dem Verfall der plastischen Kraft des modernen Menschen. Diese wieder zu entfachen und ihr die Wege zu einer neuen höheren Lebensform zu erschließen, hat er sich in dem vorliegenden Buche zur Aufgabe gesetzt. Das Werk behandelt in eingehender Weise die hauptsächlichsten Richtungen in der modernen Kunst (speciell Literatur) und Wissenschaft, und zeigt von dem obenerwähnten Standpunkte aus die hervorragendsten Vertreter auf diesen Gebieten, z. B. Gerhart Hauptmann und Hermann Sudermann, in einem neuen überraschenden Lichte. Jeder Künstler oder Gelehrte, der es ernst nimmt mit den großen, entscheidenden Fragen seines Berufes, wird zu diesem eine Menge neuer anregender, fesselnder Gedanken und Gesichtspunkte bietenden Buche Stellung nehmen müssen.

Dr. phil. Meta v. Salis-Marschlins.

Philosoph und Edelmensch.

Ein Beitrag

zur Charakteristik Friedrich Nietzsche's.

Groß 8°. 7 Bgn. Brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.50.

Die Verfasserin dieser Schrift gehört zu den ältesten Anhängern von Nietzsche's Hauptlehren der späteren Zeit. Seit 1884 mit dem Philosophen persönlich bekannt, hat sie bis zum Beginn seiner Erkrankung mündlich oder schriftlich mit ihm in Verkehr gestanden. Seither mit Interesse der Verbreitung seines Ruhmes und dem raschen Anwachsen der Nietzsche-Literatur folgend, hält sie jetzt den Zeitpunkt für gekommen, ein ernstes Wort von ihrem Standpunkte aus mitzureden.

Prof. Dr. Alexander Tille.

Von Darwin bis Nietzsche.

Ein Buch Entwicklungsethik.

Groß 8°. 20 Bogen. Brosch. Mark 4.50, geb. Mark 6.—.

In diesem Buche unternimmt es der den deutschen Lesern wohlbekannte Verfasser, zum ersten Male ein übersichtliches Bild von einer der mächtigsten Bewegungen in den modernen Weltanschauungskämpfen der germanischen Stämme zu zeichnen. Wenn überhaupt Jemand berufen ist, den Werdegang der Entwicklungsethik in Deutschland und England während des letzten Menschenalters darzustellen, so ist es sicher der Autor. Nach Herkunft und Bildungsgang ein Deutscher und Schüler Wundt's, und seinem Beruf nach seit einem halben Jahrzehnt Docent an einer der größten britischen Universitäten, hat er seit geraumer Zeit, wie kaum ein Zweiter, mitten in dem Austausch des Geisteslebens zwischen beiden Völkern gestanden und darf daher als der berufenste Berichterstatter über dieses Gebiet gelten.

Prof. Dr. Alexander Tille.

Deutsche Lyrik von Heute und Morgen.

Mit einer geschichtlichen Einleitung.

Klein 8°. LXXVII u. 183 S. Brosch. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Aus der Einleitung: Weise Dichterworte finden nicht immer die Beachtung, die sie verdienen. So hat die Mehrzahl der deutschen Lyriker des letzten halben Jahrhunderts es sich keineswegs angelegen sein lassen, den Wünschen und Nöthen der Zeit in ihren Dichtungen zum Ausdruck zu verhelfen, sondern hat sich damit begnügt, die Gedanken und Formen ihrer größeren Vorgänger zu wiederholen. Erst das letzte Vierteljahrhundert, die Zeit des neuen deutschen Reiches, hat eine größere Anzahl neuer lyrischer Ansätze gebracht, die zwar die Tradition der vorausgehenden Zeit fortpflanzen, zugleich aber der deutschen Dichtung namentlich inhaltlich eine ganze Reihe Gebiete erschlossen und neue Züge einverleibt haben. Diese Ansätze zusammen und ihren Zusammenhang mit den Bestrebungen unserer Zeit aufzuzeigen, ist die Aufgabe meines Buches gewesen; es enthält nur Dichtungen aus den Jahren 1869—1895 und beschränkt sich auf solche, die in irgend einer Weise für das geistige Leben unserer Zeit bezeichnend sind.

Dr. Paul Weisengrün.

Das Problem.

Grundzüge einer Analyse des Realen.

Groß 8°. 13 Bogen. Broschirt Mark 3.—, geb. Mark 4.25.

Inhalt: Erstes Buch. Erkenntniß-Theorie und Weltanschauung. I. Kapitel. Die erkenntniß-theoretische Analyse. II. Kapitel. Das Methodische, Symmetrische und Aphoristische im Denken. III. Kapitel. Der Begriff Weltanschauung. Zweites Buch. Das Wesen der Analogie. I. Kapitel. Gedächtniß und Phantasie. II. Kapitel. Die primäre Analogie. III. Kapitel. Die secundäre Analogie (Selbstanalyse). Drittes Buch. Das Problem. I. Kapitel. Das Reale. II. Kapitel. Das Leben. Viertes Buch. Theorie und Praxis. I. Kapitel. Die Quintessenz der Moral. II. Kapitel. Die Typen des Intellekts.

„Man glaube nicht, daß die Schrift nur für Philosophen interessant sei und daß sie etwa keine Beziehung mit dem praktischen Leben habe. Wer das erste Kapitel gelesen hat, wird auch das Ganze lesen. Man wird, sobald man sich einigermaaßen in diese Schrift vertieft, gefesselt, ja fortgerissen. Wen nicht das Hauptproblem interessirt, den werden die Charakteristiken Cäsar's und Napoleon's, Jean Paul's und Nietzsche's, Shakespeare's und Dostojewski's, die Abschnitte über Hamlet und über die Psychologie der Frau, die Kapitel über den Pessimismus und die Quintessenz der Moral sicherlich interessiren."

Westungarischer Grenzbote.

Kennst du das Land?

Eine Büchersammlung für die Freunde Italiens.

Die Sammlung „Kennst du das Land?" will in zwanglos erscheinenden, einzeln käuflichen Bänden den zahlreichen Freunden des schönen Welschlandes anregenden Lesestoff bieten; sie wird denen, die Italien bereisen wollen, als vorbereitende und belehrende Lectüre dienen, den Reisenden selbst ein unterrichtender und unterhaltender Begleiter sein, den Heimgekehrten frohe Stunden der Erinnerung bereiten, und denen endlich, deren Sehnsucht nach Italien noch keine Erfüllung fand, wenigstens eine ideelle und ideale Brücke zum Lande ihrer Wünsche schlagen.

Band I. **Auf Goethe's Spuren in Italien.** I. Theil. Oberitalien. Mit einer Karte. Von Julius R. Haarhaus.

Band II. **Die Fornarina.** Von Paul Heyse.

Band III. **Volksthümliches aus Süditalien.** Von Professor Woldemar Kaden.

Band IV. **Rom im Liede.** Eine Anthologie. Mit Illustrationen. Von Gustav Naumann.

Band VI. **Aus dem Vatican.** Ernstes und Heiteres. Von Hektor Frank.

(Fortsetzung umstehend.)

Band VI. **Sommerfäden.** Hundstage in Italien. Von Prof. Gustav Floerke.
Band VII. **Aus meinem römischen Skizzenbuche.** Von R. Voß.
Band VIII. **Auf Goethe's Spuren in Italien.** II. Theil. Mittelitalien. Mit einer Karte. Von Julius R. Haarhaus.
Band IX. **Auf Goethe's Spuren in Italien.** III. Theil. Unteritalien. Mit einer Karte. Von Julius R. Haarhaus.
Band X. **Alltägliches aus Neapel.** Von A. Kellner.
Band XI. **Im glücklichen Campanien.** Von Dr. R. Schoener.
Band XII. **Das Trinkgeld in Italien.** Von Dr. Rudolf Kleinpaul.
Band XIII. **Römische Culturbilder.** Von Dr. Max Ihm.
Band XIV. **Mailand.** Ein Gang durch die Stadt und ihre Geschichte. Von Dr. phil. et theol. Heinrich Holtzmann.
Band XV. **Die Pontinischen Sümpfe.** Mit einer Karte. Von Dr. Alfred Ruhemann.
Band XVI. **Hesperische Bilderbogen.** I. Theil. Von Consul Aug. Kellner in Neapel.
Band XVII. **Hesperische Bilderbogen.** II. Theil. Von Consul Aug. Kellner in Neapel.
Band XVIII. **Erzählungen aus Rom.** Von C. W. Th. Fischer.

Die Bände können in drei verschiedenen Ausgaben bezogen werden:
In broschirter Ausgabe . . . . . zum Preise von Mark 2.50
In braunem Leinenband . . . . . „ „ „ „ 3.—
In reichem Liebhaberband . . . . . „ „ „ „ 4.—

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Urtheile über: Kennst du das Land?

„Wie eine Erquickung empfinde ich es, daß ich diese Bücherschau nicht mit dem „Weheruf" gegen den Materialismus in unserer Literatur zu schließen brauche. Vor mir liegt ein Häuflein Bücher, allesammt Glieder einer Sammlung, deren Titel lautet: Kennst du das Land? Aus diesen Büchern dringt es wie lauter Sonnenschein. **Velhagen & Klasings Monatshefte.**

Zu der großen Zahl deutscher Bücherſammlungen ist in „Kennst du das Land?" ein Unternehmen getreten, das die volle Aufmerksamkeit aller, die sich für das Land der Sehnsucht aller Deutschen, das schöne Welschland interessiren, vollauf verdient; die Sammlung erfüllt ihre gewiß nicht kleinen und leichten Aufgaben voll und ganz. **Atelier.**

Allen Freunden Italiens ist eine Sammlung zierlicher, mit feinem Geschmack ausgestatteter Bändchen gewidmet, deren stimmungsvoller Titel lautet: „Kennst du das Land?". Die Idee ist ausgezeichnet und hat einen Vater, dessen sie sich nicht zu schämen braucht: Goethe trug sich mit dem Plan, mit seinem Freunde Heinrich Meyer eine Reihe von Bänden zu veröffentlichen, die alles, was er über sein geliebtes Italien zu sagen hätte, enthalten sollten. Und die, welche die Idee jetzt ausführen wollen, können nichts Besseres thun, als sich von dem Geiste des alten Goethe führen lassen. Schon der erste Band liefert uns davon einen schönen Beweis. Wir können der Sammlung die besten Auspicien für die Zukunft verkünden. **K. F. Koehler's Litterarischer Katalog.**